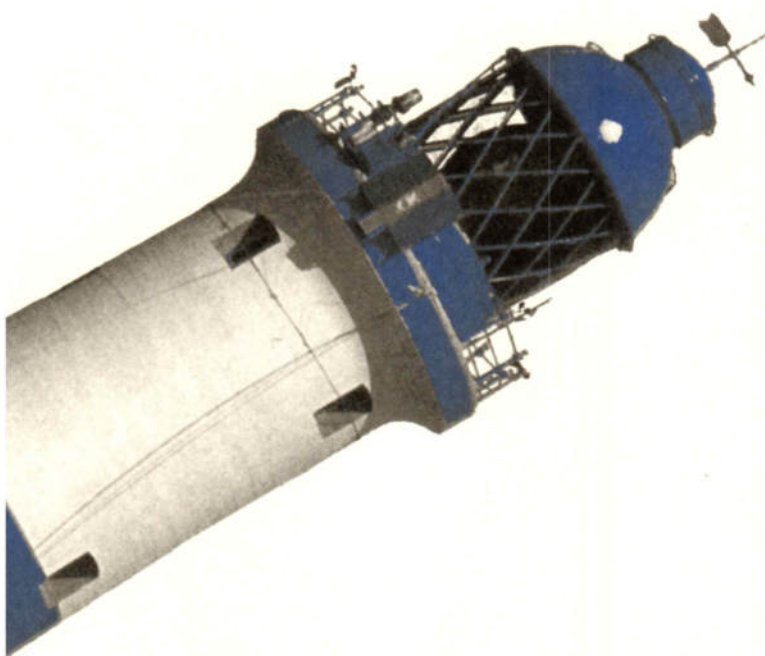


saarbrücker hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

95

Sommer 2006
EUR 7,80



Kultur satt

Neue Musentempel in Luxemburg
und Lothringen

Kultur platt

Aufstieg oder Fall der Kulturpolitik
im Saarland

Filmstadt

Kino zwischen Fun und Frust

Megawatt

Die ersten 20 von 10 000 Jahren
Strahlung

Zeitgeschichte

Jubeldeutsche an der Saar

Literatur

Förderpreis der Landeshauptstadt:
Susanne Schedel
Werkstattgespräch mit
der SR2-Hörspielredaktion

Galerie

Objekte von Elke Richert

Fenster nach Frankreich

Heiliger Berg in Lothringen

Wirtschaft

Cluster – Variante der Leuchtturmpolitik?

Rezensionen

Gulden, Stigulinszky
Restaurantführer

saarbrücker hefte Nr. 95, Sommer 2006

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e. V.

Redaktion:

Georg Bense, Bernhard Dahm, Achim Huber, Dietmar Schmitz, Herbert Temmes,
Elisabeth Thalhöfer, Herbert Wender (v. i. S. d. P.), Reinhard Wilhelm

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon/Fax: (0681) 58 54 18
e-mail: info@saarbruecker-hefte.de

Postadresse:

Saarbrücker Hefte, Postfach 102616, 66026 Saarbrücken

Internet:

www.saarbruecker-hefte.de

Verlag:

Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken
Telefon: (0681) 416 33 94, Fax: -95, e-mail: info@pfau-verlag.de

Herstellung:

Druckerei und Verlag Steinmeier, Nördlingen

Layout:

Sigrid Konrad

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 7,80

Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendungen von Manuskripten an die Postfachadresse der Redaktion.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Georg Bense, Wilfried Busemann, Bernhard Dahm, Hans Emmerling, Johannes Großmann,
Judith Hüser, Hans Peter Klauck, Michelle Klöckner, Michael Kunkel, Nina Loos,
Ivica Maksimovic, Eva Mendgen, Sven Rech, Josef Reindl, Herbert Temmes, Anke Schaefer,
Dietmar Schmitz, Christoph Schreiner.

Abbildungen:

Georg Bense; Paul Burgard und Ludwig Linsmayer: *Der Saarstaat – L'Etat Sarrois. Bilder einer vergangenen Welt – Images d'un monde passé*, Saarbrücken 2005; CA2M/Shigeru Ban Architects Europe & Jean de Gastin/Arte Factory; Pierre-Olivier Deschamps/Agence VU; Hans Emmerling; Elena Filatova; Gerhard Heisler; Jörg Hejkal; kino achteinhalf; Landeshauptarchiv Koblenz; Elke Richert; Saarländischer Rundfunk; Saarländisches Landesarchiv Saarbrücken; Denis Scuto; Stardust; Roland Stigulinsky; Jürgen von Thomä

Titelabbildung:

Henning Carstensen, Bornholm

ISSN 0036-2115

ISBN 3-89727-338-1

Für freundliche Unterstützung danken wir der Landeshauptstadt Saarbrücken,
Saarland Sporttoto GmbH sowie unseren Werbepartnern.

saarbrücker hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft* 95

Inhalt

Editorial	5	Ausgrenzen und Überwachen Ein Kaleidoskop saarländischer Innenpolitik
Kulturpolitik	8	<i>Christoph Schreiner</i> Glaube. Leiden. Hoffnung? Woran die saarländische, speziell die landeshauptstädtische Kultur krankt
Kabarett	18	Ich möchte ein Clown sein und immer lachen Zum Gedenken an Hanns Dieter Hüsch
	19	Hüsch sucht den Meyer (I)
Museen	21	<i>Anke Schaefer</i> La Moselle im Kunst-Glück Blick auf das Centre Pompidou, den FRAC und die Museen in Delme und Vic-sur-Seille
	26	<i>Eva Mendgen</i> Alles wird gut. Zu Gast bei Freunden in der Großregion
Kabarett	33	Hüsch sucht den Meyer (II)
Kino	35	<i>Nina Loos</i> Stiefkinder des Olymp Eindrücke aus der Schülerjury des Max-Ophüls-Preis 2006
	37	<i>Georg Bense</i> »Wir sind toll, wir sind arm!« achteinhalf – Plädoyer für ein Kino
Musik	41	<i>Michael Kunkel</i> Lichtblicke »Mouvement – Musik im 21. Jahrhundert« in Saarbrücken
Kabarett	43	Hüsch sucht den Meyer (III)
Kunst	45	<i>Georg Bense</i> In einer Aura der Stille Anmerkungen zu einem (fast) vergessenen und doch wichtigen Buch über Oskar Holweck
	50	Bilderleben Lukas Kramer – Zum Fünfundsechzigsten
Galerie	52	Elke Richert

- Zeitgeschichte** 57 Der Dicke »mußte« weg
Ivica Maksimovic zu Plakaten der »Volksbefragung über das Europäische Statut für das Saarland 1955«
- 64 *Judith Hüser*
Quo vadis: Europa oder Vaterland
Kirche, Katholiken und die Saarabstimmung 1955
- 68 *Wilfried Busemann*
Nichts Neues an der Saar
Ein Nachruf auf den 23. Oktober 2005
- 71 *Michelle Klöckner und Johannes Großmann*
»Herr Fietz, wir müssen's Mäntelchen umhängen«
Die Merziger katholische Presse im Abstimmungskampf 1933–1935
- 76 *Hans Peter Klauck*
Gustav Simon, der Satrap aus Saarbrücken
Gauleiter des Mosellandes
- Wirtschaft** 81 *Josef Reindl*
Cluster-Inszenierungen
Wie sich eine Region um den Verstand bringt
- Hörspiel** 87 Verstaubt in der Ecke? – Perspektiven des Hörspiels
Ein Werkstattgespräch mit Anette Kührmeyer, Frank Johannsen und Robert Karge von SR 2 Kulturradio
- Fenster nach Frankreich** 93 *Hans Emmerling*
Lothringer Szenerien II: La Colline inspirée
- Literatur** 98 *Susanne Schedel*
Weißt du noch, dieser schreckliche Film mit Brad Pitt?
- 110 *Dietmar Schmitz*
Zwanzig Jahre Super-GAU von Tschernobyl,
zwanzig Jahre Kernkraftwerk Cattenom
Ein literarisches Memento
- Rezensionen** 117 Alfred Gulden, Frau am Fenster und andere Geschichten
(*Hans Emmerling*)
- 117 Roland Stigulinszky, Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung
(*Georg Bense*)
- 118 Saarländische Restaurantführer (*Sven Rech*)

Ausgrenzen und Überwachen

Ein Kaleidoskop saarländischer Innenpolitik

Horst Bernard hat über lange Jahre hinweg an der Aufarbeitung der Geschichte des Polizeigefängnisses Neue Bremm in Saarbrücken mitgewirkt. Nicht zuletzt seinem Engagement ist es zu verdanken, daß Licht in das Dunkel der traurigen Vergangenheit jenes Ortes an der deutsch-französischen Grenze gelangt ist. Horst Bernards Vater war Jude, und seine Familie mußte wegen ihrer antifaschistischen Haltung nach dem 13. Januar 1935 vor dem Terror der Nationalsozialisten fliehen. Er ist Vorsitzender der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) im Saarland.

Günther Becker ist der Vorsitzende des Innenausschusses des Saarländischen Landtages und Mitglied der CDU. Als zu Beginn dieses Jahres im Innenausschuß des Landtages ein Gesetzesentwurf diskutiert werden sollte, wie die Durchführung öffentlichkeitswirksamer Veranstaltungen von Neonazis an Gedenkorten nationalsozialistischer Greuelthaten verhindert werden kann, hat Günther Becker Horst Bernard, der zunächst als Sachverständiger geladen war, die Teilnahme an der Anhörung versagt. Begründet hat er dies mit der Mitgliedschaft Bernards in der VVN, einer Organisation, die aus der ehemaligen DDR gelenkt worden sei.

Einige Wochen später war den Medien zu entnehmen, daß das Mitglied der WASG und des Deutschen Bundestages, Oskar Lafontaine, vom saarländischen Verfassungsschutz beobachtet werde. Wiederum einige Wochen später gelangte dann ein Gesetzesentwurf des Saarländischen Innenministeriums an die Öffentlichkeit, wonach öffentliche Straßen und Plätze videoüberwacht und Fahrzeugkennzeichen verdachtsunabhängig registriert werden sollen. Und noch einmal kurze Zeit danach stellte sich nach der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zur Problematik der Rasterfahndung hinsichtlich ausländischer Studierender heraus, daß die bestehende saarländische Rechtslage verfassungswidrig ist, da diese eine solche Fahndung ohne konkreten Verdacht rechtsgefährdenden Handelns zuläßt.

Anhand dieser wenigen Beispiele läßt sich eine Linie der saarländischen Innenpolitik feststellen, die auf Ausgrenzung und Überwachung zielt. Nun ließe sich einwenden, daß es schon immer Aufgabe der Innenpolitik gewesen sei, Gefahren vom Allgemeinwesen abzuwenden, weshalb im Rahmen präventiver Maßnahmen auch die Mittel der Segregation und der Registrierung po-

tentieller Störer der Staatsordnung erforderlich seien. Eine solche Politik hat aber gleichwohl die Grundrechte der Verfassung und die Menschenrechte einzuhalten. In letzter Zeit ist es jedoch in Mode gekommen, die Freiheitsrechte mit dem Argument ihrer Verteidigung grundlegend zu beschneiden und zu verletzen.

Wo geistige Auseinandersetzung stattfinden müßte, findet im Saarland Ausgrenzung statt. Selbstgerecht wird – wie im Falle Horst Bernards – festgelegt, mit wem diskutiert wird und mit wem nicht. Unberücksichtigt bleibt das Verdienst dieses Mannes an der Aufarbeitung eines düsteren Kapitels der Geschichte Saarbrückens. Und das muß im Hinblick auf das Thema »Neue Bremm« allein ausschlaggebend sein. Günther Becker und der CDU ist im Zusammenhang mit der braunen Vergangenheit die Frage zu stellen, was Marinerichter a.D., ehemalige KZ-Baumeister und Kommentatoren der Rassegesetze in einer sich christlich nennenden Partei zu suchen haben. Wieso ist ein Hans Filbinger als Wahlmann bei der Wahl des Bundespräsidenten tragbar, ein Horst Bernard als Sachverständiger im saarländischen Innenausschuß jedoch nicht? Eine solche Auseinandersetzung ist mit Sicherheit ebenso erforderlich, wie die um Irrungen und Wirrungen sich links verstehender Politik. Es geht aber nicht an, dann die eigenen Verwicklungen und Verquickungen zu leugnen und zu verdrängen. Gefordert ist der gesellschaftliche Diskurs. Dieser ist nur durch freie und schöpferische Auseinandersetzung zu erreichen, nicht aber mit einer polizeilichen Politik gegen unbotmäßiges Denken. Provinzielles Mittelmaß und Starrsinn passen so gar nicht zu einem »Aufsteigerland«. Fortschritte im gesellschaftlichen Diskurs werden nicht durch Marginalisierung und Stigmatisierung erreicht. Das mag in einem Land mit mangelnder Streitkultur viel verlangt sein, bleibt aber nichts desto trotz *conditio sine qua non*.

Solange saarländische Innenpolitik von gesellschaftlicher Auseinandersetzung ungerührt obrigkeitsstaatlich agiert, ist die Aufmerksamkeit der Bürger dringend erforderlich, um einer weiteren Aushöhlung der Freiheitsrechte entgegenzuwirken. Wenn das Saarländische Innenministerium den hier lebenden Menschen – entgegen allen Erkenntnissen der kriminologischen Forschung – weismachen will, daß immer und überall Gefahr drohe und daß deshalb zu ihrem Schutz in ihre Freiheitsrechte eingegriffen werden muß, liegt es am Souverän, ob er sich das gefallen läßt.

Bernhard Dahm

Preisrätsel

Der Gesuchte sagt von sich selbst, daß er in Saarbrücken Student war, parallel aber bereits an der Sorbonne in Paris sein Studium fortsetzte.

»Ich hatte natürlich Kontakt als ehemaliger Angehöriger der französischen Armee zu den französischen Behörden zunächst des Gouvernement Militaire, später auch des Haut Commissariat und wußte um die Absicht der Franzosen, mit der Universität des Saarlandes einen kulturellen Schwerpunkt im Saarland zu schaffen und an der Grenze Lothringens.«

Wesentlich sei für ihn gewesen, daß er ab 1. Januar 1954 zum Mitarbeiter und Pressesprecher des Amtes für Europäische und Auswärtige Angelegenheiten des Saarlandes berufen wurde unter dem damaligen Leiter dieser Einrichtung Gotthard Lorscheider.

Auch als Hochschullehrer war der Gesuchte an der hiesigen Universität tätig. Davon kann er folgendes berichten:

»Mein Prinzip war es im allgemeinen, von einem aktuellen Ereignis oder einer aktuellen Entwicklung auszugehen, um dann die politischen Hintergründe zu schildern und sowohl meine persönlichen Erfahrungen, als auch jene Kenntnisse einzubringen, die ich bei meinem Studium in Paris am »Institut d'Études politiques« [...] gewonnen hatte. [...] Bemerkenswert war jedoch eine relativ internationale Besetzung des Auditoriums, und der Saal, der uns damals zur Verfügung stand – ich könnte nicht mehr beschreiben, wo er war – war bei meinen Seminaren stets besetzt. Ich habe, wenn ich von Erinnerungen persönlicher Art sprechen muß, nur angenehme Erfahrungen gemacht. Es ist auch keineswegs zu politischen Kontroversen gekommen, weil ich mich wohlweislich auf innenpolitische Fragen oder unmittelbare Streitfragen im deutsch-französischen Verhältnis in diesem Rahmen nicht eingelassen habe.«

»[...] Ich gehöre [...] zu den Gründern der AGA [Allgemeine Studentengemeinschaft für Internationalen Austausch, Red.]. Und zwar ist diese AGA hervorgegangen aus einer Niederlassung, aus einer Délégation de l'Association Française de la Sarre. Eine etwas altmodische Einrichtung, die schon zwischen den beiden Weltkriegen – also bis zur Saarabstimmung von 1935 – existiert hatte, und die die französische Saarpolitik zu koordinieren suchte. [...] Am Ende waren wir vor allem ehemalige Studenten, die sich dann aus der Heinestraße längst fortbegeben hatten und in die Stahlstraße in ein stattliches Haus umgezogen waren. Dort hatten wir eine sehr fröhliche Geselligkeit und waren also politisch in keiner Weise abgekapselt oder auf einen gewissen politischen Kurs festgelegt.«

Wenn Sie den Gesuchten erkannt haben, dann schreiben Sie uns seinen Namen. Unter allen richtigen Einsendungen verlosen wir zwei Eintrittskarten für das kino achteinhalb in Saarbrücken.



Glaube. Leiden. Hoffnung?

Woran die saarländische, speziell die landeshauptstädtische Kultur krankt

Von Christoph Schreiner

Seit Jahr und Tag wird über Sinn und Zweck der saarländischen Kulturpolitik debattiert. Was müßten ihre Essentials sein? Welche Konzeption ihr zugrunde liegen? Der nachfolgende Text versucht eine Bestandsaufnahme sowohl der Kulturpolitik der Landeshauptstadt wie auch der des Landes und macht einige Vorschläge, was konkret zu tun wäre.

Die kulturpolitische Ausgangssituation

Es müßte in den Köpfen beginnen. Das ist das Problem. Die Selbstgenügsamkeit müßte ein Ende haben. Dieses ewige Das-ist-uns-gut-genug-Denken, das keinen Schritt weiter bringt. Folglich kann Saarbrücken, kann dem Saarland gar nichts besseres passieren, als daß andere es ausstechen und ihm seine Grenzen aufzeigen: Luxemburg, Metz, Straßburg, Mannheim. Abgehängt zu werden, was für ein Glück! Vielleicht rüttelt das auf. Dabei ist die sich verschärfende Konkurrenz mit anderen Städten und Regionen eine Chance: Die Kultur im Saarland weiterzuentwickeln, wird nur dann gelingen, wenn man sich mit dem Bestehenden nicht zufriedenen gibt. Ziel muß sein, was noch nicht ist. Insoweit können die Qualitätsmaßstäbe gar nicht hoch genug liegen.

Hat dies irgend etwas mit der Praxis der hiesigen Kulturpolitik zu tun? Leider nicht. Von Charlie Bick, dem künstlerischen Leiter der SommerSzene, stammt der Satz, daß Qualitätsverlust inzwischen »nicht mehr gespürt wird, von Politikern sowieso nicht«. Genau das ist das Verhängnis – und also der Anknüpfungspunkt, soll sich hierzulande nachhaltig etwas ändern.

Unerläßlich dafür ist, daß Kultur von Politik und Wirtschaft als gesellschaftlicher Produk-

tivfaktor begriffen wird. Politisch bemißt sich dies nicht nur am Grad ihrer finanziellen Förderung, sondern auch an dem Rang, den man ihr beimißt, und damit untrennbar verbunden: an Konzepten. Gibt es für die Kultur der Landeshauptstadt oder des Landes schlüssige kulturpolitische Konzepte? Nein. Man verteilt nur immer knapper werdende Budgets, bezuschußt auf rituelle Weise Institutionen und

fördert halbherzig das ein oder andere Projekt. Aber weiterführende Ideen? Profilbildungen? Experimente? Strukturdebatten? Fehlanzeige.

Bestenfalls betreibt die Kulturpolitik hierzulande Besitzstandswahrung – und rettet, was andere zerschlagen wollen. Wobei selbst die, die den Rotstift führen, prinzipiell – mit anderen Worten: solange es nichts kostet – immer für Kultur sind.

Bestes Beispiel aus der jüngeren Vergangenheit: Im Saarbrücker OB-Wahlkampf überboten sich die Kandidaten Hecken (CDU), Britz (SPD), Nehl (FDP) und Breuer (Grüne) wechselseitig

in ihren vermeintlich unumstößlichen »Versprechen«, im Falle ihrer Wahl den Kulturretat keinesfalls weiter zu dezimieren. Bald nach der Wahl – und es spielt hierbei keine Rolle, daß die Wahlsiegerin Charlotte Britz hieß – wurde der Kulturretat wieder um eine halbe Million gekürzt. Das sind immerhin vier Prozent des rund zwölf Millionen Euro umfassenden Etats, von dem alleine die Personal- und



Der geizige Bäcker: Symbol der städtischen Kulturpolitik?

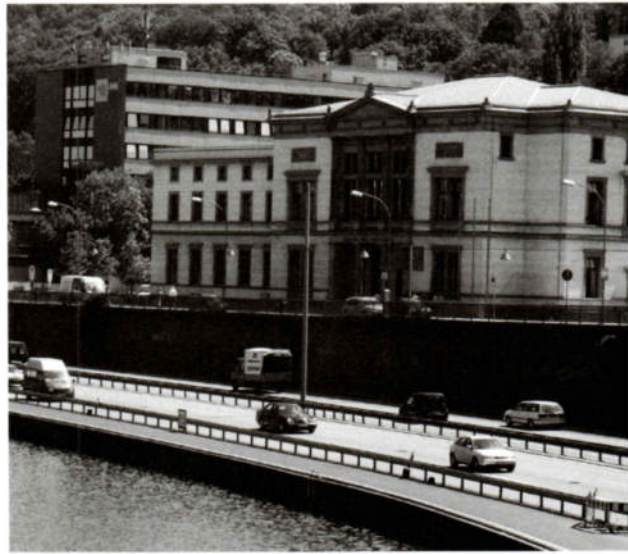
Sachkosten (Mieten, Nebenkosten) etwa die Hälfte verschlingen.

Das Beispiel lehrt: Der Stellenwert der Kultur ist der eines Feigenblatts. Im Grunde ist die Kultur im Saarland den meisten politischen Gewerbetreibenden in Stadt und Land nur ein chices Einstecktuch.

Ihre Umwegrentabilität, sprich: ihr volkswirtschaftlicher Nutzen, leuchtet zwar selbst denen ein, die mit ihr nichts anfangen können, sobald sie mehr als gepflegte Unterhaltung sein will. Sie aber als Movens heutiger Lebensqualität zu begreifen und für die regionale Identitätsbildung gezielt auszubauen, fiele Kulturpolitikern nicht ein. Vielmehr begreift man in Zeiten klammer Kassen in allen Parteizentralen den Kulturhaushalt als Abbruchetat. Als einen Sack freiwilliger Leistungen, der im Handumdrehen aufgeschnürt und mit zwei, drei haushälterischen Tritten wieder etwas mehr zusammengestaucht wird. Weil angeblich immer irgendwo »noch Luft« sei.

Wenn seit Jahren im Sinne einer nachhaltigen Kulturpolitik in der Republik dafür gerungen wird, Kultur zur Pflichtaufgabe zu machen, so hat das genau diesen Grund: sie nicht länger als Verfügungsmasse zu begreifen, die man nach Belieben schmälert. Solange man Kultur nur als Subvention und nicht als Investition in Bildung und Lebensqualität auffaßt, wird sich daran nichts ändern.

Genau deshalb wäre – weit mehr als bislang geschehen – auch die freie Wirtschaft gefordert, sich durch Sponsoring und Privatstiftungen ausdauernder zu engagieren. Lebensqualität bemißt sich heute mehr denn je am Freizeitwert einer Region. Also müßten hiesige Unternehmen schon aus Gründen ihrer Mitarbeiterbindung ein ureigenes Interesse daran haben, mehr zu sein als nur von Fall zu Fall spendable Lückenfüller bei wegbrechenden öffentlichen Zuschüssen. Daß Kulturförderung Imagearbeit einer Region ist und diese wiederum ein maßgebliches Instrument von Ansiedlungspolitik, hat sich in den Unternehmen zwar langsam herumgesprochen. Viel mehr aber auch nicht: Die saarländische Sponsorenlandschaft bleibt eine karge. Der Schulterschluß von Politik und Wirtschaft fehlt. Dabei könnte doch der Ausbau der vorhandenen Kulturlandschaft ein wirksames Gegenmittel gegen die alarmierenden Abwanderungstendenzen sein.



Mit Leuchtturmpolitik ist kein Staat zu machen

Reflexhaft predigt man zwar – vorzugsweise tun dies Polit-Akteure mit einem publicitygeschulten Blick fürs Große – die Förderung von »Leuchttürmen«. (Auch damit deren Licht auf die zurückstrahlen möge, die über ihr Fortbestehen entscheiden.) Mit Leuchttürmen allein aber ist noch kein Staat zu machen. Zumal in einem Land, das allem Lokalpatriotismus zum Trotz an einem ausgeprägten Minderwertigkeitskomplex leidet und deshalb begierig um jede noch so kleine überregionale Erwähnung seiner kulturellen Hervorbringungen buhlt. Dabei ist gerade diese Überbewertung einer flüchtigen überregionalen Resonanz, dieses Sich-Abhängigmachen von auswärtigem Echo, in Wahrheit der kläglichste Ausweis von Provinzialität.

Die Tendenz zur Selbstschwächung in diesem Land bleibt jedenfalls bemerkenswert. Auswärtigen wie der neuen Theaterintendantin Dagmar Schlingmann geht dies um so schneller auf, gab Schlingmann unlängst zu verstehen, daß man hier ständig mit einer gewissen Hingabe an der Kultur herumkrittele, anstatt anzuerkennen, daß das kulturelle Angebot sich im Bundesvergleich (trotz der geringen Etats) sehen lassen könne.

Hier aber wird es aus alter defätistischer Gewohnheit lieber geringgeschätzt. Den Rest an Selbstschwächung betreiben all die Kleinkriege, die hinter den Kulissen zwischen diversen Kulturtreibenden immer aufs neue angezettelt werden. Einen Zusammenhalt im Dienst der Sache sucht man vergebens.

Würden etwa Museumsmacher für Themenausstellungen öfter und selbstverständlicher kooperieren, würden sich freie Kulturinitiativen vereinen, statt zum Teil gezielt gegeneinander zu agieren, man hätte tatsächlich so etwas wie Synergieeffekte in der saarländischen Kulturszene. Auf dem Feld der Kulturpolitik dagegen wirken die ostentativ und in steter Regelmäßigkeit behaupteten angeblichen Synergieeffekte wie ein billiges Ablenkungsmanöver. Alle suchen sie, keiner findet sie. Mag sein, daß diese große Chimäre deshalb zur Lieblingsvokabel politischer Sonntagsreden geworden ist.

Natürlich ist nicht zu bestreiten, daß es Fälle gibt, wo mittels Kooperationen Einspar-effekte zu erzielen sind. Die sehr, sehr langbärtige Idee einer landesweiten Festival GmbH setzt genau hier an. Nur sind die Damen und Herren Volksvertreter im Regelfall die letzten, die Für und Wider von Kooperationen einzuschätzen wissen. Nicht selten verfolgt bei ihnen das Einfordern von Synergieeffekten den Zweck, Sparmaßnahmen zu bemänteln. Der Nachweis, daß die Neutralisierungsrechnungen aufgehen, ist naturgemäß nie erbracht worden.

Leuchttürme, Breiten- und Alternativkultur und mittendrin das Phantom Synergieeffekte – man weiß nicht so recht, worauf das alles eigentlich hinauslaufen soll. Ob dies klarer wird, wenn man näher draufschaut?

Defizite der Saarbrücker Kulturpolitik

Was der Saarbrücker Kulturpolitik, um mit ihr zu beginnen, auf frappante Weise fehlt, sind Ideen und leidenschaftliche Fürsprecher. Wer je das unsägliche Klein-Klein städtischer Kulturausschußsitzungen erlebt hat, weiß, daß von dieser Seite wenig mehr als nichts zu erwarten ist. Um so mehr müßte der Kulturdezernent ein beständiger, weil unorthodox denkender Ideenlieferant sein – mit klaren Visionen und dem für ihre Umsetzung unerläßlichen politischen Geschick. Walter Schwarz-Paqué ist bislang weit davon entfernt, solchen Anforderungen auch nur annähernd gerecht zu werden.

Ihn nun kurzerhand zum Buhmann erklären zu wollen, hieße aber, es sich zu einfach zu machen und abzulenken von anderen gewich-

tigen Gründen für die zu konstatierende Stagnation. Vor allem scheint die Kulturszene selbst seit Jahren in ein tiefes Phlegma gefallen. Es gibt Gegenbeispiele – die Kulturinitiative Stattbad etwa, das äußerst agile Jazz-Syndikat oder die Dudweiler Scala-Bewegung. Vorherrschend aber sind Frustration und Selbstbezogenheit. Die Szene ist ohne inneren Zusammenhalt. Jeder schaut, nicht von ungefähr, wo er bleibt. Die Politik interessiert sich im Grunde nur für die etablierte Hochkultur. Freie Initiativen mußten und müssen um karge Alimente betteln, ein unwürdiges Hinhalten, Jahr für Jahr.

Als vor zwei Jahren inmitten eines neuerlichen großen Spargemetzels völlig offen war, ob es nach der OB-Wahl noch ein Kulturdezernat geben würde, wartete man bezeichnenderweise vergeblich auf Opposition aus den Reihen der Kulturschaffenden. Es schien sie nicht weiter zu interessieren. Dabei mußte – wem, wenn nicht ihnen? – klar sein, daß ein Wegfall des Dezernats den Stellenwert der Kultur weiter untergraben würde. Ähnlich aufschlußreich war die Resonanz auf Schwarz-Paqué's Kulturentwicklungsplan aus der freien Szene: Ideen äußerte man so gut wie keine – um so mehr aber die Sorge um die eigenen Pfründe.

Hinzu kommen unter den Kulturschaffenden aller Fassung verbreitete Klängeleien – so hält man sich gegenseitig in Schach (und im Extremfall auch schachmatt). Die Folge: ein Verharren im Gewohnten. Der Filz reicht bis in die Führungsetagen wichtiger Kulturinstitutionen. Warum sollte es dort auch anders zugehen? Dadurch fraktioniert sich noch stärker, was ohnehin schon in diverse Gruppen und Grüppchen separiert ist. Wer alles mit wem warum kann und nicht kann und über Kreuz oder aber verhandelt ist, entscheidet nicht selten darüber, was geht und was nicht. Auch damit hat Walter Schwarz-Paqué – und hätte jeder an seiner Stelle – zu kämpfen.

Weil der Saarbrücker Stadtrat alles andere als eine kulturaffine Gesellschaft ist, wäre es um so mehr Aufgabe des Dezernenten, die Leerstellen in Rat und Verwaltung durch beharrliche Überzeugungsarbeit auszufüllen. Dazu fehlt Schwarz-Paqué, der es allen zu sehr recht machen will, bislang nicht allein die Durchsetzungskraft, sondern auch der nötige parteipolitische Rückhalt. Nicht viel anders erging



Flickwerk ist keine Verbesserung

es schon seinem Vorgänger Rainer Silkenbeumer. Nur verstand dieser es besser als Schwarz-Paqué, parteiübergreifend zu agieren und von Fall zu Fall Sachkoalitionen zu schmieden. Geschwächt durch Krankheit und verschlissen von der chronischen Finanzmisere und dem obwaltenden Ungeist in der Verwaltung, verlegte sich Silkenbeumer indes in den letzten Jahren weitgehend auf bloße Schadensbegrenzung. Impulse blieben unter der Maßgabe zu »retten, was zu retten ist« aus. Schwarz-Paqué setzte als politischer Seiteneinsteiger hier nahtlos an. Statt für neuen Wind zu sorgen und die Offensive zu suchen, begann er seine Amtsgeschäfte fatalerweise sogleich im Gestus der Defensive. Als lautete die Devise, Minimales statt Maximales zu erreichen.

Der von Schwarz-Paqué auf den Weg gebrachte Kulturentwicklungsplan gleicht konsequenterweise eher einem Ideenzerstäubungsplan. Man wird das Gefühl nicht los, als diene diese als Vision in Schritten verkaufte bloße Bestandsaufnahme der geförderten Kultur dazu, die Ideenlosigkeit des Dezernenten und seines Mitarbeiterstabes zu kaschieren. Das ganze Papier atmet den Geist der üblichen Besitzstandswahrung. Anstatt dezidiert Schwerpunkte und strukturelle Ansätze einer künftigen Kulturpolitik auszuweisen, erschöpft sich Schwarz-Paqué's »Dialogplattform« weitgehend in einer summarischen Auflistung des Vorhandenen. Nichts wird in Frage gestellt, nichts visioniert. Man macht besten-

falls Inventur. Das ist entschieden zu wenig, um den eigenen Anspruch einzulösen, auf diesem Weg eine »konzeptionelle Neuorientierung« der Saarbrücker Kultur zu initiieren.

Hinzu kommt, daß das Papier eklatante handwerkliche Fehler aufweist. Da sich in der Landeshauptstadt naturgemäß die Kultur des Landes fokussiert, hätte Schwarz-Paqué's buchhalterische Auflistung geförderter Initiativen und Institutionen schon aus Gründen der Systematik auch jene einschließen müssen, die aus Mitteln des Landes oder privater Kulturanbieter finanziert werden. Wenn man sich schon die Mühe macht, einen solchen rein deskriptiven Entwicklungsplan zu erstellen, warum bleibt man dann auf halbem Wege stehen? Wo im Sinne einer umfassenden Bestandsaufnahme ein Gesamtableau geboten werden müßte, begnügt man sich wieder einmal mit dem üblichen Flickwerk.

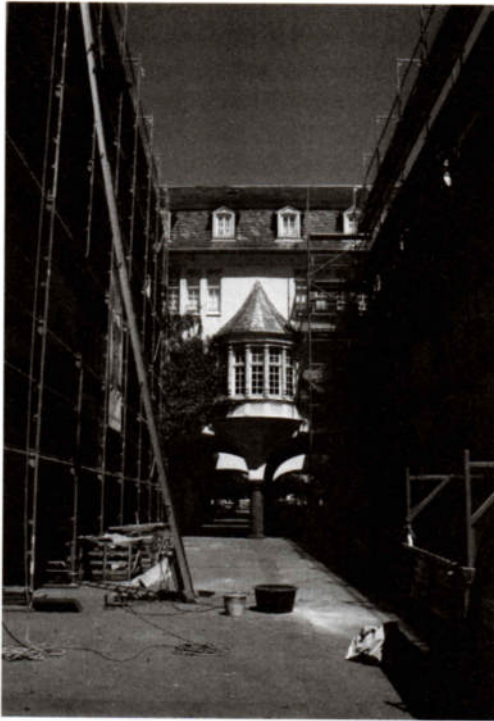
Überblickt man die Saarbrücker Kulturpolitik der letzten Jahre, wird offenbar, daß neue Impulse ausblieben und statt dessen schleichend, doch kontinuierlich Kulturabbau betrieben wurde. Jene minimalen strukturellen Akzente, die gesetzt wurden, blieben vorübergehender Natur, da sie inzwischen aus Spargründen wieder aufgegeben wurden. Dazu gehören die noch zu Zeiten Silkenbeumers initiierte Atelierförderung für Bildende Künstler oder die Idee kostenloser Kultur-Litfaßsäulen als bescheidene Marketingmaßnahme für die freie Szene.

Sieht man von Schwarz-Paqué's zweifelhaften Plänen für eine Kulturuferpromenade ab, erschöpfen sich die Impulse seiner bislang ein- einhalbjährigen Arbeit als Dezernent in Petitionen wie der Öffnung des Innenhofs der Stadtgalerie – ausgenommen die auf den Weg gebrachten Ringvorlesungen im Rathaus im Zuge der rühmenswerten Bemühungen um eine stärkere Verankerung der Universität in der City.

Was dagegen gerne als Erfolg der jüngeren Saarbrücker Kulturarbeit gehandelt wurde, waren faktisch keine Verbesserungen, sondern verhinderte Verschlimmerungen. So gelang es Schwarz-Paqué im Verein mit in dieser Frage einsichtigen Kommunalpolitikern, den fatalen Plan abzuwenden, das kommunale Filmhaus zu verlagern, was vermutlich mittelfristig dessen Tod bedeutet hätte. Gleiches gilt für die verhinderte finanzielle Austrocknung des

Kleinen Theaters im Rathaus. Was bleibt, sind offene Baustellen zu Genüge, ohne daß absehbar ist, ob und welche die Stadt womöglich in Grabstellen zu verwandeln gedenkt.

Sinnfälligstes Beispiel: die unwürdige Hinhaltrepolitik hinsichtlich der Stadtgalerie, deren Mietvertrag man 1997 zum Jahresende 2007 gekündigt hat, ohne damit – angeblich – etwas präjudizieren zu wollen. Seit das Land dem Saarlandmuseum einen vierten Pavillon offeriert, deutet einiges daraufhin, daß das Konzept Stadtgalerie am Saarufer seine Fortsetzung erfahren könnte. Sinnvoll wäre dies, weil beide, Moderne Galerie wie Stadtgalerie, wechselseitig profitieren würden und diese Bündelung eine Forcierung bedeutete – sofern die Stadt ihren finanziellen Beitrag dazu leistet und der vierte Pavillon kein Phantom bleibt.



Stadtgalerie: Opfer einer Illusion?

Dem Kulturdezernenten käme eine solche Lösung, weil er die im Herzen der Altstadt gelegenen Stadtgalerie-Räume gern anderweitig nutzen würde, durchaus zupass. Allerdings verbietet sich ein vorzeitiges Aufgeben der Stadtgalerie schon deshalb, weil ein vierter Pavillon wohl frühestens 2009 fertiggestellt sein könnte. Bis dahin müßte für die Stadtgalerie

in jedem Fall Bestandsschutz gelten: Einer Option opfert man nicht eine Realität. Es sei denn, man will gezielt Raubbau betreiben.

Schwarz-Paqué aber geht bereits öffentlich und ohne Not mit der Idee eines Kulturzentrums hausieren, das Künste und Wissenschaft zusammenführen und der Universität einen Brückenkopf in der Innenstadt verschaffen soll. Mehr Interdisziplinarität und mehr Präsenz der Uni wäre zwar prinzipiell wichtig. Die Frage ist jedoch, ob ein Brainpool grundsätzlich und speziell in diesen Räumen Sinn macht. Letzteres ist schon deshalb sehr fraglich, weil die schlauchartigen Galerieräume konzeptionell enge Grenzen setzen. Darüber hinaus kollidierte ein solches wissenschafts- oder soziokulturelles Zentrum wohl mit den Realitäten des Finanzhaushaltes. Ein solcher Ort würde (zumindest auf Zeit) zusätzliche Kosten verursachen, die nach Lage der Dinge der Projektförderung verlorengingen. Nicht einmal 200 000 Euro entfallen in diesem Jahr an Zuschußmitteln auf die gesamte freie Szene. Es wäre lachhaft, dieses bißchen noch weiter abnagen zu wollen.

Außerdem gäbe es für ein Kulturzentrum, dessen Für und Wider man seit einer Ewigkeit hin und her wälzt, geeignetere Orte. Mit dem von einer privaten Kulturinitiative ausgearbeiteten und von politischer Seite inzwischen wieder zurückgedrängten Projekt Stadtbad (in den Räumen des einstigen Stadtbades) liegt ein Konzept für ein alternatives Kulturzentrum vor. Doch statt solche den gewohnten parteipolitischen Denkmuff aufwirbelnden Initiativen offensiv einzubinden, bremst man sie peu à peu aus. Wenn man ein Kulturzentrum nicht nur als Hort von Proben- und Auftrittsstätten auffaßt, sondern als urbanes Laboratorium begreift, wird klar: Eher schon als die Flickschustereien aus dem Kulturamt erinnert das Projekt der Initiative Stadtbad an einen Kulturentwicklungsplan. Offen bleibt, ob ein solches Kulturzentrum in einer Stadt kurzer Wege wie Saarbrücken notwendig ist. Das wird noch zu diskutieren sein.

Diskussionsbedarf besteht auch im Hinblick auf die Zukunft der beiden wichtigsten Festivals in der Stadt. Während das Max-Ophüls-Festival außerhalb jeder Kritik steht und – wenngleich bei eingefrorenem Etat – auf gutem Wege ist, fehlt den Perspectives seit längerem, worüber Ophüls verfügt: ein klares

Profil und der nötige Rückhalt in Politik und Öffentlichkeit. Michèle Paradon warf nicht zuletzt deshalb das Handtuch, weil zu viele an Programm und Profil der Perspectives mitreden wollten. Eine zersetzende Rolle spielte dabei nicht zuletzt die Kulturbükratie in Gestalt der Totgeburt Perspectives GmbH, die ihre vielfach behauptete Effizienz nie erwiesen hat und sich zusehends als bloße Beschäftigungsmaßnahme für das städtische Verwaltungspersonal entpuppt – und nebenbei für die Landeshauptstadt als bequemer Weg, ihren Förderbetrag für das Festival Perspectives stillschweigend zu mindern. Eingedenk dessen, daß sie ihren Zuschuß im Vorjahr bereits halbiert hat, liegt der Beitrag der Stadt deutlich unter dem, den Land und Département Moselle jeweils beisteuern. Ein verräterisches Detail – es zeigt, wie heutzutage Saarbrücker Kulturengagement aussieht.

Einige Ansätze für eine nachhaltigere Saarbrücker Kulturpolitik

1,4 Prozent des Saarbrücker Haushaltsvolumens werden gegenwärtig noch für Kulturbelange aufgewendet. Aber selbst dieses Siebzigstel scheint angesichts einer halben Milliarde städtischer Schulden manchem Verantwortlichen noch zuviel. Gerade weil die Kulturpolitik seit Jahren darniederliegt und die alten gedanklichen Trampelpfade weiter gehegt und gepflegt werden, müßte sich ein produktiver Veränderungswille zwingend an Personen (Künstlern, Musikern, Kreativen, Denkern) festmachen.

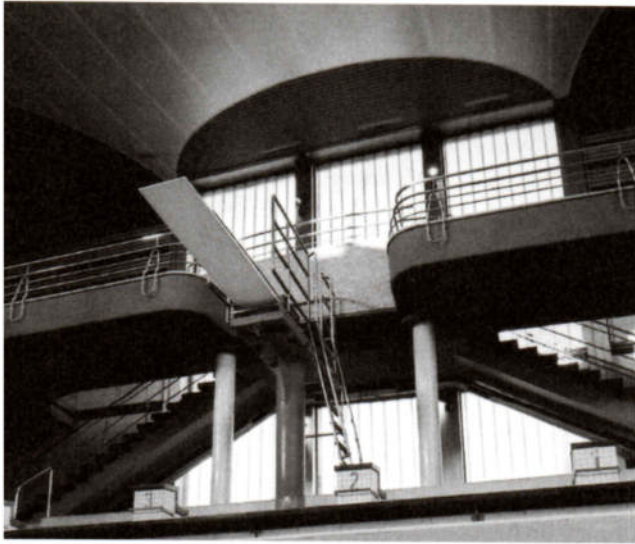
1. Um das vorhandene kulturelle Potential produktiv nutzbar zu machen, wäre man gut beraten, die Kulturschaffenden stärker in die Kulturpolitik einzubeziehen. Dazu aber müßte man sie ernst nehmen, z.B. indem man ein Fachgremium aus Künstlern beriefe, das regelmäßig im Kulturausschuß gehört werden müßte. Sicher, mit dem Städtebaubeirat und der Kunstkommission zeigen die bestehenden Fachgremien, die allerdings auch offenkundig nicht offensiv genug agieren, daß man sie im Ernstfall gegebenenfalls ignoriert oder ins Leere laufen läßt. Dazu eher befähigt sein könnte ein aus jüngeren Künstlern (mit größerem Leidensdruck) bestehendes Forum, das entgegen der politischen Praxis nicht von oben nach unten und meist bar jeder Sach-

kenntnis denkt, sondern von den konkreten Bedürfnissen der Basis her.

2. Kulturförderung müßte auch Infrastrukturförderung bedeuten. Und damit auch die Förderung von Orten. Unverbrauchte Orte wirken für Kulturpflanzungen wie Gewächshäuser. Heute wirkt die Kunst immer seltener ganz aus sich heraus. Das Publikum sucht Gesamtkunstwerke aus Aura, Ambiente und Kunst. Orte bilden die Resonanzräume. Auch in diese Richtung – einer Erweiterung der topographischen Landkarte nicht etablierter Kulturoorte – müßte man Kulturförderung heute denken. Weil aber die Bürokratie (in Gestalt von Sicherheitsauflagen und Ordnungsamt) ihren großen Widersacher, die Improvisation, schon immer zu zähmen verstand, dürften auf diesem Weg, wenn man ihn denn ginge, haufenweise Steine liegen.

3. Weil die finanziellen Spielräume winzig sind, sind geldwerte operative Spielräume nur mittels Umschichtungen des Kulturetats zu erreichen. Das aber verlangte den Mut, die finanziellen Verteilungsschlüssel neu zu überdenken. Allerdings sollte man sich nicht der Illusion hingeben, daß sich mittels solcher Umschichtungen im Kulturetat viel bewegen ließe. Was aber bliebe dann? Um einmal groß statt klein zu denken: Die Stadt müßte ihre Immobilien veräußern – nicht um ihre Schuldenlast zu mindern, sondern um aus den Erlösen eine Bildungs- und Kulturstiftung zu kapitalisieren, deren alleiniger Sinn und Zweck die möglichst umfassende kulturelle Bildung von Kindern und Jugendlichen wäre. Weil morgen sie bestimmen werden, was unser Gesellschaftssystem jenseits der Kapitalisierung aller Verhältnisse zusammenhalten wird. Während heute nachmittägliche Bildungsprojekte bereits daran zu scheitern drohen, daß die städtischen Zuschüsse für Hausmeister-Überstunden gestrichen wurden, wäre eine Kulturstiftung eine tragfähige Antwort auf die soziale und kulturelle Verwahrlosung vieler Kinder. Eine einzige Zahl verdeutlicht den Abgrund, an dem wir gesellschaftlich stehen: Ein Viertel aller Sozialhilfeempfänger in Saarbrücken ist unter zehn Jahre alt.

4. Und was bliebe, um tiefer zu stapeln, jenseits einer solchen Stiftungsoption? Ein neues Verständnis von Kulturpolitik müßte entwickelt werden. Der alte etatistische Ansatz, wonach sich Kulturpolitik im wesentlichen im



Stadtbad: Immobilienverkauf als Notlösung

gewohnheitsrechtlichen Verteilen von Fördergeldern erschöpft, müßte zwingend einem strukturellen Ansatz weichen. Die Ausgangsfrage wäre: Welche Strukturen müssen geschaffen werden, um das vorhandene kulturelle Potenzial a) auszubauen, dieses b) besser zu vernetzen und zu koordinieren und c) eine nachhaltigere und effizientere Förderung zu betreiben? Folge müßte sein, daß auch Verteilungsautomatismen ausgedient hätten.

5. Ganz konkret könnte eine solche Strukturförderung etwa folgendes beinhalten: Hilfreich wäre für die Kulturszene ein kompetenter Ansprechpartner, der die Künstler ein Stück weit jenes aufreibende Selbstvermarktungsgeschäft lehrte, um sich im (über)regionalen Förder- und Sponsorenschub besser zurechtzufinden. Oder: Würde die Stadt technisches Equipment oder Personal verleihen (von Proberäumen wollen wir gar nicht erst reden), wäre manchen Projekten womöglich mehr Kontinuität beschieden.

Defizite und Probleme der Kulturpolitik des Landes

Das Fördergebar des Landes ist nicht wirklich besser als das seiner Landeshauptstadt. Auch wenn gerne das Gegenteil suggeriert wird: Das Land gibt aufs Ganze gesehen pro Kopf nicht mehr für Kultur aus als seine Hauptstadt, sondern nach einer jüngsten Hochrechnung sogar weniger: 55 Euro pro

Kopf das Land, 66 Euro die Stadt. Weil man die maßgeblichen Adressen der hiesigen bürgerlichen Kultur staatlicherseits alimentiert – das Staatstheater, die Stiftung Saarländischer Kulturbesitz und die beiden künstlerischen Hochschulen – zehrt das Land gewissermaßen vom Bonus einer ungleich repräsentativeren Kulturförderung, was der Kultusminister auch immer wieder publikumswirksam auszuspielen weiß. Während den Kommunen der undankbare Part zufällt, mit kargen Mitteln kulturelle Suppenküchen zu betreiben, um die Tröge der Semiprofessionellen von Zeit zu Zeit ein wenig zu füllen, hält sich das Land nicht mit solchem Klein-Klein auf, sondern kapriziert sich auf die regionalen Schwergewichte.

Als erstes nahm sich der Kultusminister, der die Kulturpolitik seit 1999 mehr im Nebenberuf betreibt (ist Jürgen Schreier doch mit Leib und Seele Bildungsminister), vor einigen Jahren die Stiftung Saarländischer Kulturbesitz vor. Schreier machte sich seit langem kursierende Pläne über eine Neuordnung der Stiftung zu eigen, gab ein Gutachten in Auftrag, ließ den Direktor des Saarlandmuseums, Ernst-Gerhard Güse, schassen – und erlebte danach sein kleines Waterloo, als der von ihm auserkorene Kandidat für den Stiftungsvorstand im allerletzten Moment kniff. Schlußendlich fiel die Wahl dann auf Ralph Melcher, der die Museumsneuordnung nun nicht bloß vollzieht, sondern sie erkennbar professionell gestaltet.

Sofern es Melcher und Schreier, wofür derzeit vieles spricht, tatsächlich gelingen wird, den seit zwanzig Jahren immer wieder ins Spiel gebrachten Neubau eines vierten Pavillons zu realisieren, wäre dies hierzulande fraglos der bedeutsamste kulturelle Akzent seit langem. Daß ein solcher, wohl gut und gerne zehn Millionen Euro teurer Pavillon, der lange als nicht finanzierbar galt, nun zu nicht unwesentlichen Teilen aus Rücklagen der Stiftung realisiert werden soll, erstaunt angesichts der in früheren Jahren stets kolportierten chronischen Klammheit der Stiftung denn doch. Sollte sich dies alles allein Melchers vermeintlich effizienterer Haushaltsführung verdanken?

Für den Kultusminister birgt der Finanzierungsspielraum für den vierten Pavillon indirekt die Gefahr, daß ihn eine andere Vergangenheit wieder einholt. Der von Schreier im

November 2004 auf Geheiß des Ministerpräsidenten und des Finanzministers erzwungene Aderlaß beim Staatstheater erfolgte bar jeder Sachkenntnis. Die Realität sollte der Einsparsumme auf Biegen und Brechen angepaßt werden, nicht umgekehrt. Obwohl Aufsichtsratsvorsitzender des Theaters, begriff Schreier viel zu wenig vom Innenleben der Bühne, um gegenzuhalten. Es dauerte lange, ehe die Politik einsah, daß das verlangte Sechs-Millionen-Opfer einschneidende Folgen für die Substanz des Theaters gehabt hätte. Nachdem das Theater Annual abgewickelt war und Intendant Kurt-Josef Schildknecht abgedankt hatte, erließ die Politik der designierten Nachfolgerin zwanzig Prozent der Einsparlast.

Denkbar, daß in den Köpfen derer, die Anfang 2005 einen breiten Bürgerprotest gegen die SST-Schröpfung formierten, der ein Jahr später schon fast wie eine regionalhistorische Erfindung wirkt, im Falle der Realisierung eines vierten Pavillons der Gedanke aufkommen könnte, der Sparzwang sei vielleicht doch nicht so groß gewesen.

Daß sich jedoch hinter allen Querelen nun mit Dagmar Schlingmanns von Berührungsängsten freien Wirken eine produktive Zäsur am SST abzeichnet, dürfte Minister Schreier den Rücken freihalten. Am Ende wird man ihn womöglich noch als kulturpolitischen Weichensteller rühmen, auch wenn der Output des Ministeriums ansonsten kulturpolitisch dürftig ist – sowohl konzeptionell wie finanziell.

Woran liegt es, daß die Strukturen auch auf Seiten des Landes derart zementiert sind? Einerseits kochen fast alle lieber ihr eigenes Süppchen, anstatt sich an einen Tisch zu setzen. Andererseits fehlen die hierfür notwendigen Vermittler. Die Schaltstellen sind verwaist oder – wie die »Hauptabteilungsleiterin Kultur« im Kultusministerium, Helga Knich-Walter – offenkundig in Erstarrung begriffen. Eigentlich müßten von hier die Impulse ins Land ausgehen. Seit die noch vor fünf Jahren pompös gemalten Pläne der Landesregierung, im großen Stil auf Industriekultur zu setzen, obsolet geworden sind und heute damit nichts anderes mehr als eine bescheidene Wirtschaftsförderung auf alten Industriebrachen gemeint ist, scheint Knich-Walter, deren Faible der Industriekultur galt und gilt, all ihren Enthusiasmus verloren zu haben. Seit die von

ihr geleitete »Stabstelle für Kultur«, die nach der Regierungsübernahme der CDU mit demonstrativer Chefsachen-Geste in der Staatskanzlei angesiedelt wurde, wenige Jahre darauf wieder eingemottet wurde und zur Fachabteilung im Kultusministerium degenerierte, wirkt Knich-Walter wie kaltgestellt. Von eigener Hand?

Jenseits der großen Brocken SST, Stiftung Saarländischer Kulturbesitz und Kulturhochschulen gibt es, was die Kulturförderungen des Landes angeht, weitgehend nur noch trocken Brot. Daß ein Gutteil der außerordentlich regen Breitenkultur im Land – man denke nur an die zahllosen Chöre und Musikvereine – sich selbst trägt, verbrämt ein Stück weit, daß an der Saar die Kulturförderung aus Landesmitteln auch im Bundesvergleich faktisch eher dürftig ist.

Ansätze für eine nachhaltige Kulturpolitik des Landes

Partei- und milieuübergreifend müßte begriffen werden, daß Bildung und Kultur das gesellschaftliche Kapital für die Zukunftsfähigkeit von Stadt und Region sind.

1. Eine vorrangige Aufgabe der Kulturpolitik des Landes müßte darin bestehen, das Potential der beiden Kulturhochschulen – der Hochschule für Musik (HfM) und der der Bildenden Künste (HBK) – stärker zu nutzen und deren Absolventen, jedenfalls die guten unter ihnen, nach Möglichkeit im Land zu halten. Aber wie? Indem man eine Art Gründerzentrum für Künstler auf den Weg brächte und ernsthaft bemüht wäre, ihnen von öffentlicher Hand Aufträge zu erteilen oder Kontakte in die freie Wirtschaft zu vermitteln. Indem man Designern und Malern dauerhaft Atelier-, Ausstellungs- und Verkaufsräume zur Verfügung stellte. Indem man überlegte, inwieweit Musik- und Kunsthochschüler nach dem Vorbild des mus-e-Projekts für die kulturelle Bildung in den Schulen zu gewinnen und zu bezahlen wären.

2. Sinnvoll wäre es ferner – wie Ende der neunziger Jahre im Wahlkampfprogramm der damaligen CDU-Opposition von Monika Beck vergeblich angeregt – unter Mitwirkung des Landes eine Kulturagentur zu begründen, in der engagierte Kulturamtsmitarbeiter (wenn es solche denn gibt) versuchen, hiesigen

Künstlern Auftritte oder Aufträge außerhalb des Saarlandes zu vermitteln, von Kulturamt zu Kulturamt sozusagen. Sieht man von raren Ausnahmen wie dem von Monika Beck, der ehemaligen »Bevollmächtigten des Saarlandes beim Bund«, gemeinsam mit Saartoto-Chef Kurt Bohr auf den Weg gebrachten Saar-Stipendium ab, das hiesigen Künstlern – noch – die Chance bietet, sich ein Jahr lang in Berlin zu erproben, bleiben Initiativen aber aus.

3. Vom dem wie ein Kartenhaus zusammengebrochenen Projekt Industriekultur der Landesregierung ist als Überbleibsel letztendlich nurmehr das Weltkulturerbe Völklinger Hütte übrig geblieben. Meinrad Maria Grewenig zeigt dort zwar, wie man mit professionellem Marketing und populärem Ausstellungskonzept einen Kulturort aufbauen und befördern kann. Allerdings bleibt als Völklinger Schwachstelle, daß die gezeigten Projekte in aller Regel völlig losgelöst von dem Ort bleiben, an dem sie zu sehen sind. Er wird zur Kulisse degradiert. Zu wünschen wäre, daß die Historie dieses Ortes zumindest von Fall zu Fall stärker ins Zentrum rückt.

Auch die dereinst beschworene grenzüberschreitende industriekulturelle Zusammenarbeit mit Frankreich, Luxemburg und Belgien bleibt ein ewiges Ankündigungsszenario.

Müßte der Ministerpräsident in seiner Rolle als Bevollmächtigter des Bundes für die deutsch-französischen Kulturbeziehungen hier nicht endlich einmal Zeichen setzen (lassen)? Die interkulturelle Trumpfkarte, die man im Saarland ziehen könnte, wird offensichtlich nicht als Chance erkannt, die Region über Grenzen hinaus zu profilieren.

4. Auch wenn Geldtöpfe nicht der einzige Indikator für kulturelles Engagement sind – daß das Saarland (nicht anders übrigens als Rheinland-Pfalz, aber das macht die Sache nicht besser) für das Kulturhauptstadtjahr 2007 nur ein Fünfundvierzigstel dessen ausgibt, was Luxemburg investiert, ist durchaus aufschlußreich. Es scheint, daß man eine historische Chance verspielt. Dabei ist die Lehre aus dieser öffentlich zur Schau gestellten finanziellen Schmalbrüstigkeit schnell gezogen: Es muß endlich ein Bündnis zwischen Politik und Wirtschaft her. Das aber würde voraussetzen, daß man Kultur als maßgeblichen Standortfaktor begreift. Genau hier beißt sich im Saarland die Katze in den Schwanz.

Staatstheater: zur Ader gelassen



Wie eine gemeinsame Kulturpolitik von Land und Kommunen aussehen könnte

Nicht von ungefähr wurde der von Saarbrückens Oberbürgermeisterin Charlotte Britz im Frühjahr 2005 ins Spiel gebrachte Stadt-Land-Kulturvertrag ein halbes Jahr später wieder sang- und klanglos ad acta gelegt. Eine Farce war er von Anfang an. Denn ernsthaft (also fernab parteipolitischer Interessen) verhandelt wurde erst gar nicht. Offenkundig endet die politische Bereitschaft, zum Wohle der Kultur (und damit des Landes) an einem Strang zu ziehen, spätestens in dem Moment, wo handfeste fiskalische Interessen berührt werden.

Sie ist alt, die Idee einer stärkeren Profilierung der vorhandenen Kultur landauf, landab. Zwar leidet man im Saarland nicht an zu wenig, aber an zu viel mittelmäßiger Kultur. Das Vorhandene besser zu koordinieren und zu gewichten, ist eine Idee, die unterschiedlichste Spielarten kennt – darunter die immer wieder von Joachim Arnold (nicht uneigennützig) ins Feld geführte Kulturholding, unter deren Dach die jeweiligen Festivals synergetisch zusammenzufassen wären. Kein Festivalmacher aber will sich in sein Handwerk pfuschen lassen. Trotz aller finanziellen Fährnisse und dilettantischen Widernisse gäbe es einige Mittel und Wege, die Kultur im Land (und dieses selbst) voranzubringen.

1. Es müßte sich die Erkenntnis durchsetzen, daß sich dieses kleine Land nicht in derart vielen kleinteiligen Strukturen (ob nun Landkreise, Bezirke oder Kommunen) aufreiben darf, sondern eher wie ein Stadtstaat regiert werden muß. Andere Bundesländer fassen räumliche Einheiten von der Größe des Saarlandes als Landkreis. Die saarländischen Verwaltungskaskaden hingegen bedingen eine bürokratische Aufblähung, die nicht mehr zeitgemäß erscheint. Die Debatte um die Auflösung der Stadtverbandsstruktur Saarbrückens dürfte erst der Anfang einer überfälligen Diskussion um die Verschlinkung kommunaler Verwaltungsstrukturen sein, die schon das im Auftrag der Landesregierung erstellte Hesse-Gutachten gefordert hat. Bis dato vergeblich.

2. Vor diesem Hintergrund ist der über die Jahre immer wieder kolportierte Gedanke einer anzustrebenden landesweiten Koordinie-

rung des Kulturprogramms unbedingt bedenkenswert. Vonnöten wäre eine engere Projekt- und Programmabstimmung zwischen den Kulturamtsleitern, aber auch zwischen Kommunen und Land. Das hieße nicht, den Kommunen ein Kulturprofil aufzupropfen, wohl aber müßte es darum gehen, einerseits zu verhindern, daß fast überall nach demselben relativ austauschbaren Mix à la Comedy meets Rathaus-Kunst ein so gefälliges wie solides Programm gemacht wird. Dieses routinierte Mittelmaß ließe sich fraglos aufwerten, würde das üppig ins Kraut schießende Potpourri weniger im Dienst einer gewissen Gleichförmigkeit stehen, weil (fast) alle nach derselben Rezeptur verfahren.

3. Wo die Kulturangebote bereits ein Gesicht haben wie etwa in St. Ingbert, wo Bildende Kunst und Kabarett das Profil schärfen, sollte dies ausgebaut werden. Wo wie etwa in Saarlouis keinerlei Konzeption erkennbar ist, müßte Qualität durch Spezialisierung gesucht werden, und so fort. Nicht überall will man sich mit kulturellem business as usual zufrieden geben. Das Beispiel Illingen etwa, wo man ungeachtet aller notwendig gewordenen Programm-Kompromisse gleichwohl weiter eine ambitionierte Kulturarbeit verfolgt, lehrt, daß sich auch dort, wo man es nicht unbedingt vermuten würde, einiges bewegen läßt. Es hängt eben – wie immer – maßgeblich an den handelnden Personen.

4. Zwingend wäre, daß die Kulturamtsleiter in regelmäßigem Austausch stünden, Vorhaben sinnvoll aufeinander abstimmten und Impulsaustausch betrieben – immer auch im Hinblick auf mögliche Kooperationsprojekte. Die Realität sieht anders aus – zum Leidwesen engagierter Kulturbeauftragter, die eine solche produktive Supervisions-Struktur vermissen und diese auch nicht gleich mit dem Verlust ihrer kommunalen Kulturhoheit assoziieren würden. Im Kultusministerium wiederum weiß man zwar, daß es an einer solchen Kultur-Koordination mangelt, verlegt sich aber in dieser Frage weiter aufs Nichtstun, woraus gewissermaßen ein Gleichgewicht des Wartens resultiert, das die sattsam bekannte Genügsamkeit fördert.

Ich möchte ein Clown sein und immer lachen

Zum Gedenken an Hanns Dieter Hüsch

Wieviel Ernst, wieviel hintergründiger Humor gepaart mit scharfer Kritik im Lachen eines Clowns, wenn er denn wirklich einer war, verborgen sein kann, hat derjenige erlebt, der Hanns Dieter Hüsch gehört und gesehen hat. Gelacht hat er eigentlich selten. Meist war es eine Art grimmiger Humor, der von der Bühne herunterkam. Scharfe Beobachtungen, bissige Schlußfolgerungen, ironische Betrachtungen zum Zustand der Welt. Seiner Welt. Unserer Welt. »Er war der Poet unter den Kabarettisten. Sein Name steht, auf unverwechselbare Art und Weise, für die literarische Tradition des deutschen Kabarets«, sagte Karl-Heinz Schmieding in seiner Erinnerungssendung für Hanns Dieter Hüsch in SR2 Kulturradio.

Hüsch war seit Mitte der fünfziger Jahre eine Art ständiger freier Mitarbeiter des Saarländischen Rundfunks und gestaltete unter der Regie von A.C. Weiland erste Sendungen. »Mit seinen vielfältigen, speziell für den Funk entwickelten literarisch-kabarettistischen

Aktivitäten über Jahrzehnte hinweg«, so Schmieding, »hat er die unterhaltenden Wortprogramme des SR entscheidend mitgeprägt.« Eine Zusammenarbeit, die seit 1973 immer mehr an Bedeutung gewann, als der *Gesellschaftsabend*, der Hüschs Namen trug, unter Leitung von Karl-Heinz Schmieding aus der Taufe gehoben wurde und seit 1991 als Fernsehsendung *Hüsch & Co* parallel über den Bildschirm ging. Wie Hüsch mit der Sprache umzugehen verstand, welche Art von Wortakrobat er war, zeigt eine kleine Hörfunksendereihe, die täglich außer sonntags, immer um 13.30 Uhr in der Sendung *Noten und Notizen* des SR über den Sender ging. Die *Meyer-Glosse*, kurz hingeschnodderte Wortfolgen und schnelle Satzketzen

mit bewußt eingesetzten Wiederholungen, bissigen Zwischenbemerkungen, Fangfragen an den Moderator der Sendung, die er mit lautem Studiotürschlagen und der immer gleichen Frage, »Haben Sie den Meyer gesehen?«, zu unterbrechen pflegte. Durch diese Glosse erreichte Hüsch im Saarland einen enormen Popularitätsgrad.

Weniger als Nachruf sondern zur Erinnerung an den großen Sprachvirtuosen, der im Dezember 2005 in Windeck (Siegkreis) verstorben ist, zitieren die *Saarbrücker Hefte* drei der kurzen Meyer-Glossen, verteilt über die Seiten dieser Ausgabe, diesmal als Unterbrechung im Programm der Artikelfolge. Das Schlagen der Tür sollte man sich dazu denken.

gb



Karikatur:
© Jürgen von
Thomä

Hüsch sucht den Meyer (I)

Man hört, wie eine Tür aufgeht.

Hanns Dieter Hüsch kommt bei laufender Sendung ins SR Hörfunkstudio. Quatscht den Moderator an.

Entschuldigung, haben Sie den Meyer gesehen? Ich such den nun schon stundenlang. Sie haben ihn also auch nicht gesehen? Sehr komisch ist das, ich kann den nirgendwo finden. Das ist doch kein Ding, ist das. Das ist doch kein Dienstweg. Immer wenn man den Meyer braucht, ist er nicht da, und wenn er da ist, braucht man ihn nicht. Was soll ich denn dazu sagen, dem wollte ich nämlich gerade etwas Interessantes erzählen, das ist doch auch so einer, ich weiß ja nicht ob Sie ihn kennen, das ist einer, der immer so mit Lichtbildern ... und der geht ja auch in Vorträge, ich war da neulich in einem, wie nennt man doch die Dinger, in einem so, das sind so große Häuser, so ... Mehrzweckhaus, ein ... ein ... ein Mehrzweckkulturhaus, wahnsinniges Wort, also ich war da in einem Mehrzweckkulturhaus, wissen Sie, wenn man da reinkommt, da kommt einem Mutter Kultur schon auf verschiedenste Art entgegen, nich' wahr, schon in der Vorhalle – da laufen immer so Junggraphiker herum, und so weiter, immer Kultur auf den Lippen, Kultur in den Augen. Ich war da sehr schüchtern, ach Gott, ich hab da Fragen, wo es da lang geht und so, können Sie mir sagen, hab ich gesagt, wo hier heute abend Das gewandelte Weltbild stattfindet, mit Lichtbildern, nich' wahr, von Dr. Strothe-Hermann, denn das wollte ich dem Meyer sagen, der sollte nämlich auch mal reingehen. Das ist doch interessant. Und die sagten, gehen Sie hier geradeaus, da laufen Sie gerade darauf zu, aber wollen Sie nicht lieber, sagte einer der jungen Kulturleute, wollen Sie nicht lieber in den Marionettenabend in Raum 13 – oder in Raum 14 gibt's Das Parlament und seine Aufgaben, in Raum 4 probiert unsere Theatergruppe einen eigenen Einakter und in Raum 75 gibt es Gymnastik bei den alten Griechen, während in Raum 7 für die Kleinen ein Mal- und Knetkurs angesetzt ist. Nicht zu vergessen in Raum 22 Teigwarengerichte für Fortgeschrittene und in Raum 15 Dostojewskij für Anfänger. Nein, vielen Dank sagte ich, ich möchte gerne ins Gewandelte Weltbild. Das interessiert mich nämlich, nich' wahr, mit Lichtbildern, mit Dr. Strothe-Hermann. – Ja, wenn Sie unbedingt dabei sein wollen, wir machen Sie aber darauf aufmerksam, daß über dem Gewan-

delten Weltbild das Jugendblasorchester probt und daß unter dem Gewandelten Weltbild der Tischtennissaal liegt, der immer sehr frequentiert wird, so daß Sie vom Gewandelten Weltbild vielleicht nur die Hälfte verstehen! Macht doch nichts, sagte ich, ha, ha, ha – im Gegenteil, ich will ja lernen, ich komme ja als Lernender, so höre ich ja von jedem etwas, man soll sich ja für alles interessieren, zum Teufel mit dem Spezialistentum, nich' wahr, ich ging also ins Gewandelte Weltbild und erfuhr dort, daß die Blaskapelle den Jäger aus Kurpfalz einstudierte und daß Tischtennis ein zwar feines, aber ein lautes Spiel sein kann. Und als Dr. Strothe-Hermann zum Schluß seines Vortrags sagte: »Und so leben wir also in einer Welt, die sich gewandelt hat«, da packte über mir die Blaskapelle lautstark ihre Instrumente ein und unter mir wurde der Tischtennissieg arg stürmisch gefeiert. Nach dem Gewandelten Weltbild knipste der Hausmeister das Licht aus und sagte: »Gott sei Dank, daß heute mal früher Schluß ist, da kann ich im Fernsehen in Raum 12 noch das Fußballspiel sehen.« Als ich mich dann ganz langsam durch die Vorhalle hinausschlich, hörte ich, wie einer der immer noch auf- und abgehenden jungen Leute sagte, also, den Meyer, den müßten wir auch mal hierhin holen, nich' wahr? Wissen Sie, deshalb, das wollte ich dem Meyer heute sagen, denn der Meyer macht ja auch so Vorträge, manchmal, so zu Hause, oder auch so in einem Mehrzweckhaus. Aber, ich finde ihn nicht. Sie haben ihn ja auch nicht gesehen, also das ist doch verflixt noch mal, ... ich will doch nicht alles zweimal, ... schließlich habe ich meine Zeit nicht gestohlen. Jeden Tag muß ich dem Meyer nachlaufen, aber nirgendwo ist er zu finden. Das ist nun wirklich keine Ordnung, da müßte man wirklich mal ...

Eine Tür schlägt zu.



La Moselle im Kunst-Glück

Blick auf das Centre Pompidou, den FRAC und die Museen in Delme und Vic-sur-Seille

Von Anke Schaefer

Metz hat's gut. Während sich in Saarbrücken ein Kulturdezernent im Klein-Klein verschleißt und ein Kultusminister bislang vor allem durch Sparvorgaben hervortrat, landet dort in zwei Jahren ein wirklich großes Kultur-Ufo: Das Centre Pompidou Metz. Zunächst war der Eröffnungstermin für 2007 vorgesehen, was gut gepaßt hätte, denn dann sind Luxemburg und die Großregion Kulturhauptstadt Europas, jetzt wird es wohl 2008. Aber, bitte sehr, was sind schon ein paar Monate, wenn es um ein solches Projekt geht.

Das Centre Pompidou Metz: Kunst-Ufo am Bahnhof

Tatsächlich wird die Architektur dieses neuen Museums Ufo-Charakter haben. Das lassen die Pläne und Modelle ahnen. Es wird wie aus dem Orbit gelandet direkt am Bahnhof stehen. Charakteristisches Merkmal: das Dach. Das wird sich von einer 77 Meter hohen Spitze herunterschwingen und sich luftig-leicht über das Haus legen. Flöge man darüber, würde man nicht nur die Teflon-Schicht über dem dünnen, hellen Holz schimmern sehen, sondern auch bemerken, daß das Dach ein Sechseck bildet und in sich auch wieder aus sechseckigen Modulen zusammengesetzt ist. Geschickt! Denkt man... Das hat der Architekt mit Bedacht geplant, um sich die Herzen der Jury zu erobern! Das Hexagon ist ja auch die Form Frankreichs, das mußte der Politik ja gefallen! Doch, danach gefragt, lacht Shigeru Ban (der aus Japan stammende Architekt, der bekannt für seinen Umgang mit leichtem, vergänglichem Material ist, wie etwa der papierne Pavillon auf der Expo 2000 in Hannover). Er lacht und sagt, nein, er habe sich für dieses Dach von einem chinesischen Hut inspirieren lassen, den er eines Tages in Paris gekauft habe. »So ein Hut«, sagt Shigeru Ban, »das ist doch ein wirklich architektonisches Objekt!« Und ein Objekt, das sich aus Sechsecken zusammensetzt. Daß aber das Sechseck

das Symbol für Frankreich sei, das habe er, bezeugt er, erst später festgestellt. Zusammen mit seinem französischen Kollegen Jean de Gastines hat der Japaner vor drei Jahren den internationalen Architekturwettbewerb gewonnen, jetzt arbeitet das Team in einem Büro im Pariser Centre Georges Pompidou an der Ausarbeitung des Dependance-Plans. Ab Juni werden sie aber vor Ort in Metz die Bevölkerung informieren. Dann eröffnet »La maison du projet«, ein kleines, von Shigeru Ban selbst konzipiertes Haus, bestehend aus zwei Containern, die von einem Dach verbunden werden. Von einer auf diesem Dach befindlichen Terrasse wird man die Vorgänge auf der Baustelle beobachten können. Noch geht da allerdings nichts vor sich, es ist bislang nur Brachland zu sehen. Für den Bau des Centre Pompidou Metz waren ursprünglich 35,5 Millionen Euro veranschlagt, inzwischen rechnet man mit 37 bis 39 Millionen, und wenn man den Garten und andere Investitionen in die Umgebung dazurechnet, kommen noch einmal 10 Millionen dazu. Den Löwenanteil trägt der Verbund Metz Métropole (Metz und umliegende Gemeinden), Geld kommt aber auch vom französischen Staat, von der Region Lothringen und dem Département de la Moselle.

Vergleich mit Guggenheim: »Metz wird besser als Bilbao!«

Warum aber überhaupt eine Dependance und warum ausgerechnet in Metz? Die Idee, daß man ein Centre Pompidou in der Region eröffnen könnte, entstand, als das Pariser Haus um das Jahr 2000 herum wegen Umbauarbeiten teilweise geschlossen war und man mit den Werken aus der Sammlung erfolgreich in Frankreich und anderswo auf Tour ging. Außerdem lieferte mit der spektakulären Eröffnung des Baues in Bilbao das amerikanische Guggenheim-Museum ein leuchtendes Vorbild. »Aber wir haben es viel besser als Bil-



Das Centre Pompidou Metz, Gesamtansicht Südseite
 © CA2M/Shigeru Ban Architects Europe & Jean de Gustin/Arte Factory

bao«, freut sich Jean-Marie Rausch, Oberbürgermeister von Metz, »wir sind ja viel näher an unserem Mutterhaus dran, New York – Bilbao, da kostet der Bildertransport viel Geld, bei uns nicht, wir werden eine viel größere Auswahl an Werken haben!« Überhaupt ist Jean-Marie Rausch allerbester Laune, wenn er über das neue Museum spricht. Da entstehe etwas architektonisch »Noch-nie-Dagewesenes« und es sei, sagt Rausch, einfach so gewesen, daß man sich gegenseitig »gefunden« habe. Paris wollte dezentralisieren und Metz habe alles geboten, was dazu nötig war: einen Ballungsraum mit elf Millionen Menschen (Lothringen, Saarland, Rheinland-Pfalz, Luxemburg und Belgien), ein »Grundstücksangebot ersten Ranges«, eine solide Finanzlage (immerhin sei die Stadt Metz und der Verbund Metz Métropole kaum verschuldet) und den festen Willen, das Projekt schnell und zielgerichtet durchzuführen. Und wenn Metz, so ganz im Osten Frankreichs, jetzt aus Pariser Sicht noch etwas abgelegen erscheinen mag, so wird sich das im nächsten Jahr ändern: Dann fahren die ersten Züge des TGV Est und bringen die Reisenden mit einer Spitzen-

geschwindigkeit von 320 km/h in 90 Minuten nach Metz, und das zehnmal am Tag.

Endlich Platz für die ganz großen Werke

Es gibt Gemälde in der Sammlung des Musée National d'Art Moderne (MNAM, das im Pariser Centre Pompidou befindliche Museum), die dort noch nie gezeigt werden konnten, weil sie dort an keine Wand passen. Das gilt etwa für einen Szenen-Vorhang, den Picasso für ein Ballett gemalt hat: *Le Parade*. Dieses Werk wird nach Metz entliehen werden und dort seinen Platz in der Eingangshalle finden, unter dem erhaben-raumgebenden »chinesischen Hut«. 56000 Werke besitzt das MNAM insgesamt, nur 1300 davon können jeweils gleichzeitig in Paris der Öffentlichkeit dargeboten werden. Aus diesem Fundus wird das Centre Pompidou Metz schöpfen, es wird keine eigene Sammlung aufbauen. Malerei, Skulpturen, Fotos, Neue Medien und Performances wird man sehen und erleben, aber es soll vor allem auch ein Kulturort im weiteren

Sinne entstehen. Ein Ort, an den die Menschen gerne kommen, der ein Wohlfühl-Gefühl vermittelt und nicht hermetisch, sondern transparent ist (ganz analog dem Anspruch des Architekten Renzo Piano, der das Pariser Centre Pompidou gebaut hat). Symbol für die Offenheit nach außen ist auch, daß der Besucher von den verglasten Enden der »Galerien« aus (lange Gänge, in denen sich die eigentlichen Ausstellungsräume befinden werden), einen »Postkarten-Blick« (Zitat der Architekten) auf den Bahnhof, den Garten und vor allem die »Skyline« von Metz haben wird. Unklar ist noch, ob man dem Centre Pompidou Metz eine von Paris unabhängige Direktion gestatten wird. Es sei noch viel, viel zu früh, sich darüber Gedanken zu machen, hört man von der Pressestelle, was darauf hindeuten könnte, daß die Diskussion eher kontrovers geführt wird. Verwundern würde das nicht – dezentralisieren, ja bitte, aber: Macht abgeben? Das war selten die Stärke der Pariser Institutionen.

Metz und Kunst: Eine Liaison erst seit kurzem

Metz und die Dependence des Centre Pompidou, das klingt nach hohem Kunstgenuß. Aber daß Metz schon immer eine wahre Kulturstadt und der seit 35 (!) Jahren amtierende Oberbürgermeister Jean-Marie Rausch schon immer ein wahrer Kunstliebhaber gewesen wären, das kann man nun nicht behaupten.



Das Forum © CA2M/Shigeru Ban Architects
Europe & Jean de Gastin/Arte Factory

Daß sich Rausch die Chance auf ein Centre Pompidou nicht entgehen ließ, das spricht für Sinn für Prestige, nicht unbedingt aber für Sinn für Kunst. Centre Pompidou, das steht für internationale Außenwirkung, für Erfolg, da weiß man was man hat. Über Jahre allerdings ist Metz ganz ohne Museum für Bildende Kunst ausgekommen (im Musée de la Cour d'Or hängen zwar Gemälde, aber den Schwerpunkt bilden sie nicht). Das ganz Neue in der Kunst, das, was sich nicht so leicht einordnen läßt, das ist nicht so sehr des Oberbürgermeisters Sache. Dennoch hat auch die zeitgenössische Kunst jetzt ihren sehr sichtbaren Ort in Metz.

Der FRAC: Kunst der Gegenwart

Mit seinen 27 Metern wird der Turm des Hôtel St. Livier nicht an die 50 Meter höhere Spitze des futuristischen »chinesischen Huts« herankommen, aber dafür ragt dieser Turm schon seit rund 800 Jahren in den Metzger Himmel. Das Hôtel St. Livier ist eines der ältesten Häuser der Stadt, erbaut im Stil der Renaissance, und in ihm hat seit zwei Jahren die Kunst der Gegenwart ihren Ort (altes Haus – neue Kunst, ein schöner Gegensatz!). Auf dem Turm prangt der Name des Museums, der gleichzeitig seine Position auf dem Globus markiert – »49 Nord 6 Est«. So getauft von Béatrice Josse, der Direktorin des Fonds Régional d'Art Contemporain (FRAC) Lorraine. »Wir haben diese Buchstaben und Zahlen auf die richtige Seite geschrieben. »49 Nord« zeigt nach Norden, »6 Est« nach Osten«, sagt Josse. »Das ist unser Erkennungszeichen, aber es steht auch für sich, man kann sich an unserem Turm orientieren. Ich mag diese Idee, daß ein Ort für zeitgenössische Kunst ein Referenzort ist, ein richtungsweisender Ort, an dem man den Sinn der Dinge wiederentdecken kann.« Daß es diesen neuen Referenzort für die Gegenwartskunst in Metz gibt, das ist Josse's Hartnäckigkeit zu verdanken. Sie ist quirlig und optimistisch und beharrt darauf, daß man auch den Metzern die zeitgenössische Kunst nahebringen kann. Das Haus des FRAC ist kein Museum im eigentlichen Sinn. »Unsere Projekte spielen mit der Wahrnehmung. Wir wollen zeigen, daß man Kunst erfahren kann, ohne viel kunsthistorisches Wissen zu haben. Es reicht, die Sinne spielen zu lassen!«

Und getreu dieser Überzeugung hat Béatrice Josse das renovierte Haus mit einer Ausstellung eröffnet, die keine war. Das Projekt *White Spirit* zeigte 2004 kein einziges Werk aus der großen, über 600 Werke umfassenden Sammlung des FRAC Lorraine, sondern spielte mit der Farbe Weiß, mit der Leere, mit Hell und Dunkel. Sehen konnte man noch nicht einmal das Innere des Hôtel St. Livier selbst, denn das hatte der österreichische Künstler Hans Schabus mit weißem Karton ausgekleidet und zu einem Labyrinth gemacht. Béatrice Josse widmet sich ziemlich radikal den Strömungen des künstlerischen Zeitgeistes und nimmt in Kauf, daß der ein oder andere Politiker vielleicht gerade mal zur Eröffnung kommt, später aber nie mehr seinen Fuß in das Gebäude mit dem schönen Innenhof setzt. Sie nimmt in Kauf, daß man ihr Programm für »elitär« oder für »viel zu verkopft« hält. Die Stadt Metz hat sich mit keinem Euro an der Renovierung des Hauses beteiligt, die Finanzierung lief allein über Paris und die Region Lothringen. Und dabei belebt der FRAC die Stadt, man erlebt immer wieder die tollsten Sachen. Im Oktober ging es in der Ausstellung *Wall to be destroyed* etwa um das Thema »Wand« oder »Mauer«. Sieben Künstler hatten sich beteiligt und natürlich auch die Mauern im Kopf hinterfragt. Für das Museum selbst hieß das zum Beispiel: Was heißt es denn heute, im 21. Jahrhundert, ein Werk zu kaufen? Wer dabei ein Bild oder eine Skulptur im Kopf hat, muß diese Mauer im Denken einreißen. Der FRAC sammelt immer mehr Werke, die es nur auf dem Papier gibt. »Wir kaufen Verträge mit den Künstlern, wir kaufen Ideen, die wir dann je nach Ort und Ausstellung neu realisieren«, sagt Béatrice Josse. So etwa das Konzept einer horizontalen Wand der Italienerin Monica Bonvicini. Ein ganzer Museumsraum wurde erst mit Styropor und dann mit Gips belegt. Wer darüber lief, sank ein, hinterließ Spuren. Aber viel war schon nach der Vernissage von dem ursprünglich so glatt-grau-säuberlich-glänzenden Fußboden nicht mehr da, der Raum glich bald einem Schlachtfeld. Die Besucher übten anfänglich Zurückhaltung, um dann ihren Aggressionen freien Lauf zu lassen... Dieses vielsagende Experiment kann der FRAC als Ideen-Eigentümer nun anderswo wiederholen und erproben, ob die Menschen – etwa in Delme – friedfertig sind.

Delme: Kunst auf dem platten Land

Delme. Ein kleiner Ort südlich von Metz, ein Straßendorf, in dem man kaum ein Centre d'Art Contemporain erwarten würde. Man fährt dann auch bestimmt erst einmal dran vorbei, denn es befindet sich in einer alten Synagoge, die unscheinbar hinter den parkenden Autos steht und erst auf den zweiten Blick auffällt. Zwar gibt es dieses Zentrum für zeitgenössische Kunst schon seit 1992, es sei trotzdem hier beschrieben, denn es bereichert die lothringische Kunst-Landschaft auf eigensinnige Weise. Das Département de la Moselle investiert in Kultur auch auf dem flachen Land, und das ist erklärter politischer Wille. »Kultur soll überall sein«, sagt Philippe Leroy, der Präsident des Generalrats, »überall, in den Städten und auf dem Land. So daß die Touristen und alle, die uns besuchen kommen, die Kultur und unsere Landschaft immer gleichzeitig genießen können.« Die Synagoge in Delme wurde 1881 erbaut, diente dann 100 Jahre als Gotteshaus und stand schließlich, als die Anzahl der jüdischen Männer im Ort nicht mehr ausreichte, um einen Gottesdienst zu feiern, leer. Dann einigten sich die Israelitische Gemeinde und die lokale Gemeindeverwaltung darauf, hier Kunst stattfinden zu lassen, und machten es zum Centre d'Art Contemporain. Davon gibt es in ganz Frankreich etwa 40, in Lothringen nur dieses eine. Die Synagoge selbst ist nun immer die Grundlage des Werkes, das hier entsteht. Corinne Charpentier, die Direktorin, lädt Künstler aus aller Welt ein, die dann mit der Kuppel, dem Altarabsatz, den runden Fenstern mit dem Davidstern, mit den Säulen und der Balustrade arbeiten. Der Franzose Daniel Buren zum Beispiel hat den auffallend schön proportionierten Innenraum der Synagoge 1997 farblich geteilt: Eine Seite ließ er weiß, die andere tauchte er in helles Blau und Gelb. Der Japaner Tadashi Kawamata ließ 1998 einen Berg von ungeordneten braunen Stühlen in ihm »fallen«, und der Amerikaner Pae White montierte ein buntes Mobile an die Decke, während der Fußboden den baumelnden Teilchen in kraftvollem Blau entgegenschimmerte. Wer einmal hier war und dann wiederkommt, der erkennt den Ort oft fast nicht wieder. Er verändert sich jedesmal völlig, und das drei- bis viermal im Jahr. Und es sind viele, die wiederkommen. Pro Ausstellung

zählt Corinne Charpentier 1500 Besucher, was nicht übel sei, meint sie, bedenke man, daß dieser Ort für die zeitgenössische Kunst inmitten der lothringischen Getreidefelder liege.

Größtes Museum im kleinsten Ort: Georges de La Tour in Vic-sur-Seille

Ebenfalls inmitten der lothringischen Felder liegt der 1500-Seelen-Ort Vic-sur-Seille. Und hier steht am Marktplatz seit drei Jahren das Musée Georges de La Tour (vgl. ausführlicher *Saarbrücker Hefte* 90, Herbst 2003). 3,3 Millionen Euro hat sich das Département Moselle den Bau kosten lassen, der in seinem Allerheiligsten inzwischen zwei Gemälde des berühmten Malers, der 1593 hier geboren wurde, zu bieten hat. Ursprünglich gab es nur den *Johannes der Täufer in der Wüste* zu sehen, das Gemälde, um das man das Museum sozusagen herumgebaut hat. 2004 kaufte der Generalrat der Moselle dann auf einer Auktion *Profil de Femme* dazu, das Fragment eines Bildes, das einmal größer gewesen sein muß. Zu sehen ist eine Frau (vielleicht die Heilige Anna?), auf deren Antlitz sich das Licht spiegelt (vielleicht ein Feuerschein?). Der goldene Schimmer ist einmalig und typisch für Georges de La Tour. Neben seinen Bildern ist eine dem Louvre gestiftete Privatsammlung französischer Malerei (16.–18. Jahrhundert) zu sehen. Das Musée Départemental Georges de La Tour verzeichnet rund 19000 Besucher im Jahr, allerdings waren es letztes Jahr 4000 weniger, weil beide Georges-de-La-Tour-Bilder auf einer Ausstellung in Japan gezeigt wurden und deshalb für vier Monate außer Haus waren. Außerdem wurde der Marktplatz von Vic-sur-Seille neu gestaltet – eine Baustelle im Sommer, das mögen die Besucher nicht. Doch das Experiment: Kunstmuseum auf dem Land, abgelegen, weit weg (nächste große Stadt: Nancy) – es funktioniert.

Mit Kunst in die Zukunft: Lothringen macht's vor

Lothringen. Geprägt vom Strukturwandel, auf dem Weg zu einem neuen Selbstbild. Kunstmuseen spielen dabei eine große Rolle. Vor ein paar Jahren mußte man die Bildende Kunst in Metz und Umland noch suchen ge-

hen... Regionale Geschichte und Archäologie schienen wichtiger zu sein. Das hat sich geändert. Mit der Dependence des Centre Pompidou hat Metz vielleicht tatsächlich die Chance, »in den Rang einer großen europäischen Kulturmetropole aufzusteigen«, wie es sich der Oberbürgermeister Jean-Marie Rausch wünscht. Das wird dann ausstrahlen. Auf Lothringen, aber auch auf die Großregion. In Luxemburg wird zudem im Juli das Musée d'Art Moderne Grand Duc Jean eröffnet, geplant von dem sino-amerikanischen Architekten Ieoh-Ming Pei. Seit vielen Jahren baut man dort eine Sammlung moderner und zeitgenössischer Kunst auf. Auch das wird ausstrahlen. Von beiden Museen kann das Saarland profitieren, aber sie bedeuten auch Konkurrenz. Welcher kunstsinnige Tourist wird nach Saarbrücken kommen, wenn Metz und Luxemburg so viel Glamouröseres zu bieten haben? Jürgen Schreier, der saarländische Kultusminister, sieht Handlungsbedarf. Es hat die Öffentlichkeit überrascht, als die CDU unlängst einen Parteitage beschloß, demgemäß sie den sogenannten Vierten Pavillon, den Neubau für das Saarländische Museum bauen will. Die Idee dazu schwebt schon lange in der Saarbrücker Luft, aber daß sie sich in solch finanzschwachen Zeiten realisieren lassen würde, damit rechnete keiner. »Man muß Prioritäten setzen«, meint dazu trocken Kultusminister Schreier, nimmt einen Stift und Papier und malt den Pavillon, wie er ihn sich vorstellt. »Er soll auf der Wiese zwischen der Musikhochschule und der Modernen Galerie stehen, und es wäre gut, wenn er so hoch wäre wie das Staatstheater. Ich finde, da fehlt im Stadtbild was!« Aber das, so sinniert der Minister zu Recht, sollen dann im Detail doch die Architekten entscheiden. Man werde einen Wettbewerb ausschreiben und einen »großen Namen« verpflichten. Zehn bis zwölf Millionen Euro will das Land in den Neubau investieren. Nun ist Sinn für Prestige ganz sicher nicht alles, aber in Verbindung mit Sinn für Kunst können Prestige-Bauten Zeichen setzen. Saarbrücken und das Saarland müssen sich bemühen, im Kulturreigen mitzutanzten. Metz und das Département de la Moselle machen's vor.

Alles wird gut

Zu Gast bei Freunden in der Großregion

Von Eva Mendgen

Man könnte es auch so sehen: »Tout Paris« macht sich ab Mitte 2007, in etwa einem Jahr, wenn der TGV Est neue Destinationen von der für vierzig Millionen Euro renovierten Gare de l'Est aus ansteuert, »à grande vitesse« auf und davon in die Grande Région. Bahnhöfe für den Superschnellzug gibt es in Luxembourg, Épinal, Metz-Nancy (Gare Lorraine) und – Ende gut alles gut – in Sarrebruck. Die Ostgrenze Frankreichs ist dann bis auf knapp zwei Stunden Fahrzeit an Paris herangerückt, *Le Figaro* und *Le Monde* entdecken den herben Charme von »SaarLorLux«, »Quattropole« oder 50 Jahren Saarland, Paris bleibt Zentrum, Saarbrücken wird Vorort und die Grande Région le dernier cri. Baden gehen wie seinerzeit Napoléon III. im lothringischen Plombières-les-Bains (bei Épinal), Flanieren auf der Place Stanislas in Nancy und ab 2008 Paris im neuen Centre Pompidou in Metz erleben, c'est chic. Und da der TGV nicht nur zwischen Metz und Nancy kurz bremst, sondern auch an der Porte de France, Forbach, um wenige Minuten später im Euro-Bahnhof in Saarbrücken auszurollen, könnte es ja auch sein, daß Paris in der französischsten aller deutschen Städte auf dem Weg nach Frankfurt auf der Strecke bleibt. Es könnte ja durchaus sein, daß dann nicht nur in der ehemaligen Bergwerksdirektion wieder Kohle gemacht wird, sondern auch anderswo heiße Eisen geschmiedet werden. Schön wär's!

Fiat Lux

Denn wo die Wirtschaft floriert, sind Kunst und Kultur bald Staatsangelegenheit. Beispiel Luxemburg. Der einstige Premierminister Luxemburgs, ehemaliger Präsident der Europäischen Kommission und heutiger Europa-Politiker, Jacques Santer, hatte in den neunziger Jahren die folgenreiche Vision einer »zusätzlichen Identität« in Form von Kultur. Vieles wurde seitdem gebaut, hier zwei aktuelle Beispiele: die neue Philharmonie, eingeweiht im

Juni 2005 zum Ende der EU-Präsidentschaft Luxemburgs, und das neue Museum für moderne Kunst – »Mudam« –, dessen Eröffnung gerade am 1. Juli stattfand. Beide Gebäude liegen gegenüber der Altstadt an der Place de l'Europe auf dem Plateau Kirchberg. Diese einst ländliche Hochebene war zuerst Sitz der Montanunion, danach der diversen Institutionen der EU und schließlich der Banken. Heute möchte Luxemburg weg vom Klischee der Bankenstadt und als Kulturstadt eigene Akzente setzen. Künftiges Aushängeschild des Landes ist der von Ricardo Bofill neu geplante Europaplatz mit den beiden filigranen Bürohochhäusern des Katalanen, die weithin sichtbar die Schnittstelle zwischen dem alten und dem neuen Luxemburg markieren. Philharmonie und Mudam repräsentieren schon durch die Wahl zweier international berühmter Architekten, der beiden Pritzker-Preisträger Christian de Portzamparc (Paris) und Ieoh Ming Pei (New York), den Anspruch des Landes, nicht nur in Fragen der Wirtschaft, sondern auch in solchen der Kultur in der obersten Liga mitzuspielen. Das Mudam ist einer der repräsentativen Bauten am Europaplatz, zu denen das neue Festungsmuseum (Wilmotte) und die geplante neue Nationalbibliothek im ehemaligen Robert-Schuman-Gebäude (Bolles + Wilson) gehören. Hinzu kommen ein internationales Tagungszentrum und ein Hotel.

Mittelpunkt und gegenwärtig in jeder Hinsicht das Herzstück des Platzes ist jedoch die Philharmonie. Wie eine Fata Morgana lockt das leuchtend weiße Oval den Vorbeifahrenden weg von der Avenue John-F.-Kennedy, der Kirchberg-Rennstrecke. Portzamparc – mit den »Ateliers de Portzamparc« erster Preisträger eines internationalen Wettbewerbs – wollte ursprünglich um das Konzertgebäude herum einen Kreis hoher Bäume pflanzen, den das Publikum auf dem Weg ins »Reich der Musik« durchschreiten sollte. Dafür war der Platz allerdings zu knapp bemessen. Jetzt umgibt ein Kranz aus 827 schlanken, weißen Säulen das Gebäudeoval.



Philharmonie, Großes Auditorium, Foto: © Jörg Hejkal

Seit ihrer Eröffnung hat die Philharmonie – »Salle de Concert Grande-Duchesse Joséphine-Charlotte« – nicht nur in architektonischer Hinsicht Standards gesetzt. Architekten und Nutzer führen seit Mitte letzten Jahres vor Augen, wie Grenträume zu Freiräumen werden können. Hier verschmelzen fast allabendlich Architektur, Musik, Künstler, Interpreten und Publikum zu einem Gesamtkunstwerk aus Raum, Klang und Licht. Generaldirektor Matthias Naske aus Österreich interpretiert die Philharmonie als ein »Haus der Begegnung« für jung und alt, konservativ und progressiv, wohlhabend und weniger wohlhabend; das musikalische Programm ist abgestimmt auf Luxemburgs heterogene Bevölkerung und Zielgruppen. Ein intelligentes Konzept kombiniert mit einer ebensolchen Preispolitik brachte in den ersten sechs Monaten rund 108 000 Besucher – davon 15 Prozent aus der Großregion –, zu den »Grands Orchestres« und zur »World Music« im großen Auditorium (mit gut 1200 Plätzen), zur Kammermusik und after work zu »Chill at the Phil« in das kleine Auditorium (300 Plätze), zu elektronischen Klängen oder zum Kinderprogramm in den eigens dafür vorgesehenen und gesondert ausgestatteten, dritten Vorführungsraum (120 Plätze). Anfang 2006 gehörte die Philharmonie schon zu

den Mitgliedern der renommierten ECHO (European Concert Halls Organisation, ein Verbund der vierzehn führenden Konzerthäuser Europas und der Carnegie Hall New York).

Die Infrastruktur des Hauses, die technische Ausstattung und nicht zuletzt das engagierte, internationale Team ermöglichen das Auftreten von Orchestern der Weltklasse. Es profitieren aber ebenso die Orchester und Musiker aus Luxemburg von der neuen Einrichtung, auch ihnen steht die Philharmonie bei Bedarf zur Verfügung. Als passionierter Musikvermittler möchte Generaldirektor Naske die authentische Begegnung mit Musik und ihren Genuß möglichst vielen Menschen ermöglichen, und wenn ab und an das ganze Haus zu den Klängen der Musik tanzt, findet er das wunderbar. Demnächst sind Diners in der Wandelhalle der Philharmonie geplant, für die Besucher soll es dann das Angebot eines direkten Austauschs mit Interpreten und Künstlern geben – Berührungsängste mit dem Publikum kennt man hier nicht. Besonders setzt Naske sich für ein junges Publikum ein, dessen Qualitätsbewußtsein er mit einem entsprechend maßgeschneiderten Zusatzprogramm bilden möchte. Bei aller Begeisterung für die Musik und sein Publikum bewahrt er doch den Sinn für die harten Fakten, die Fi-

finanzierung des Programms und ein effizientes Marketing – dazu gehören unter anderem die diversen, gut gemachten Programm-Publikationen der Philharmonie.

Naske ist in der Philharmonie ebenso zuhause wie in Luxemburg. Und auch die »Großregion« ist für ihn kein abstrakter Raum, sondern eher eine Herausforderung, eine Möglichkeit, über Grenzen hinaus zu agieren. Erfrischend konstruktiv reagiert er beispielsweise auf die banale Frage, wie denn nicht motorisierte Saarländer vom Programm der Philharmonie profitieren können. Ein TGV Saarbrücken-Luxembourg ist bislang nicht geplant, und die (spärlichen) öffentlichen Verkehrsmittel haben Saarbrücken-Luxembourg-Saarbrücken nach 18.00 nicht mehr im Programm. Naskes Kommentar: »Dann organisieren wir eben einen Bus!«

»Be the artist's guest«

Von seinem nüchternen Arbeitszimmer hoch über der Place de l'Europe blickt Matthias Naske auf die benachbarte »Fondation Musée d'Art Moderne Grand-Duc Jean« (»Mudam«) von Ieoh Ming Pei aus New York. Für den Pei-Bau hatte der Staat ursprünglich ähnlich wie für die Philharmonie 77 Millionen Euro veranschlagt, beide Gebäude sind allerdings erheblich teurer geworden und liegen nun offensichtlich in einer Preiskategorie mit dem neuen Gerichtsviertel in der Stadt Luxemburg und den diversen neuen Schulzentren. Über die Bedeutung dieser staatlichen Stiftung mit Jacques Santer als Präsident informiert die Homepage des Gouvernement du Luxembourg: »Le nouveau musée doit renforcer le rôle international du Grand-Duché comme pôle culturel et revitaliser le quartier du plateau du Kirchberg qui était voué exclusivement à la vie économique, aux bureaux et aux services.« (»Das neue Museum soll die internationale Bedeutung des Großherzogtums als kultureller Mittelpunkt verstärken und das Stadtviertel am Kirchberg beleben, das bislang mit Büros und Dienstleistungen ausschließlich das Wirtschaftsleben repräsentiert hat.«)

Wie geschaffen für diese Aufgabe schien der heute knapp neunzigjährige, weltberühmte Architekt Pei zu sein, der 1997 den Auftrag direkt vom Staat erhielt. Auf Pei geht unter

anderem der East Wing der National Gallery in Washington D.C. zurück, ebenso wie die Neustrukturierung des Louvre, beherrscht von der gläsernen Pyramide. Pei, der sich selbst als Liebhaber alter Steine bezeichnet, war vom Luxemburger Bauplatz am ehemaligen Fort Thüngen, einer Festungsanlage Vaubans aus dem 17. Jahrhundert, so angeatan, daß er den Auftrag annahm. Die auffälligen Mauern des Forts wurden saniert, und entsprechend der Philosophie Peis neu und alt so zusammengefügt, daß eines das andere bestärkt. So nimmt der Museumsbau in direkter Nachbarschaft die drei Türme der Festung in der Kontur wieder auf. Eine großzügige Glas-Eisen-Konstruktion überhöht das Foyer, eine zentrale Halle, einen Wintergarten mit Café, eine Skulpturengalerie, ein Auditorium, Bibliothek und Administration, die Ausstellungsfläche selbst beträgt 4800 m². Die ebenso edle wie perfektionistische Architektur setzt per se Maßstäbe für die neu geschaffene Kunstsammlung.

Seit dem Jahr 2000 ist die Französin Marie-Claude Beaud die Directrice artistique des Mudam, davor hat sie sich in Paris einen Namen gemacht, unter anderem als Conservatrice générale des musées de l'Union centrale des arts décoratifs. Ihr Sammlungskonzept orientiert sich am Vorbild des Centre Pompidou in Paris, ist interdisziplinär und bestrebt, beste Kunst bestmöglich zu zeigen: »Zweifelsohne gehören die seit 2000 zu diesem Kunstfest geladenen KünstlerInnen verschiedenster Disziplinen zur allerersten Riege. Das Produktionsverfahren, ja, sogar die ausgewählte Technik zur Umsetzung des Kunstwerks sind eigentlich von geringer Bedeutung. Ob Fotografie oder Malerei, Zeichnung oder Videoinstallation, Multimedia, Mode, Design oder graphische Gestaltung, Ton oder Architektur, alle diese Ausdrucksmittel dienen der sich immer wieder erneuernden Vorstellungskraft der KünstlerInnen. Wie also könnte man all diesen Entwicklungen keine Aufmerksamkeit schenken, wenn man im 21. Jahrhundert ein Museum, diesen einzigartigen Ort der Begegnung, des Teilhabens, der kritischen Auseinandersetzung und des Vergnügens, diese wahre Plattform des Wissens und des kreativen Schaffens ins Leben ruft?« So zu lesen im kostbar ausgestatteten »Almanach« des Mudam (2004). Die von einem illustren »wissenschaftlichen Komitee« abgesicherten An-



oben: Mudam innen
unten: Mudam mit Blick auf die Philharmonie,
Fotos: © Pierre-Olivier Deschamps/Agence VU

käufe Beauds umfassen gegenwärtig 230 Kunstwerke, sie repräsentieren die 100 in den Kreis des Mudam aufgenommen Künstlerinnen und Künstler und sollen einen Überblick über alle Facetten aktueller künstlerischer Arbeitsbereiche gewährleisten. »Carte blanche«, freie Hand, haben 24 Künstler von Beaud bei der Gestaltung des Museums vom Keller bis zum Dach bekommen, quasi als Überraschung zur Eröffnung. Von sich selbst

sagte sie einmal: »L'art qui m'intéresse est parfois violent, difficile et dans son temps« (*d'Land*, 24. März 2000). Vor diesem Hintergrund fragt es sich, ob das Motto des Eröffnungsjahres »Be the artist's guest« auf die gewünschte Resonanz beim Publikum treffen wird.

Das »Agrarland«

Man könnte sich jetzt natürlich auch fragen, wie viel Kunst Luxemburg auf einmal verkraftet und ob die Politik weiß, auf was sie sich da eingelassen hat. Denn zeitgenössische Kunst ist nicht unbedingt affirmativ und schon gar nicht Lieblingsthema »des« Steuerzahlers, der sich hier ja auch für Institutionen zur Kasse gebeten fühlt, die im nationalen Kontext auf den ersten Blick überdimensioniert sind. Man wird auch sehen, ob sich die »Luxemburger Agrarbevölkerung« (so Jacques Santer!) im Mudam – in Ermangelung einer alten gewachsenen Kunstsammlung (Paradebeispiel Louvre) – zur Kunst erziehen läßt.

Im Mudam spielt denn auch die Kunstvermittlung eine tragende Rolle, die sogenannte »Mediatoren« übernehmen sollen. Kurz vor dem Umzug des Mudam-Teams aus den engen Räumen des Provisoriums und kurz vor dem Einzug der Sammlung in das neue Gebäude vor den Toren der Stadt scheinen sich Beaud und ihr Team allerdings nicht ganz sicher zu sein, ob und wie Architektur, Kunst und Publikum zusammengehen.

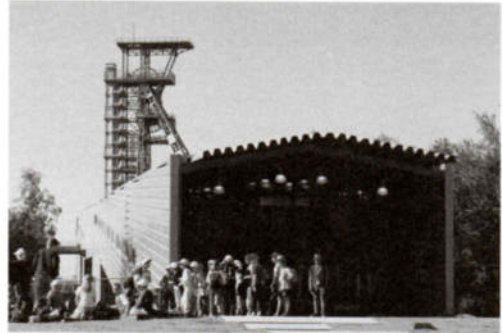
Bis Anfang des Jahres 2006 galt das »Mudam« als »dossier chaud«. Selbst in Luxemburg steigen die Arbeitslosenzahlen, die öffentliche Hand erweist sich weniger großzügig, Stellenstreichungen setzen eindeutige Zeichen. So nimmt seit Februar 2006 die Staatssekretärin Octavie Modert den Aufgabenbereich des Kulturministers wahr. Immerhin sicherte Modert dem Mudam dann für dieses Jahr einen leicht erhöhten Etat von knapp sechs Millionen Euro zu und verlängerte den Vertrag Beauds als Museumsdirektorin bis 2008. Beaud wird also, ähnlich wie Naske, bis zu einem gewissen Grad selbst steuern können, wohin sich das Mudam entwickelt, das räumlich gesehen zwischen einem »Haus der Begegnung«, der Philharmonie, und dem Fort Thüngen, einer Festung, liegt.

Auch die Philharmonie erregt nicht nur Wohlgefallen vor Ort, sie wird als Konkurrenz

für schon Bestehendes empfunden, manch einer hält Kosten und Architektur für übertrieben, auch das internationale Gepräge. Und in der Tat, umgerechnet auf die knappe halbe Million Luxemburger, von denen 40 Prozent nicht aus Luxemburg kommen, handelt es sich hier um ausgesprochen abgehobene Einrichtungen, die vielleicht tatsächlich »nur« in Hinblick auf die Rolle, die Luxemburg im internationalen Kontext spielt, einen Sinn machen. Jedoch: Das Großherzogtum ist mit seinem Völkergemisch wohl der internationalste aller europäischen Staaten und überdies das Herz der »Großregion« als Euregio mit ihren etwa elf Millionen Menschen unterschiedlichster Herkunft. Da braucht es kulturelle Akzente und auch Akteure, die die Reevaluation der ehemaligen Grensräume und ihr sichtbares Zusammenwachsen eher als Herausforderung denn als Last interpretieren und die natürlich auch eine entsprechende Unterstützung erfahren müssen.

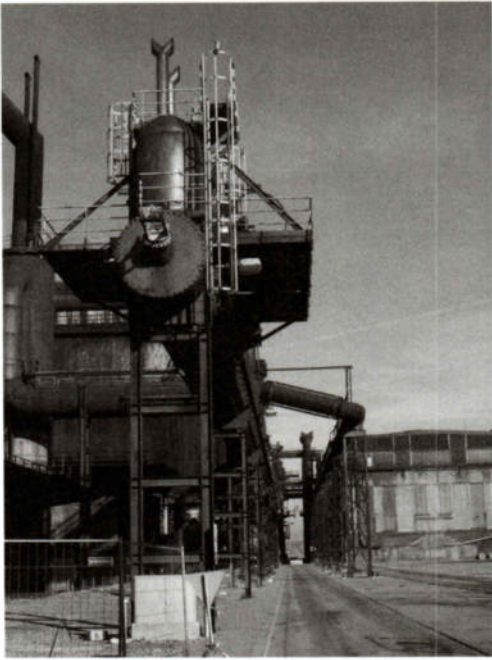
Das Mudam ist nicht alleine, es sieht sich auf einer Wellenlänge mit dem schon bestehenden Museum für zeitgenössische Kunst der französischsprachigen Gemeinschaft (MAC) in Grand Hornu, Wallonien, in einer denkmalgeschützten, neoklassizistischen Anlage aus dem Kohlebergbau der Frühzeit der Industriellen Revolution. Sozusagen gleich nebenan befindet sich Le Pass, der belgische Science-Park (»Parc d'aventures scientifiques«), eine von einem weiteren Stararchitekten aus Paris, Jean Nouvel, umgebaute Industriebrache auf dem Gelände eines ehemaligen Bergwerks in Frameries (Borinage), mit einem pädagogisch-künstlerischen Konzept, das sich mehr als sehen lassen kann. Dazu gehört außerdem die im Entstehen begriffene Dependence des Centre Pompidou Metz von den Architekten Shigeru Ban Architects Europe und Jean de Gastines (Baubeginn 2006, Eröffnung 2008, Kosten ca. 35 Millionen Euro) im »Herzen einer europäischen Region mit einer ausgeprägten kulturellen Sensibilität«, wie Jean-Marie Rausch, Präsident des Gemeindeverbands Metz Métropole und Bürgermeister von Metz in der Image-Broschüre vermerkt. Da kann ja eigentlich nichts mehr schiefgehen. Und zurück nach Luxemburg-Stadt: Hier bleibt das Casino d'art Contemporain, das die Sache der Moderne vor dem Mudam in Luxemburg vertreten hat, ebenfalls bestehen – was könnte da noch besser werden?!

Der österreichische Architekt Adolf Loos bemerkte zwar schon vor etwa 100 Jahren, daß das Kunstwerk revolutionär und das Haus konservativ sei und daß »die Menschen das Haus lieben und die Kunst hassen«. Nicht selten erlebt man jedoch, daß das, was sich haßt, sich eines Tages liebt...

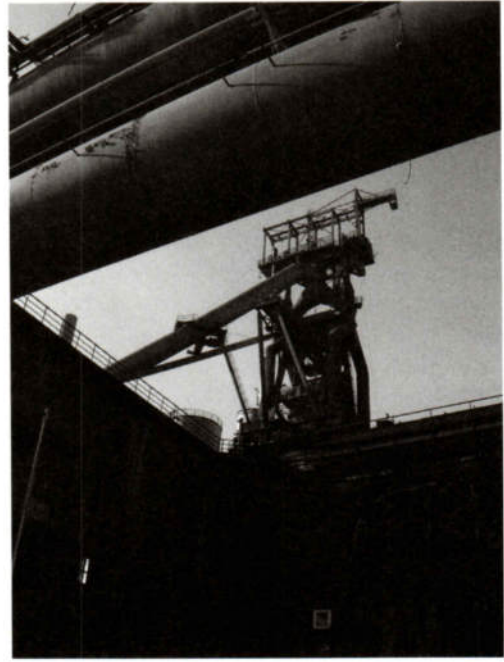


Le Pass, oben: Eingangsbereich, gestaltet von Jean Nouvel; unten: »Sport en Tête«, eines der Programme für Kinder
Fotos: © Pass – Parc d'aventures scientifiques

Lassen Sie uns deshalb jetzt einfach einmal davon ausgehen, daß Peis Architektur – oder was davon übrig geblieben ist, nach all den Abstrichen, die Pei, anders als der glücklichere Portzamparc, vom ursprünglichen Entwurf machen mußte – der Nutzerin Beaud und ihrer Sammlung, so wie sie es sich gewünscht hat, wie ein »Handschuh« paßt, daß publikumsfreundliche Öffnungszeiten an die Veranstaltungen der Philharmonie gekoppelt sind, daß man auch mit dem Bus oder der geplanten neuen Tram auf den Kirchberg kommt, daß es, natürlich, ein angenehmes Café gibt, wo sich neben den Pei-Jüngern, die Jacques Santer aus aller Welt zum neuen Wallfahrtsort auf dem Kirchberg pilgern sieht, auch normale Menschen (Steuerzahler, Bauern...) von der Kunst in der Architektur erholen. Lassen Sie uns davon ausgehen, daß die »Mediatoren« nicht zu Terminatoren wer-



Belval, Fotos: © Denis Scuto



den, und Luxemburg und die Großregion tatsächlich Gast im Mudam sind und hier die Kunst der Kommunikation für sich entdecken.

Heißes Eisen

Pei bemerkte im März 2006, drei Monate vor der Eröffnung seines Museumsbaus, Luxemburg sei »ein kleines Land mit den Schwierigkeiten eines großen Landes« (*d'Land*, 23. März 2006). Ähnlich dürfte man gegenwärtig in der zweitgrößten Stadt Luxemburgs, in Esch-sur-Alzette im Minettegebiet im Süden des Landes, fühlen. Es geht um den Masterplan Beval-Ouest, die Sanierung und Neubewertung einer riesigen Industriebrache, des einstigen Stahlwerks der ARBED, heute ARCELOR. Hier soll in den nächsten 15 bis 20 Jahren ein neuer, naturnaher Stadtteil entstehen (in Luxemburg sind Wohnraum und Gewerbeflächen knapp); die Cité des Sciences, die 2002 aus verschiedenen Instituten hervorgegangene Universität Luxemburgs, wird hierhin verlegt, sowie das Centre National de la Culture Industrielle.

Zwei markante, komplett erhaltene, 1997 stillgelegte, 82 bzw. 75 Meter hohe Hochöfen aus den sechziger Jahren – die letzten von ur-

sprünglich rund 47 in Luxemburg – sind das historische Kernstück der Neuplanung. Die Skyline der Belvaler Hochöfen, ursprünglich sechs an der Zahl, sind Teil der jüngsten Geschichte, »Erennerung aus menger Kanerzait, datt wa Nationalfeierdag war, datt dann op deene 6 Héichiewen emmer de Letzebuerger Fändel hong. [...] An duerfir kann et net sinn, datt an där Landschaft vum Minett, an der Silhoeutt an aus dem Horizont vun deem, wou mer doheem sinn, d'Spuere verschwannen, déi eist Land grouss gemaach hunn an déi säin Numm an d'Welt gedroen hunn.« (Jean-Claude Juncker, zitiert vom Mouvement Écologique Regionale Süden in einem Appell an die Regierung vom Frühjahr 2006 – an diesem Beispiel könnte man übrigens überprüfen, ob sich via Homepage von »Quattropole« tatsächlich das Luxemburgische erlernen läßt...). Hochofen A und B stehen seit 2000 unter Denkmalschutz, allerdings ohne Einbeziehung des Areals. 2002 forderte die damalige Kulturministerin nach ersten Verlusten originaler Substanz die Bau-tenministerin deshalb auf, einen »Gesamtamenagierungsplan« (»plan directeur«) zu erstellen mit der Begründung, die Bedeutung der Hochöfen sei »sans aucun doute identiques à ceux des châteaux forts et des cathédrales«.

Auch im Masterplan Belval-Ouest spielten die Hochöfen in den vorbildlichen Wettbewerbsverfahren eine zentrale Rolle als wesentliches Alleinstellungsmerkmal. Entgegen der Absicht des Denkmalschutzes und der Planer vor Ort, hier verantwortlich das renommierte Maastrichter Büro Jo Coenen + Co., erfolgte jedoch unter Vorschieben finanzieller Argumente eine »progressive Zerstörung«. Der »Gesamtamenagierungsplan« zur Erhaltung war nie erstellt worden. Anfang 2006 kam dann die Nachricht, die Hochöfen seien nicht komplett zu erhalten, die Folgekosten für den Staat zu hoch, worauf sich die Bürgerinitiative »Regionaler Süden des Mouvement Ecologique« für die Erhaltung der Anlage mit gezielten Aktionen einsetzte und einen vehementen »Appell an die Regierung sowie an die Abgeordnetenkammer« formulierte: »Gitt dem Site vun den Héichiewen eng Chance! Net elo ofrappen – ma an déi nei »Cité des Sciences« intégreréien!« Diese Aktivitäten bekamen vor dem Hintergrund der in der Großregion schon gemachten positiven Erfahrungen im Umgang mit Industriedenkmalen besonderes Gewicht.

Vielleicht ist ja den Verantwortlichen in der Regierung mittlerweile klargeworden, daß durch einen Teilabriß die wahren Probleme nicht beseitigt werden. So warten zum Beispiel die Böden auf die fällige Sanierung, damit die attraktive Zukunftsvision eines neuen, lebendigen und dennoch mit der Geschichte verbundenen Stadtteils von Esch-sur-Alzette endlich Realität werden kann. Die Planungsphase ist abgeschlossen, die Architekten stehen in den Startlöchern. Noch wurde mit den Abrißarbeiten an den Hochöfen nicht begonnen, noch ist Zeit für kreative Lösungen, ja, und wie hieß noch der ausgezeichnete Wiener Preisträger des zentralen Wettbewerbs für die Neunutzung des »Stahlhofs« und der Hochofenanlage:

»AllesWirdGut«!

Ich danke Matthias Naske (Philharmonie), Jacques Santer, Denis Scuto (Bürgerinitiative Belval), Nadine Erpelding (Mudam) und vielen anderen Akteuren auf dem Luxemburger Parkett für ihre Zeit und Gespräche.

dissonanz dissonance

Die Zeitschrift für aktuelle Musik

**Analysen, Kritik, Diskussion,
Dissonanzen, Nachrichten, CD/DVD, Bücher**

Dissonanz erscheint am 1. März, 1. Juni, 1. September und 1. Dezember

Abonnement: 4 Nr. deutsch / französisch CHF 50.– (€ 37.–) • Einzelnummer: CHF 15.– (€ 10.–)

Bestellen Sie Ihr Gratisexemplar:

Name _____

Straße _____ PLZ, Ort _____

Datum _____ Unterschrift _____

Dissonanz/Dissonance, case postale 544, CH-1260 Nyon • Tel. 022 361 91 21, Fax 022 361 91 22
dissonance@swissonline.ch • www.dissonanz.ch



Hüsch sucht den Meyer (II)

Man hört, wie eine Tür aufgeht.

Hanns Dieter Hüsch kommt bei laufender Sendung ins SR Hörfunkstudio. Quatscht den Moderator an.

Entschuldigen Sie vielmals, Sie haben den Meyer auch nicht gesehen? Oder? Ich such den nämlich schon seit Stunden, ach was, Sie haben den auch nicht, ... ist ja Pech, nich', sehen Sie, das ist doch kein Dienstweg ist das doch nicht. Wenn man den Meyer braucht, ist er nicht da, und wenn er da ist, dann braucht man ihn nicht. – Schön bequem haben Sie es hier. Ja ... ja was soll man dazu sagen, sagen Sie doch selbst, jedenfalls ist das eine ungeheure Sache, der Meyer hat sich ein neues Auto gekauft. Deshalb such ich den ja, da will ich ihm nämlich was, wie soll ich sagen, was ins Stammbuch hineinschreiben. Ein neues Auto oder so, wissen Sie, sagen Sie doch selbst, jeder will doch heute jeden überholen, nich'. Es geht ja schließlich um die Kohle, ist klar, wenn's auch das Schwerste ist, doch wenn du nicht der erste bist heutzutage, ist heute nichts zu holen, was meinen Sie? Und ist er auch zu Hause, der Mann, ein Pantoffelheld, und hat sein Chef ihn etwas kaltgestellt, doch wenn er dann im Auto sitzt, wie unser Meyer demnächst, und wenn ihm etwas nicht gefällt, dann fährt er gleich aus seiner lieben Haut und schreit dann, ohne Luft zu holen laut: »Bauer, Straßenwanze, Idiot, ja da seh' ich doch gleich dunkelrot, alte Oma«, wie es da so alles heißt, in diesem Boxerlatein, »Schnecke, krummer Hund, na wird's mir doch zu bunt. Stümper, Esel, Sonntagsfahrer und Kamel. Ochse, Rindvieh und Rhinzeros, das ist ja die Höhe, jetzt aber Schluß, weil ich doch heute abend noch, wir alle, Geschäfte machen muß.« Der Meyer auch. Muß das sein?, frag ich mich immer wieder. Muß das sein? Sagen Sie was. Muß das sein? Nein, muß gar nicht sein, denn die deutsche Sprache, nich', die deutsche Sprache ist so schön, man kann das auch ganz anders sehen, so wie ich immer, Liebling, Herzblatt, Honigmund, ich fahr langsam und bleib schön gesund. Liebe Oma geh nur ruhig vorbei, ich hab Zeit, es ist doch einerlei, ob ich nun zu spät komme oder nicht, mach ich doch ein freundliches Gesicht. Komm genau so schnell nach Haus, laßt doch euren Ärger nicht ständig an anderen aus. Doch, wie gesagt, jeder will heute jeden überholen. Es geht ja schließlich um die Kohlen. Muß das aber immer sein? Oh nein, denn die ersten werden die Verletzten sein.

Ja, was wollt' ich eigentlich? Sie haben den Meyer ja auch nicht gesehen. Gerade das wollte ich ihm nämlich sagen. Das ist ja so wichtig für einen Mann, der sich gerade einen neuen fahrbaren Untersatz kauft. Jetzt kann ich, wenn ich ihn finde, jetzt kann ich ihm das alles noch mal sagen, ich meine, es muß ja schließlich alles seine Ordnung haben im Leben. Verflixt noch mal, ich sag' auch nicht gerne alles zweimal, ich hab meine Zeit auch nicht gestohlen. Jeden Tag den Meyer stundenlang suchen, und wenn ich ihn schließlich gefunden habe, nich', und wenn dann noch ...

Eine Tür schlägt zu.



Die Woche vom 23. bis zum 29. Januar 2006 war Ophüls-Woche, für das hiesige Kulturleben nicht vergleichbar mit den übrigen einundfünfzig Wochen des Jahres. Für sechs Tage verwandelte sich Saarbrücken in eine Welt des Kinos, bevölkert von zahlreichen berühmten und auch weniger berühmten Schauspielern, Regisseuren, Kameramännern, Produzenten, Journalisten und anderen »Szeneleuten«.

Für mich war diese Woche erst recht ganz unvergleichlich mit dem Rest des Jahres. Schließlich konnte ich in diesem Jahr das 27. Festival aus der Sicht eines Jurymitgliedes erleben. Zum vierten Mal verlieh eine Schülerjury den Preis »Vision Kino macht Schule«. Als Kinobegeisterte hatten eine Freundin und ich uns um einen Platz in der Schülerjury beworben. Es gab einige Vortreffen, in denen wir uns vorstellten. Nach der Auswahl wurden wir bei verschiedenen Begegnungen von Gerhard Rouget von der VHS, der uns auch während des Festivals betreute, auf unsere Jurytätigkeit vorbereitet. Die Gruppe setzte sich aus deutschen und französischen Schülern zusammen, ein Junge und vier Mädchen aus Saarbrücken und Sarreguemines und ein Mädchen aus der Partnerstadt Nantes.

Einstieg war für uns der Eröffnungsfilm. Wir waren alle aufgeregt, aber ich vermutlich noch ein wenig mehr als die anderen, da wir an dem Eröffnungsabend zum ersten Mal die Hauptjury mit Christiane Paul treffen sollten, einer Schauspielerin, die ich seit langem bewundere. Doch unsere Hoffnung, die Mitglieder der Festivaljury kennenzulernen, wurde enttäuscht. Wir mußten uns in den größten Kinosaal des Gebäudes drängeln. Zahlreiche Begrüßungsredner beteuerten, sie würden sich kurz fassen, um anschließend langatmig und langweilig zu reden.

Der Dienstag ließ sich ganz ruhig an. Zunächst trafen wir uns mit ein paar Journalisten von der *Saarbrücker Zeitung* und von »Unser Ding«. Dann begann das große Programm, vier Kurz- und vier Langfilme pro Tag. Auch an diesem Tag würdigte die Hauptjury uns

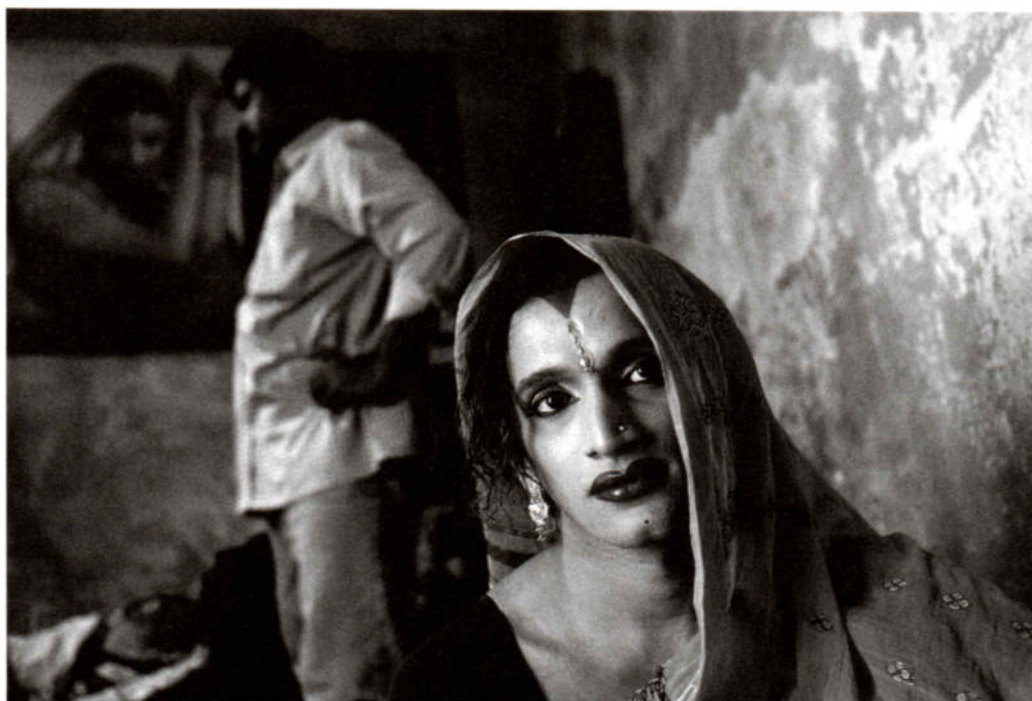
keines Blickes, und so blieb es leider bis zum Ende des Festivals. Für die »Prominenz« waren wir, die Schülerjury, einfach Luft.

Der Tagesablauf war gut organisiert. Nach den ersten beiden Filmpaketen, die aus je einem Kurz- und einem Langfilm bestanden, hatten wir eine zweistündige Pause, in der wir uns in einem eigens für Mitarbeiter und Jurymitglieder abgetrennten Bereich aufhalten konnten. Es war das »Kinderparadies« des Kinos, nur über einen Aufzug und mit einem besonderen Schlüssel zu erreichen. Die Mitarbeiter des Teams, die allein den Aufzug mittels eines Schlüssels bedienen konnten, waren allerdings auch noch freundlich und geduldig, wenn man zum zehnten Mal in einer Stunde kam und nach dem Aufzugschlüssel fragte. Also kein Problem!

Am Dienstagabend bestellte die Hauptjury uns einfach das Abendessen ab und ließ sich ins Hotel Leidinger chauffieren, während wir im Kinderparadies vergeblich auf unser Essen warteten. Trotzdem blieb die Stimmung bestens. Der erste Tag war geschafft, und wir hatten schon einige gute Filme gesehen.

Acht bis zehn Stunden Kino am Tag waren eine Herausforderung, und um ehrlich zu sein, ist jeder von uns irgendwann einmal für ein paar Minuten eingeschlummert. Wir waren aber nicht die einzigen Leidtragenden. Bei einigen Filmen verließ die Hälfte des Publikums nach und nach den Saal. Es ihnen nachzutun, verhinderte das Pflichtgefühl des Jurymitglieds. Aber es war hin und wieder wirklich hart! Glücklicherweise gab es genug fesselnde und wunderschöne Filme. Die vier Festivaltage waren zu keiner Zeit langweilig und vergingen in Windeseile.

Zwischen den einzelnen Blöcken diskutierten wir mit Gerhard Rouget die gerade gesehenen Filme, wobei unsere Meinungen häufig sehr weit auseinandergingen. Doch über den Favoriten für unseren Preis waren wir uns sehr schnell einig, den Dokumentarfilm *Between the Lines* von Thomas Wartmann, der uns wegen der unglaublich interessanten Darstellung



Between the Lines, Foto: Stardust

eines ungewöhnlichen Themas und der Dichte seiner Bilder am meisten fasziniert hatte.

Der Film zeigt das Leben der »Hijras«; indische Transsexuelle, die auch als das dritte Geschlecht Indiens bezeichnet werden. Faszinierend an dem Film waren nicht nur die Bilder, sondern auch der direkte Einblick in das alltägliche Leben dieser Menschen, der keine Fragen offenläßt und trotzdem nichts Voyeuristisches hat. Sehr ergreifend, ohne kitschig zu sein.

Das große Finale war schließlich die Preisverleihung im Staatstheater. Ich sollte die Begründung der Schülerjury vortragen, mußte deshalb schon morgens zu einer Durchlaufprobe erscheinen, wurde nur ganz kurz auf die Bühne zitiert und durfte mir einen schnippischen Kommentar der Hauptjury anhören. Die meiste Zeit der Probe wurde darauf verwendet, einen Konflikt zwischen der Haupt- und der Interfilmjury zu klären. Letztere prämierte zum ersten Mal einen Kurzfilm und erfrechte sich, ausgerechnet den zu prämiieren, dem auch die Hauptjury den Kurzfilmpreis verleihen wollte. Die Befürchtung war, es werde der Hauptjury die Show gestohlen. Die Meinungsfreiheit setzte sich durch und die Interfilmjury durfte zu ihrer Wahl stehen.

Einen leicht bitteren Nachgeschmack hinterließ Birgit Johnson, als sie auf der Bühne ihr Befremden über die Wahl der Schülerjury ausdrückte. Sie hatte offensichtlich eine andere Wahl erwartet. Zu unserer Genugtuung erschien ein Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, der das Festival zusammenfaßte und die Wahl der Jury in Frage stellte, mit einer Ausnahme, der gelungenen Entscheidung der Schülerjury! Na also!

»Wir sind toll, wir sind arm!«

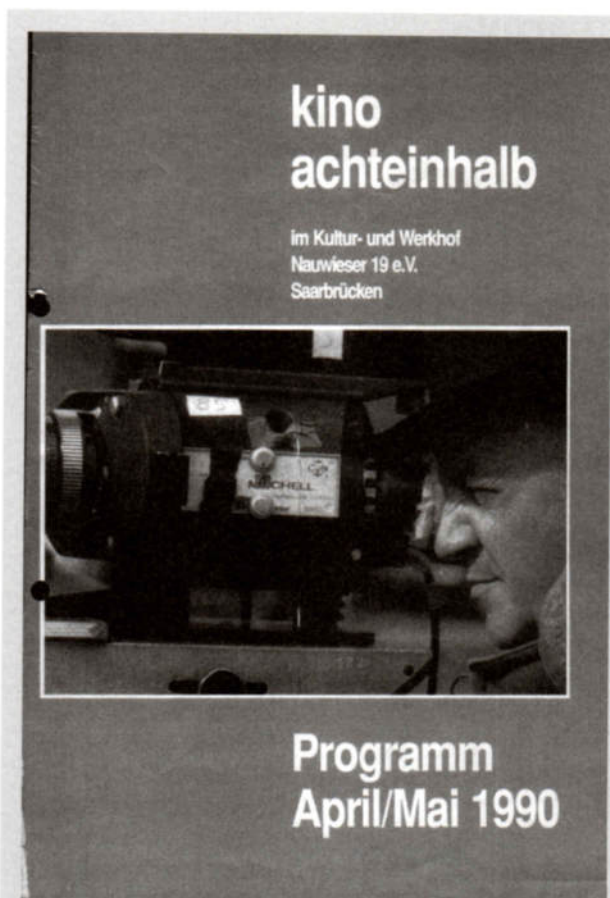
achteinhalb – Plädoyer für ein Kino

Von Georg Bense

»Hätte ich das Kino, die Welt ließe sich aus den Angeln heben!« feierte 1920 der Autor Carlo Mierendorff das junge, stumme, sich noch im Teenageralter befindliche Kino. »Hätte ich das Kino!« Ein Satz, eine Klage, eine Forderung, ein Seufzer, der sich verselbstständigte, immer wieder als Schlagzeile auftauchte und auch vor Jahren über einer Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs in Marbach zu Ehren von Kurt Pinthus stand, einem der ersten bedeutenden Filmkritiker der Kinogeschichte. Ein Mann, der vom Theater kam und zum begeisterten Kinogänger wurde. »Das Kino kann das Unmögliche möglich machen; aber das auf dem Theater Mögliche wird ihm unmöglich bleiben«, schrieb er. Seitdem ist ein Jahrhundert vergangen, in dem das Kino zu einem der wesentlichen Bestandteile unserer Kulturlandschaft geworden ist. »Hätte ich das Kino!« Saarbrücken, die an lauen Sommertagen quirlige Provinzmetropole im Südwesten der Republik hat ihre Kinos. Große, kleine, moderne, verstaubte. Mit und ohne Popcorngestank. Die Kinomoderne hat auch in Saarbrücken ihre Fastfood-Zeichen gesetzt, und es scheint unmöglich, ihnen auszuweichen. Gäbe es da nicht die kleinen, bescheidenen Refugien, wo man abseits von Kuschelsitzen, Bier und Papptellern mit Nachos, auf zugegeben und Gott sei Dank »uncoole« Weise sich mit Filmen treffen kann.

Die Nauwieserstraße führt mitten durchs »Viertel«, durchs Nauwieser Viertel, das, warum auch immer, Chinesen-Viertel genannt wird. Wenn es regnet, schimmern Asphalt und Fassaden in einem gleichmäßigen, durchsichtigen Blau, bei Sonne werfen Fassaden, die an Berliner Straßenzüge vor dem Krieg erinnern, harte Schatten auf das Gegenüber. Altstadtstraßen nahe dem Zentrum. Studenten, Künstler, Musiker, junge Leute haben hier ihre Zimmer in Wohngemeinschaften über kleinen Läden und Kneipen. Max Ophüls, der große deutsch-französische Regisseur wurde 1902 in diesem Viertel von Saarbrücken geboren, »der kleinen Stadt [...] mit welthistori-

schen Stunden«, wie er in seiner Autobiographie schreibt. Ein Platz trägt seinen Namen. Hier, am Rand des geschäftigen Stadtzentrums, vermutet man nicht unbedingt ein Kino. Und wenn, müßte es dem Charakter der Straße entsprechend, »Metropol«, »Union« oder vielleicht »Apollo« heißen, wie in den fünfziger Jahren, als riesige, handbemalte Leinwände über Kinoeingängen den jeweiligen Film anpriesen. Heute gibt es das nicht mehr. Das Kino auf diesem Saarbrücker Kiez trägt eine Zahl, achteinhalb. Von Außen erkennt man es nicht, das achteinhalb. Eine Toreinfahrt, über der die Regenbogenfahne der schwulen Internationale hängt, führt in einen verwunschenen Hof. Vorbei am Eingang zur Aidshilfe geht's geradeaus zwischen den Stühlen des Café Kostbar hindurch, links eine eiserne Treppe, dann endlich die mit Plakaten gespickte Kinotür des achteinhalb. Oder 8½? Der Name, man weiß nicht so recht wie man ihn schreiben soll, erinnert an Federico Fellinis berühmten Film 8½, der 1963 uraufgeführt wurde. (Bis dato hatte Fellini sieben Spielfilme und zwei Viertelfilme gedreht. Dieser war der Achteinhalbte. Aus dem Arbeitstitel wurde der Filmtitel.) Wer sich an die erste Vorstellung des achteinhalb vor rund zwanzig Jahren erinnert, weiß auch, daß das Gerücht umging, Fellini würde zur Eröffnung kommen. Ein geschickt ausgestreutes Gerücht, das den Machern heute ein Lächeln entlockt. Fellini in Saarbrücken? Ein Joke. Doch wir haben ein Kino, das dem Maestro Verehrung zollt, und um die Ecke werden unter seinem Namen Spaghetti und Pizza serviert. Doch das kommt später, nach dem Kinoabend, der meist um 20.30 Uhr beginnt. Filmvergnügen in einem schmalen, kargen Rechteck, in engen Reihen hart bestuhlt, zur Leinwand hin leicht abfallend. Ein kleines Kino ohne Firlefanz und Schnörkel, ein Ort, wo Filme nicht zur kuscheligen Unterhaltung degradiert werden und sich auch die barbarische Unsitte geschwätzigen Zuspätkommens in engen Grenzen hält. Der Vorführer, Dritter im Bunde der



Das erste Programmheft des kino achteinhalb

Ingrid Kraus, geb. 1957 in Pirmasens. Studium der Soziologie in Saarbrücken, 1986 Abschluß als Diplomsoziologin. Beschäftigung mit Kino bereits in der Schulzeit – auch mangels anderer Freizeitangebote in der Heimatstadt, bereits 1974 aktives Mitglied in einem Filmclub der evangelischen Kirche in Pirmasens. 1980 Gründung des Kinos in der Feuerwache in Saarbrücken, Gründungsmitglied und langjähriges Vorstandsmitglied des Saarländischen Filmbüros, Mitbegründerin der kulturellen Filmförderung des Saarlandes, seit 1990 kino achteinhalb im selbstverwalteten Kultur- und Werkhof Nauwieser 19.

Waldemar Spallek, geb. 1961 in Groß Strehlitz, Polen (Schlesien). Studium der Kultur- und Filmwissenschaft in Kattowitz, Magisterabschluß 1985. Beschäftigung in einem Filmverleih, für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig, zunächst in Breslau, dann in Krakau, gleichzeitig ehrenamtliches Engagement in den örtlichen Filmclubs. 1988 Emigration in die Bundesrepublik. Gejobt in der Camera, ehrenamtliches Engagement ab 1990 im kino achteinhalb. 1991–1995 Beschäftigung beim Saarländischen Filmbüro, Bereich Filmförderung und Weiterbildung. Seit 1995 hauptamtlich beim kino achteinhalb tätig.

hauptamtlichen Macher, wartet auch schon mal auf Nachzügler. Wie in jedem Kino hat man den Vorführraum im Rücken. Doch seine Luken starren nicht hoch und fern über die Zuschauer Richtung Leinwand. Der Strahl der bewegten Bilder streicht knapp über die Köpfe nach vorne, und wenn es, je nach Szene, still wird auf der Leinwand, kann man das leise Surren des Projektors hören. Vielleicht glaubt man auch nur, ihn zu hören, weil es zum Ganzen paßt und merkwürdigerweise die Stille des Kinos, die oft so unerlässlich für die Wirkung seiner Bildfolgen ist, nicht beeinträchtigt. Das achteinhalb ist ein Kino jenseits des Kommerz. »Film ist die Kunst des Sehens«, schrieb Béla Balázs, der ungarische Filmtheoretiker, über den Geist des Films. Kinos wie das achteinhalb sind Orte, wo man diese Kunst und ihren Geist mit Hingabe genießen kann.

Solche Individualität verkauft sich schlecht und kostet Geld. Kinos über dem Mittelmaß, Kinos mit anspruchsvollen Filmen, Kinos mit Richtung auf Kunst sind Verlustgeschäfte. Das erfordert Zuschüsse, braucht Unterstützung, verlangt Verständnis und Solidarität in Zeiten der Not. Und diese scheinen angebrochen. Saarbrücken, Stadt am Rande der Pleite, zählt ihr Geld und weiß angesichts sinkender Haushaltsmittel nur einen Rat: Streichungen, Kürzungen, Kündigungen. Die Kulturlandschaft steht, wie die Politiker immer häufiger sagen, auf dem Prüfstand. Galerien geht's an den Kragen, Zeitschriften sind in Gefahr, kulturelle Nischen sollen zugemauert werden. Auch das achteinhalb, Jahresetat 155000 Euro, wird von den öffentlichen Händen hin und her gedreht, sollte man – sollte man nicht? Natürlich sollte man nicht! Aber, das kostet Geld. Zwei Drittel des Etats des achteinhalb sind öffentliche Zuschüsse.



Danielle Huillet, Waldemar Spallek und Ingrid Kraus (v.l.)
beim Saar-Lor-Lux Film- und Videofestival 1999

23000 Euro gibt die Stadt, 43000 das Land. Zwischen 50000 und 60000 Euro kann das achteinhalb erwirtschaften. Hinzu kommen Gelder von Sponsoren und Sonderzuwendungen. Stellt die Stadt ihren Zuschuß ein, klappt eine Finanzierungslücke. Also wird gerechnet und überlegt, man macht es sich nicht leicht. Doch das achteinhalb gerät in den Bereich der Rotstifte. Das erschreckt. Diskussionen entstehen. Es ist unverzichtbar, sagen die Filmfreaks, wir haben doch noch das Filmhaus in der Mainzer Straße, argumentiert die Politik, das trotz steigender Besucherzahlen 2004 an die 320000 Euro Zuschuß gekostet hat, mehr als das Doppelte des achteinhalb. In die Saarbrücker Kinolandschaft hinzugekommen ist die Camera zwo. Das ehemalige Scala-Theater hat einen filmischen Sinneswandel vollzogen, setzt nun auf anspruchsvolle Filme, mutiert zum Art-House. Vorteil für die Stadt und ihren Kulturretat, der Newcomer versucht sich als Selbstversorger. Zuschuß nein Danke? – Wohl kaum. Wie lange kann der Betreiber ohne Unterstützung alleine zurechtkommen, mit Filmen und Besuchern?

»Hätten wir das Kino!« Saarbrücken hat drei, was den anspruchsvollen Film angeht, und ist nicht schlecht bedient. Das kino acht-

einhalb wird vom Verein zur Förderung der Medienarbeit betrieben. An dieser Rechtsform möchten die verantwortlichen Macher, Ingrid Kraus und Waldemar Spallek, auch in Zukunft festhalten. Denn nur über den eingetragenen, gemeinnützigen Verein können sie auf ehrenamtliche Mitarbeiter, die unverzichtbar sind, zählen. Die rund 15 Mitglieder sitzen an der Kasse, verteilen Flyer, kleben Plakate, versenden die zweimonatlich erscheinenden kostenlosen Programmhefte und sind im übrigen, immer wieder einmal, Mädchen für alles. Es gibt die Kinogruppe, die sich monatlich trifft und über das Programm diskutiert, Anregungen gibt, dem Team Kraus/Spallek Vorschläge macht. Die beiden könnten sich vorstellen, daß der Verein noch um ein paar Mitglieder zulegen könnte. Junge Leute sind gesucht, Ideen gefragt. »Ideen sind lebenswichtig für unser Kino!« sagen Kraus/Spallek. Filmreihen der besonderen Art, das heißt schürfen in den Fundgruben der Filmgeschichte, auf Spurensuche gehen, nach vergessenen Filmwerken forschen, Themen für Filmwochen finden, Gäste einladen. Leute, die zu Themen und Filmen Vorträge halten. Gern gesehen sind Regisseure. Begegnungen mit Filmemachern gehören zu den Höhepunkten

des achteinhalb. »Mit wenig Geld Programm machen bedeutet auch ›betteln‹ gehen«, sagt Waldemar Spallek. »Es ist ein dauernder Kampf um Kopien und Aufführungsrechte, die wir kaum bezahlen können. Aber wenn wir uns mal entschlossen haben, wenn wir unbedingt einen Film wollen, dann geben wir so schnell nicht auf, telefonieren, faxen, schreiben E-Mails und Briefe, präsentieren uns nach dem Motto: ›Wir sind toll – wir sind arm!‹. Das kommt meist gut an, und wenn alles glatt geht, hat das achteinhalb ein Programm-schnäppchen gemacht. – »Wofür uns unser Publikum dankbar ist«, ergänzt Ingrid Kraus, die seit über zwanzig Jahre für die Filmkunst arbeitet und schon zusammen mit Irene Portugall und anderen das legendäre Sofakino »In



Ingrid Kraus und Waldemar Spallek bei der Verleihung des Kinopreises 2005

1982 findet sich eine Gruppe von Studierenden zusammen, allesamt Kinoliebhaber, die in der alten Feuerwache das »Kino in der Feuerwache« gründen, das immer am Wochenende ungewöhnliche Filme zeigt

1985 wird der Trägerverein Verein zur Förderung von Medienarbeit e. V. gegründet

1986 bis 1988 wurde die erste ABM-Stelle eingerichtet, die sich um das Kino kümmerte, aber auch viel mit dem 16-mm-Projektor über Land zog (z.B. »Kulturwochen für Kinder«, oder »Mit dem Zirkuswagen unterwegs«)

1988 Gründung und Umbau Kultur- und Werkhof Nauwieser 19 e. V.

1990 erstes SaarLorLux Film- und Videofestival
Eröffnung des kinos achteinhalb
filmkulturelles Engagment im Saarland

1991 Ausweitung des Programms von vier Tagen auf täglichen Spielbetrieb

seit 1992 bundesweites filmpolitisches Engagement

1993 Ausweitung der Kooperationen mit diversen Partnern aus allen gesellschaftlichen Bereichen des Lebens

Einrichtung einer zweiten Stelle für Programmarbeit

Seit 1994 vielfältige Filmreihen zu unterschiedlichen Themen, was in den Folgejahren immer weiter ausgebaut wurde

2002–2005 zweimal zweiter Preis, einmal dritter Preis beim Kinopreis des Kinemathekenverbundes

Im Laufe der Zeit viele renommierte Gäste, u.a. Carlos Saura, Frédéric Bach, Rudolph Thome, Henri Alekan, Esteban Insausti, Mama Keita

der Feuerwache« betrieb, aus dem das achteinhalb hervorgegangen ist. So ist das kleine Kino in der Nauwieserstraße 19 schon aus traditionellen Gründen einzigartig in Saarbrücken. Unverzichtbar! Vorschläge, es in eine GmbH mit Filmhaus, Max-Ophüls-Festival und anderen Events und Institutionen zu integrieren, würden es ausdünnen, seine finanzielle und kreative Selbständigkeit einschränken. Es ist abzusehen, daß das achteinhalb in einem städtischen Kulturkonglomerat zum Untergang verdammt wäre. Natürlich würde die Filmkunst aus Saarbrücken nicht verschwinden, und die Straßen im Viertel schimmerten noch immer bei Regen in leichtem Blau, nur unsere Kinolandschaft wäre ärmer, viel ärmer, und »Hätten wir das Kino!« würde zum traurigen Seufzer, denn das achteinhalb wäre dann hinter der Geschichte verschwunden. Dann hätte eine nicht zu verschmerzende Entwicklung stattgefunden, die nicht aus einem übersteigerten Kunstfimmel heraus zu beklagen wäre. Unbestritten, Kino ist auch eine Stätte der Unterhaltung, soll und muß es sein. Unterhaltung jedoch ist kein Synonym für geistiges Mittelmaß, wie es uns das Fernsehen, das Innovation, Originalität und kulturellen Anspruch mehr und mehr in seine Quotennischen verbannt, tagtäglich vor Augen führt. Da sind Kinos wie das achteinhalb, kleine, aber starke Speichen im Steuerrad der Filmszene. Wir sollten fordern, bitten, streiten, vielleicht sogar bei denen betteln, für die die fehlenden Mittel nicht einmal Peanuts sind, daß Kinos wie das achteinhalb erhalten bleiben, denn sie sind nun mal toll, aber arm! »Es gibt viel zu entdecken, wir freuen uns auf Sie! Ihre Ingrid Kraus – Ihr Waldemar Spallek.« So steht es im Programmheft und wir können noch hingehen – ins achteinhalb. Setzen wir auf seine Zukunft!

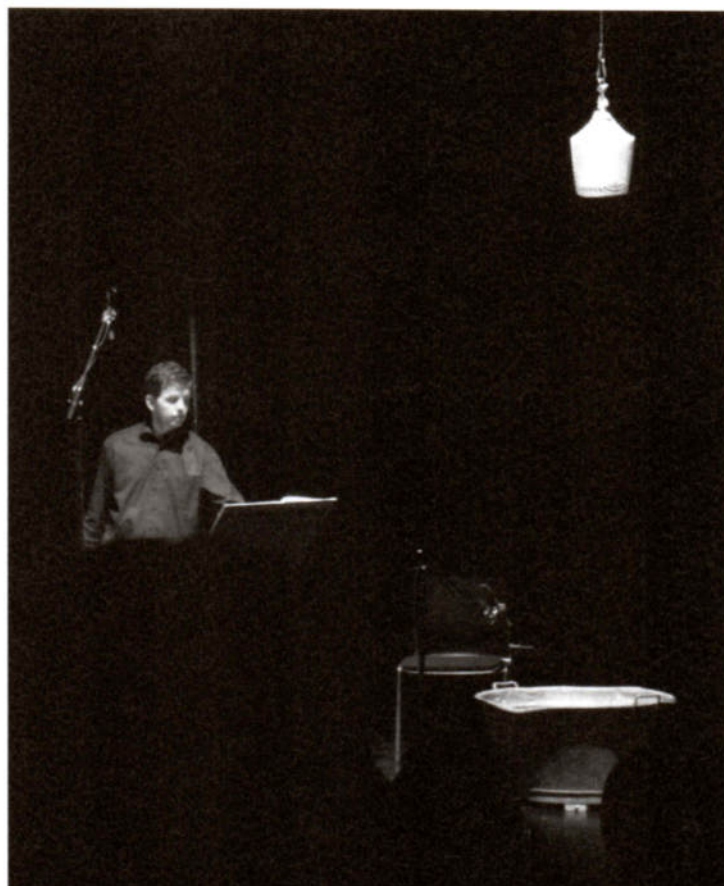


Eigentlich war der Schweizer Komponist und Pianist Christoph Delz (1950–1993) auf eine gewisse Ausstrahlung bedacht. Zumindest was den Internationalen Kompositionswettbewerb betrifft, den er 1990 – um seine tödliche Krankheit wissend – testamentarisch verfügte und den die Basler Stiftung Christoph Delz alle drei Jahre ausrichtet. Seit dem Jahr 2000 finden die Preisträgerkonzerte deshalb im Rahmen des durch den Saarländischen Rundfunk getragenen, traditionsreichen Festivals »Mouvement – Musik im 21. Jahrhundert« in Saarbrücken statt. Als die Kompositionen der diesjährigen Preisträger vom ensemble recherche präsentiert wurden, bequeme sich außer den direkt am Festival Beteiligten und einigen professionell damit Befassten allerdings kaum jemand in den großen Sendesaal des Funkhauses Halberg. Wer da war, konnte erleben, wie zwei relativ junge Komponisten – eben die Preisträger Michael Pelzel (geb. 1978) und Hans Thomalla (geb. 1975) – erfahrene und etablierte Geister wie Gerhard Stäbler (geb. 1949) und Hans Zender (geb. 1936) auf sehr unterschiedliche Weise ziemlich alt aussehen ließen – was nicht besonders schwer war: Bot Stäbler in seinem *Nachtstück I* ein harmloses, süßes, post-nonisches Nichts, kaprizierte Zender sich in seinem *Cabaret Voltaire* auf die ebenso kleingeistige wie langatmige und beklemmend dilettantische Tautologisierung und somit absolut unproduktive Zerstörung von Texten Hugo Balls.

Thomalla und Pelzel hätten bessere Konkurrenz verdient. Entgegen der offensichtlichen Vorliebe für den spezifisch bundesrepublikanischen Avantgarde-Slang (»Das romantische Charakterstück behauptet Identität als Monade«; »Das Stück endet in der befreiten Eigenzeit der Klänge«) überraschte der Bonner Thomalla in seinem Werk *Stücke Charakter* mit unepigonaler Widerborstigkeit. Das gänzlich zerstückelte Stück gewinnt Intensität und Energie in einer genauen und ziemlich erbarungslosen kompositorischen Untersuchung

der »Identität« von Einzelklängen. Völlig anders ging der Schweizer Michael Pelzel – ein Schüler von Roland Moser und Dieter Ammann – in seinen »...*Danses oniriques*...« zu Werke: Er hat das Vertrauen in etablierte konzertante Formen noch nicht verloren und veranstaltet einen großen Klangrausch um zwei sechsteltönig gegeneinander verstimmte Klavier und ein kleines Ensemble (insgesamt acht Spieler). Das Werk zerfällt nicht in ein schematisches Gegenüber von Klavieren und Ensemble, sondern entfaltet einen großen Spannungsbogen mit mannigfachen Zwischentönen und Klangschatten. Ein kluges, sinnliches, äußerst wirkungsvolles Stück – erstaunlich zumal, wie Pelzel vor allem dank raffinierter, nie grobschlächtiger Verwendung des reich bestückten Schlagzeugs eine völlig illusorische, bisweilen orchestrale Klangaura erzeugt. Die Jury des Delz-Wettbewerbs – sie bestand aus den Komponisten Isabel Mundry, Georg Friedrich Haas und Hans Zender sowie dem Cellisten Lukas Fels – war sehr gut beraten, den Preis dieses Jahr ausnahmsweise doppelt zu vergeben. Das ensemble recherche (in Pelzels Stück dirigierte Errico Fresis) wurde den so verschiedenen Anforderungen der Werke glänzend gerecht, sein Repertoire ist um zwei bedeutende neue Stücke reicher, die nach der Uraufführung nicht in der Versenkung verschwinden sollten.

Und wo war Delz? Eigentlich gehört die Aufführung auch eines seiner Werke zum Prinzip des Wettbewerbs. In Saarbrücken begnügte man sich damit, während einer eklatant unsorgfältigen und lieblosen elektroakustischen Veranstaltung in der Stadtgalerie eine CD mit einer Aufnahme des Klavierstücks *Sils* op. 1 unter schlechten Wohnzimmerbedingungen abspielen zu lassen. Hier und bei vielen anderen Anlässen entstand nicht gerade der Eindruck, als wolle man Neue Musik auf diesem Festival hochleben lassen. Vielleicht wäre auch die Kunst des Composers-in-residence Gerhard Stäbler insgesamt etwas besser zur Geltung gekommen, wenn man sorgfälti-



Dirk Rothbrust
(Schlagquartett Köln) bei der
Aufführung von *O Muro*
von Gerhard Stäbler

ger mit ihr umgegangen wäre. Aufregende Mythen ranken sich um die Performances, »Feldarbeit« mit Schülern und Musikamateuren, »geheimen Partituren« dieser verdienstvollen, vor allem im Ruhrgebiet aktiven Musikerpersönlichkeit. In Saarbrücken verströmten viele Stäbler-Veranstaltungen bestenfalls den Charme einer Klassenzimmerrevolution. Stäblers kleine Performances muteten an wie Fluxus für Fußgänger. Manchmal malte dazu jemand was, manchmal wurden Klänge von Düften umflort: Allenfalls Allerweltsstichworten wie »Synästhesie« und »Genreüberschreitung« wurde damit ein bißchen Genüge getan, nicht aber der Neugierde auf aufbegehrende künstlerische Äußerungen, die sich in der durch das etablierte Kulturleben vorgegebenen Spur kaum halten lassen. Die Industriekathedrale »Auf der Schmelz« in St. Ingbert ist ein faszinierender, höchst inspirierender Ort, der aufgrund seiner akustischen Eigenschaften für nichts weniger geeignet ist als für Orchesterkonzerte – genau dies fand

dort zum Abschluß des Festivals statt. Es ist nicht völlig undenkbar, daß jemandem wie Stäbler – dessen immenser, nicht nur dem Konzertsaal und der Musik verhafteter ästhetischer Aktionsradius ja unermüdlich gerühmt wurde – zu der Halle etwas anderes eingefallen wäre als ein Gebräuchlichkeiten nicht auf originellste Art und Weise bestätigendes Stück für Sopran, Sopransaxophon, Posaune und großes Orchester.

Das diesjährige Saarbrücker Festival war geprägt von Stiefmütterlichkeiten, Halbherzigkeiten. Von der Begeisterung, dem Engagement der meisten anderen Neue-Musik-Feste in Deutschland war hier nichts zu spüren – die Delz-Preisträger Pelzel und Thomalla sorgten für rare Lichtblicke. Das Gejammer über die geringen Mittel, die dem Festivalleiter Wolfgang Korb zur Verfügung stehen, erhält einen schalen Beigeschmack: Heuer wurde nicht viel unternommen, um das einst überregional renommierte Saarbrücker »Mouvement« für die Zukunft zu empfehlen.

Hüsch sucht den Meyer (III)

Man hört, wie eine Tür aufgeht.

Hanns Dieter Hüsch kommt bei laufender Sendung ins SR Hörfunkstudio. Quatscht den Moderator an.

Entschuldigen Sie, Sie haben den Meyer auch nicht gesehen, was? Nee nich', den such ich schon seit Stunden, ist ganz komisch, nicht wahr. Ich such den und such den, find ihn einfach nicht. Ist doch kein Dienstweg ist das doch nicht. Immer wenn man den Meyer braucht, ist er nicht da, und wenn er da ist, braucht man ihn nicht. Was soll ich denn dazu sagen, sagen Sie doch selbst, man kriegt doch neuerdings immer von überall her so medizinische Fachtips in den Briefkasten geworfen. Da wollt ich dem Meyer, das ist nämlich, wußten Sie, das ist so ein Hypochonder, da wollte ich dem mal sagen, ... übrigens sitzen Sie richtig? Ich guck Sie so von der Seite an, Sie gestatten ja, ... meine Frage ist berechtigt, man sitzt ja heute, sehen Sie mal, man sitzt ja heute mehr denn früher, nich', das ist ja überall, überall ist ja alles anders geworden, sehen Sie, man fährt doch sitzend ins Grüne, sehen Sie, müssen Sie doch zugeben, um sich draußen, na was wohl, wieder hinzusetzen, nee ist doch Quatsch, eigentlich ist das wirklich Quatsch, an allen Ecken und Kanten, im Beruf, in der Privatsphäre, in öffentlichen Verkehrsmitteln, im Gefängnis, überall sitzt man, nicht wahr, aber nicht nur richtig, das ist ja das schreckliche daran, nicht wahr, man sitzt nicht mehr richtig ... ist ja furchtbar. Es will ja heute keiner mehr stehen oder liegen wie die alten Römer zum Beispiel, nicht wahr. Wenn zum Beispiel die Sitzhöhe unserer Beinlänge nicht entspricht, ist doch furchtbar. Furchtbar! Oder die Tiefe der gesamten Sitzfläche zu groß ist, das hat man ja schon manchmal, bei vielen Leuten, dann hocken, geben Sie's doch zu, dann hocken die Leute angestrengt auf der Vorderkante, die dann ständig gegen die Kniekehle oder die Unterseite der Oberschenkel ... ist doch grauenhaft ist das, während sich der von zu hohen Stühlen herabneigende Esser seinem Bauchraum, seinem gewichtigen Bauchraum regelrecht Gewalt antut. Ganz entsetzlich. Übrigens essen Sie richtig? Oh ja! Das ist ganz wichtig. Richtig essen, ja ... die meisten essen ja, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Gefährlich ist das, ganz gefährlich, ganz gefährlich. Besonders das Essen beim Sitzen. Da haben wir es ja wieder. Da fängt es ja wieder an. Man sollte

laufen beim Essen, sag ich. Nich'? Laufend Essen, nich'. Wir laufen ja viel zu wenig, laufen Sie mal richtig, Sie glauben ja gar nicht, wie schwer das ist, wenn man nicht von klein auf damit angefangen hat. Ich sehe ja seit einiger Zeit nicht mehr richtig. Sie sehen ja, ich trage eine Brille. Hat ja damit angefangen, daß ich nicht mehr richtig gesehen habe. Stellen Sie sich mal vor, nicht richtig gesehen ... na ja hören, hören ja, sicher hören, also akustisch krieg ich noch alles mit. Ich lege mich eben nicht allzu lange auf dasselbe Ohr. Aber sehen Sie, das kommt wieder auf das richtige Liegen an. Ich liege zum Beispiel auf dem Rücken, total falsch, ist total falsch, denn da gibt es diese Zwischenwirbelscheibengeschichten. Man soll sich auf den Bauch legen, dann sieht man auch wieder richtig. Es greift ja eins ins andere, wie man sagt, medizinisch. Schlafen Sie mit einem harten Kissen? Sollten Sie, sollten Sie. Wenn Sie erst mal wieder richtig liegen, dann sitzen Sie auch mal wieder richtig, und wenn Sie richtig sitzen, dann sehen Sie auch wieder richtig, und hören wieder richtig, und dann würde ich sagen, dann leben Sie auch wieder richtig. Ja, dann leben Sie wohl, tja, das wollte ich alles dem Meyer erzählen, für den ist das wichtig, das ist ja so ein Zappeliger. Aber ich finde ihn einfach nicht. Sie haben ihn ja auch nicht gesehen, es muß doch alles seine Ordnung haben. Ich sag das ja nicht gerne zweimal, schließlich habe ich meine Zeit ja nicht gestohlen, ich muß ja schließlich auch arbeiten und Geld verdienen, nicht wahr. Also auf Wiedersehen. Wie das Leben so spielt, wenn man einmal einen nicht gefunden hat, findet man ihn dauernd nicht. Jeden Tag dem Meyer nachlaufen und einfach ...

Eine Tür schlägt zu.



In einer Aura der Stille

Anmerkungen zu einem (fast) vergessenen und doch wichtigen Buch über Oskar Holweck

Von Georg Bense

»Ich möchte wissen, wo es eine Schule gibt, in der man empfinden lernt«, fragte sich im 18. Jahrhundert der französische Aufklärer Denis Diderot. Rund 200 Jahre später, in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts, wäre er auch in Saarbrücken fündig geworden. Dort war zwar nicht von Empfindungen die Rede, wohl aber häufig von einer »Schule des Sehens«, wenn Künstler und Kritiker auf die Grundlehre Oskar Holwecks zu sprechen und zu schreiben kamen. Diese vorkünstlerische Ausbildung war Ende der vierziger Jahre an der Staatlichen Schule für Kunst und Handwerk entstanden, als unter anderen Franz Masereel hier gelehrt hatte, Otto Steinert die Subjektive Fotografie in Theorie und Praxis entwickelte und Boris Kleint, ein Schüler von Johannes Itten, Gedanken zu einer »Lehre des Sehens« formulierte. Diese Lehre ging davon aus, »die Elemente des Sichtbaren und ihre Beziehungen in systematischem Zusammenhang aufzuzeigen«. Aus dieser Grundlehre Boris Kleints, die er ab Herbst 1946 besucht hatte, gewann Oskar Holweck, 1924 in St. Ingbert geboren, frühe Erkenntnisse zu seiner Gestaltungslehre. Eine Begegnung, die für sein künftiges Leben als Künstler und Lehrer prägend sein sollte.

»Mein Anliegen war es, die Besonderheit von Oskar Holwecks Werk in der deutschen Kunstlandschaft über die genaue Analyse seiner Kunst herauszustellen«, schreibt Marco Bertazzoni in der Einleitung zu seinem Buch *Oskar Holweck – Sein Werk und dessen Entstehung*, das 2004 vom Institut für Landeskunde im Saarland veröffentlicht wurde.

Die Grundlehre Oskars Holwecks ist heute Geschichte. Die neu institutionalisierte Hochschule der Bildenden Künste Saar hat die künstlerische Vorschule, wie Oskar Holweck sie lehrte, abgeschafft, schlägt andere Wege ein. Doch immer wieder wird

seine Grundlehre als künstlerisches Kriterium angeführt. »Das Gefühl für Rhythmus und Bewegung, einer Studienaufgabe im Rahmen der Grundlehre Oskar Holwecks, bestimmt unvermindert und unverbraucht sein Schaffen«, analysierte Sabine Graf unlängst bei einer Ausstellungseröffnung den Zeichner und Holweck-Schüler Michael Mahren.

Abgesehen von Erinnerungen ehemaliger Schüler und einer Vielzahl von Veröffentlichungen in Form von Abhandlungen, Kritiken und Analysen, geschriebenen und gefilmten Dokumentationen scheint vor allem das Buch von Marco Bertazzoni prädestiniert, Leben und Werk Holwecks zu würdigen und im Gespräch zu halten.

Am Bauhaus, wo Lehrer wie Itten und Nagy davon ausgingen, daß »Kunst nicht lehrbar sei, wohl aber die Handhabung der Mittel«, entstand eine Art vorkünstlerische Erziehung, eine Grundausbildung, eine Grundlehre, deren methodisches Erkennen und Gestalten durch Boris Kleint an die Schule von Saarbrücken kam. 1951 trat Holweck eine Assistentenstelle bei Professor Kleint an und übernahm schließlich ab 1956 die Grundlehre in alleiniger Verantwortung. Bis zu seiner Emeritierung 1990 hat die Me-



Oskar Holweck unterweist an einem Papierobjekt seine Schüler
Foto: © Gerhard Heisler, Saarbrücken

thode Holweck weit über die Landesgrenzen hinaus Beachtung gefunden, Aufsehen erregt, seinen Namen und den der Schule international kunstszenenweit ins Gespräch gebracht.

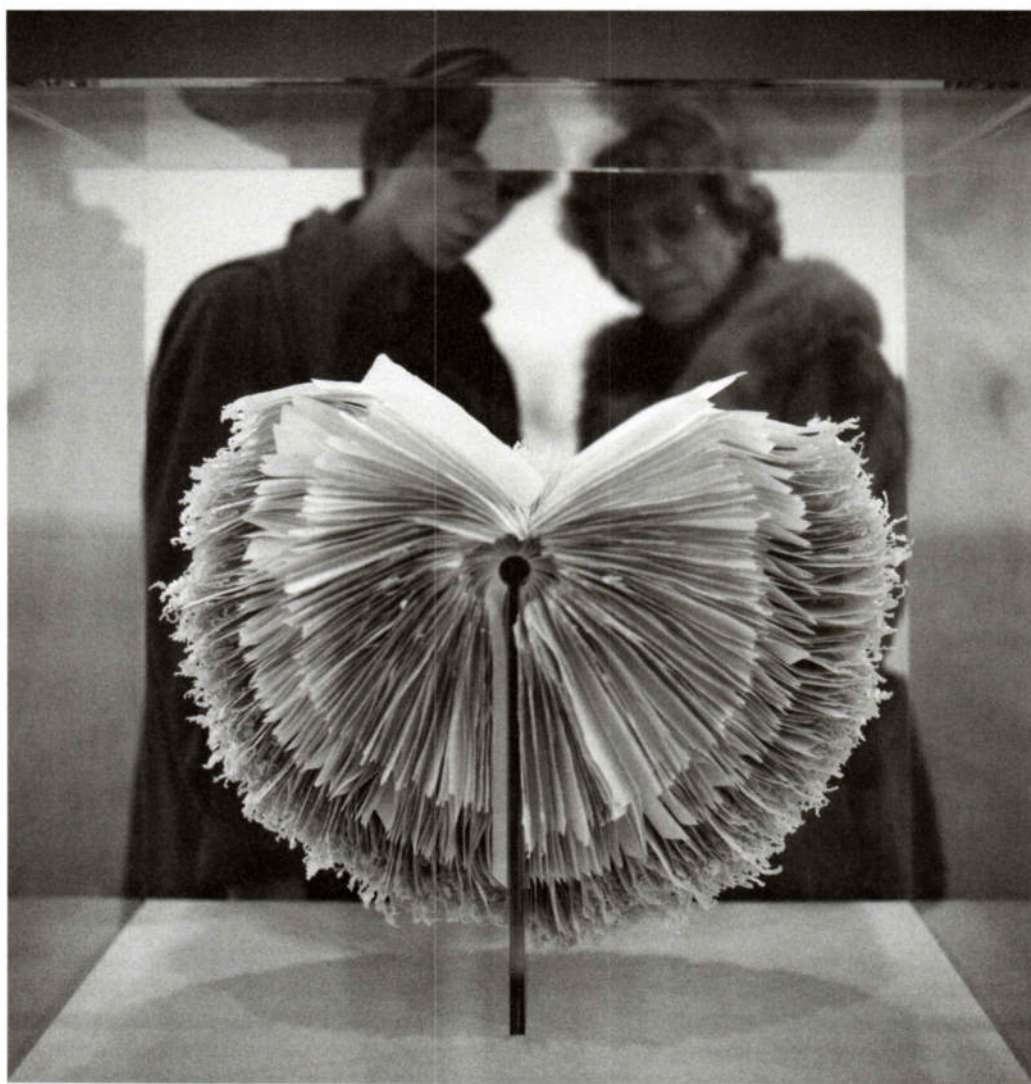
»Alles bildhafte Tun des Menschen setzt ein Erkennen voraus. Erkennen besagt, sich die Umwelt mit all ihren Erscheinungsformen verständlich zu machen. Ohne Erkennen ist das menschliche Tun unbeherrscht. Unklarheit und Unordnung, bedingt durch Zweifel und Angst, kennzeichnen Ergebnisse solchen Handelns. Unsicherheit, Zweifel und Angst zu erkennen, sie bekämpfen zu lernen, das besagt auch, die schöpferische Kraft im Lernen zu befreien. Loslösung von der Konvention zugunsten persönlicher Erlebnisse und Erkenntnisse ist das Ziel der Grundlehre.« Nach Auffassung Holwecks ist eine enge Zusammenarbeit zwischen Lehrer und Schüler unerlässlich. Gemeinsames Arbeiten an den gestellten Aufgaben ist wesentlicher Bestandteil des Unterrichts, der von den Studierenden ein hohes Maß an Engagement und Disziplin fordert.

Künstler und Lehrer, Oskar Holweck, seit 1972 Professor, war beides. Bevorzugtes Material seiner Kunst, seiner Objekte war das Papier. »Die von mir bevorzugten Werkzeuge für meine Arbeit sind meine Hände. Welches Material ließe sich damit leichter bearbeiten als Papier?« 1956 hat er dieses Material für sich entdeckt. Es sollte ihn nicht mehr loslassen. Seitdem faltet er, knickt, biegt, reißt, schneidet oder was man sonst noch alles mit Papier anfangen kann. Papier wird bei Holweck zum Material, zum künstlerischen Mittel. Ein Werkstoff, der sich nicht abnutzt, nie langweilig wird und ihn, den Künstler, immer wieder zu neuen ästhetischen Abenteuern lockt. Die akribisch durchdachte Verteilung von Licht und Schatten auf einer weißen Papierfläche zum Beispiel, erzeugt durch vorangegangene Veränderungen und Präparierungen des Ausgangsmaterial, sorgen für immer neue, innovative Überraschungen. »Aus dem Alltagsprodukt Papier schafft Holweck Gebilde der Phantasie und Poesie«, schreibt Lorenz Dittmann im Vorwort zu dem Buch von Marco Bertazzoni, das dann auch folgerichtig den Leser mit dem bevorzugten Material von Oskar Holweck vertraut macht. Über Geschichte, Entwicklung und Verbreitung des Papiers wird referiert, das in den Arbeiten Holwecks seinen alltäglichen Charakter ver-

liert. Bertazzoni stellt sein Einführungskapitel unter die Überschrift: »Exkurs zur Geschichte des Papiers und dessen Herstellung, um dem Objekt seiner künstlerischen Ziele gerecht zu werden.« Dann und erst dann beginnt die etwa 170 Seiten lange Begegnung und Auseinandersetzung mit dem Künstler und Lehrer, der, wie der Kritiker Peter Iden notierte, stets »in einer Aura der Stille« wirkte. Eine Scheu, eine Zurückhaltung, die sich letzt endlich als Glücksfall für Saarbrücken und seine Kunsthochschule herausstellte. Immer wieder hat der »stille« Künstler Berufenen anderer Akademien und Schulen abgelehnt, mehrmalige Aufforderungen, an der *documenta* teilzunehmen, ignoriert. Großspurige, eitle Events der Kunstszene sind nicht sein Ding.

Jahrzehntelang mußten alle Schüler der Saarbrücker Kunstschule durch sein Grundlehre, machten erste bewußte Schritte in Richtung Kunst unter seiner Anleitung, seinem Einfluß. Holweck war kein Kunstguru wie Joseph Beuys. Er verlangte viel Disziplin und Unterordnung von seinen Schülern. Denken war angesagt, und der Kopf kam vor dem Bauch. So hat er jahrzehntelang Arbeit und Entwicklung vieler junger Maler und Designer nicht nur aus dem Saarland und nicht nur aus Deutschland Wege in die Kreativität gewiesen. Sich selbst und sein Werk oft im Hintergrund gehalten, so wie es seinem scheuen Charakter entsprach. Wenn er dann doch einmal vom Rand in die Mitte trat, hatte das überregionalen Charakter. 1966 zum Beispiel, als er mit einer Wanderausstellung *Sehen – Grundlehre von Oskar Holweck an der Staatlichen Werkkunstschule in Saarbrücken*, vier Jahre auf Rundreise, stark beachtet durch verschiedene europäische Städte ging, heiß diskutiert, positiv gewertet, aber auch abgelehnt wurde.

»Ich bin für die komplette und totale Abschaffung von Kunsthochschulen« sagte Jonathan Meese kürzlich in einem Interview mit dem *Spiegel*. Meese, bereits im Alter von 36 Jahren als Weltstar des Kunstbetriebs gewertet, vertritt die Auffassung, daß die Masse der Professoren nur ihr Mittelmaß weitertragen und an den Kunstschulen bestenfalls ein künstlerisches Mitläufertum erzeugen. »Diese Zuchtanstalten haben keinen Sinn mehr. Von zehntausend Leuten, die in die Hochschulen hineingehen, kommen ohnehin nur zehn heraus, die akzeptabel sind, und darunter ist



Oskar Holweck, Buchplastik, Foto: © Gerhard Heisler, Saarbrücken

dann vielleicht ein richtiger Künstler. Das ist eine Form von Sozialdarwinismus, die viele vielleicht befürworten. Ich nicht, ich bin dagegen.«

Marco Bertazzonis Buch über Oskar Holweck ist nicht zuletzt auch ein Beitrag zur Diskussion über die Lehr- und Lernbarkeit von Kunst. In diesem Sinne hat es eine weite, überregionale Bedeutung. Es ist aber auch ein aufklärerischer Beitrag zur Kunst und Kulturgeschichte des Saarlandes, dieses kleinen Landes, das unter ständigem Mangel an Selbstbewußtsein leidet. Ein Buch wie dieses, das in einem reichhaltigen Bildteil das Werk einer der wichtigsten Künstlerpersönlichkeiten des Saarlandes präsentiert, leistet mehr Aufbauar-

beit als naiv gestaltete Schilder am Autobahnrand, vor denen jedem Absolventen der Grundlehre das kalte Grausen überkommt. Da könnte die Beschäftigung mit Holweck, mit seinem Werk und seiner Lehre wertvolle Denkhilfen bei zukünftigen Jurymitgliedern und Gutachtern von Vergabeinstitutionen leisten.

»Holweck ist in Qualität und Art seiner Kunst ein Monolith in der saarländischen Kunstlandschaft. Keiner seiner Zeitgenossen hat nur annähernd die weit über die Grenzen des Saarlandes, ja über Deutschland hinausreichende Bedeutung, wie es Holweck mit seinen Papierarbeiten hat«, sagte Marco Bertazzoni anlässlich der Vorstellung seines Buches.

Bevor es die alten Hefte der
neuen **saarbrücker hefte** nicht mehr gibt ...
... erwerben Sie noch **Anteile** an den
schönsten Seiten des Saarlandes

Diese *Saarbrücker Hefte* können Sie noch bestellen.

61/62 Veränderung der Stadtlandschaft

Dez. '89 / Das allererste der neuen Hefte, EUR 3,50

63 Saarlanditis

Juni '90 / Das ultimative Saarland-Brevier, EUR 3,50

64 Industriekultur und Industriearchäologie

Nov. '90 / Das Heft zur Hütte, fast vergriffen, EUR 5,-

65 Künstliche Intelligenz

Mai '91 / Das KI-Heft – lange vor dem Internet, EUR 3,50

66 Mitten im Abseits

Dez. '91 / Das Armutsheft – lange vor der Globalisierung,
EUR 3,50

67 Die Vergangenheit bringt sich in Erinnerung

Juni '92 / Das Heft zum Gerz-Denkmal, EUR 3,50

68 Das Gute Leben

Dez. '92 / Das Heft für Gutmenschen?, EUR 3,50

69 Die Krise als Dauerbeschäftigung

Juni '93 / Das legendäre Heft zur Wirtschaftspolitik im
Saarland, EUR 3,50

70 Stadtkörper Saarbrücken

Dez. '93 / Das Stadtplanungs-Heft – lange vor der
Saarbahn, EUR 3,50

71/72 Politische Kultur?

Sept. '94 / Das Heft zur Gegendarstellung, EUR 3,50

73 Melange

März '95 / Kein Heft zum clash of civilizations, EUR 3,50

74 Jugend

Sept. '95 / Das erste Heft der 89er-Generation, EUR 3,50

75 Kunst und Chaos im Saarland

März '96 / Das Heft zum Kunst-Kartell, EUR 3,50

76 Internet im Saarland

Sept. '96 / Das Heft für Einsteiger, EUR 3,50

77 Stadt der Superlative: Völklingen

Frühjahr '97 / Das Heft zum Reiseland Saarland?, EUR 3,50

78 Bildung: Ballast oder Bereicherung?

Herbst '97 / Das Heft zur Katastrophe?, EUR 3,50

79/80 Zerbrochene Utopien – Verlorene Illusionen?

Herbst '98 / Das Heft zum Abschied von 68, EUR 3,50

81 Erinnern, Mahnen, Gedenken

Sommer '99 / Das Heft zur Wehrmachtsausstellung,
EUR 3,50

82 10 von 1000 Jahren

Nr. 82, Winter '99 / Kein Heft zum Millenium, EUR 3,50

83 Die Hefte im neuen Gewand

Sommer 2000 (mit Register Heft 61/62–82), EUR 7,41

84 Es geht voran, Winter 2000, EUR 7,41

85 Gute Zeiten, schlechte Zeiten,

Sommer 2001, EUR 7,41

86 Früher war sowieso alles besser,

Winter 2001, EUR 7,41

87 Schuld ist der Euro, Frühjahr 2002, EUR 7,80

88 Kultur? Ach was!, Herbst 2002, EUR 7,80

89 Kakophonie – das SR-Special

Frühjahr 2003, EUR 7,80

90 Citoyens & Sponsoren, Herbst 2003, EUR 7,80

91 Durchatmen, Frühjahr 2004, EUR 7,80

92 Krise. Welche Krise?, Herbst 2004, EUR 7,80

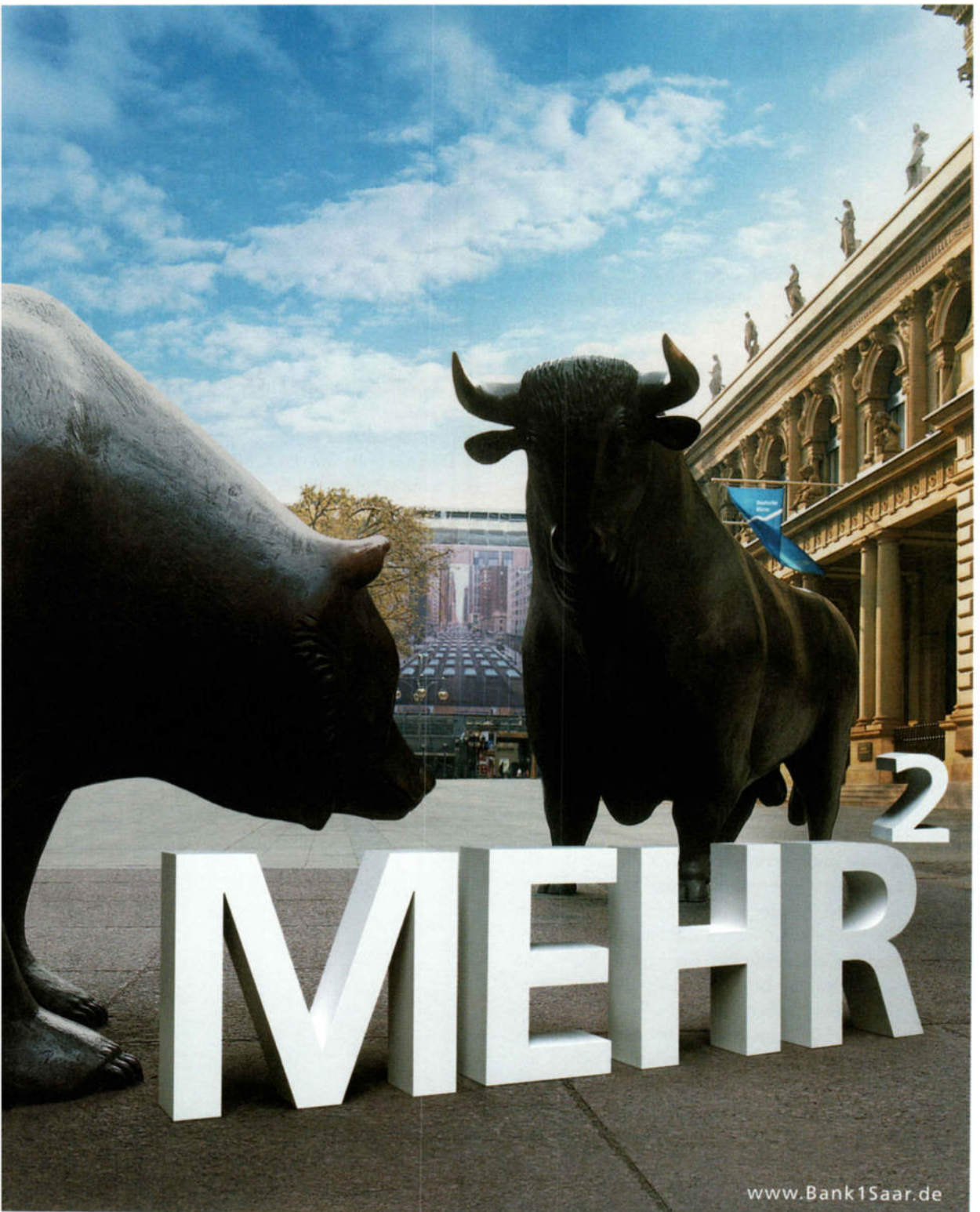
93 Liebes Saarbrücken, Frühjahr 2004, EUR 7,80

94 Drei Sitzmöbel und (k)ein bißchen Kulturpessimismus, Winter 2005, EUR 7,80

Die Preise verstehen sich zzgl. Porto, bei Abnahme von
drei und mehr Exemplaren erfolgt Lieferung frei Haus.

Bestellungen an: Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken,
Tel. 0681-4163394 / Fax -95 / e-mail: info@pfau-verlag.de

Bei Bestellung von zwei und mehr Heften gibt es gratis ein Exemplar von Nr. 63: Saarlanditis. Erhältlich sind noch Restexemplare der Hefte bis Nr. 60, erschienen von 1955 bis 1988. Restlos vergriffen sind die Nummern 1–15, 18, 20, 22 und 24.



www.Bank1Saar.de

Bank 1 Saar

die persönlichere Note

Für alle, die ihr Geld nicht einfach nur anlegen wollen:
die Kapitalanlagen der Bank 1 Saar. Damit Träume keine bleiben.

Bilderleben

Lukas Kramer – Zum Fünfundsechzigsten

Ein Buch und ein Ereignis. Ein Maler wird gefeiert. Freunde, Bekannte, Sammler und Kritiker fanden sich zusammen und machten ein Buch. Eine Hommage an Lukas Kramer, den die Kritikerin Sabine Graf als den wohl »wichtigsten zeitgenössischen Maler des Saarlandes« bezeichnet hat. Aus dem zum Geburtstag erschienenen Buch *bilderleben* drucken die *Saarbrücker Hefte* einen Ausschnitt aus dem Beitrag *Lichtfluß im Grünraum* von Ingeborg Koch-Haag.

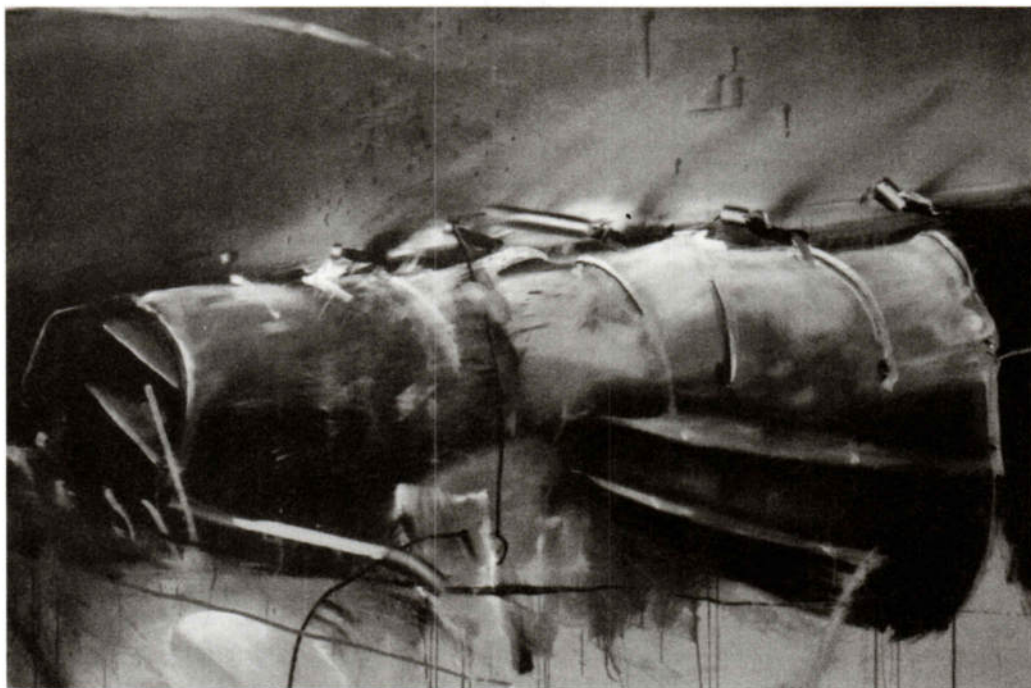
Begonnen hat es ganz woanders. Der Maler Lukas Kramer ist eigentlich ein ausgebildeter Graphiker, hat in Straßburg, Urbino und Trier die unterschiedlichen Techniken dieses Metiers studiert, weiß mit Lithographie und Radierung, mit Serigraphie und Zeichnung umzugehen. Doch dann passierte es: Über seinem künstlerischen und menschlichen Engagement für Menschenrechtsfragen und Umweltfragen erprobte und entdeckte Kramer für sich eine Erweiterung des bildnerischen Vokabulars durch die Malerei. Frühen sozialkritischen Arbeiten mit deutlich lesbaren Inhalten – gegen Todesstrafe und Tierversuche, gegen Nato-Doppelbeschluß und Pershing-Raketen – folgten in Dunkelheit getauchte, verrätselte Bildräume mit ungemütlich flackerndem Kolorit, in denen Dinge geschahen. Nur was? Dünne Lichtspuren krochen über die Leinwände und vereinigten sich zu nicht identifizierbaren Gegenständen, die gleichwohl bedrohliche Inhalte transportierten. Das waren die Nachtbilder, denen die Fallbilder folgten, und an die wiederum eine ganze Reihe von unterschwellig beängstigenden ähnlichen Szenarien anschließen.

Zwei für Lukas Kramer bis heute prägende Parameter kündigten sich damals schon an: Die serielle Handhabung einer Motivkette, die es formal und inhaltlich durchzudeklinieren gilt – und die Hinwendung zum Licht und zu dessen prozeßhafter Materialisierung. Mit den im politischen Unbehagen verwurzelten Inhalten war radikal Schluß, als der Künstler anfang, seine Bildgegenstände aus dem – wenn auch nur vage – vermuteten Realitätsbezug zu lösen, und allein durch Farbe und Licht Stimmungen erzeugte.

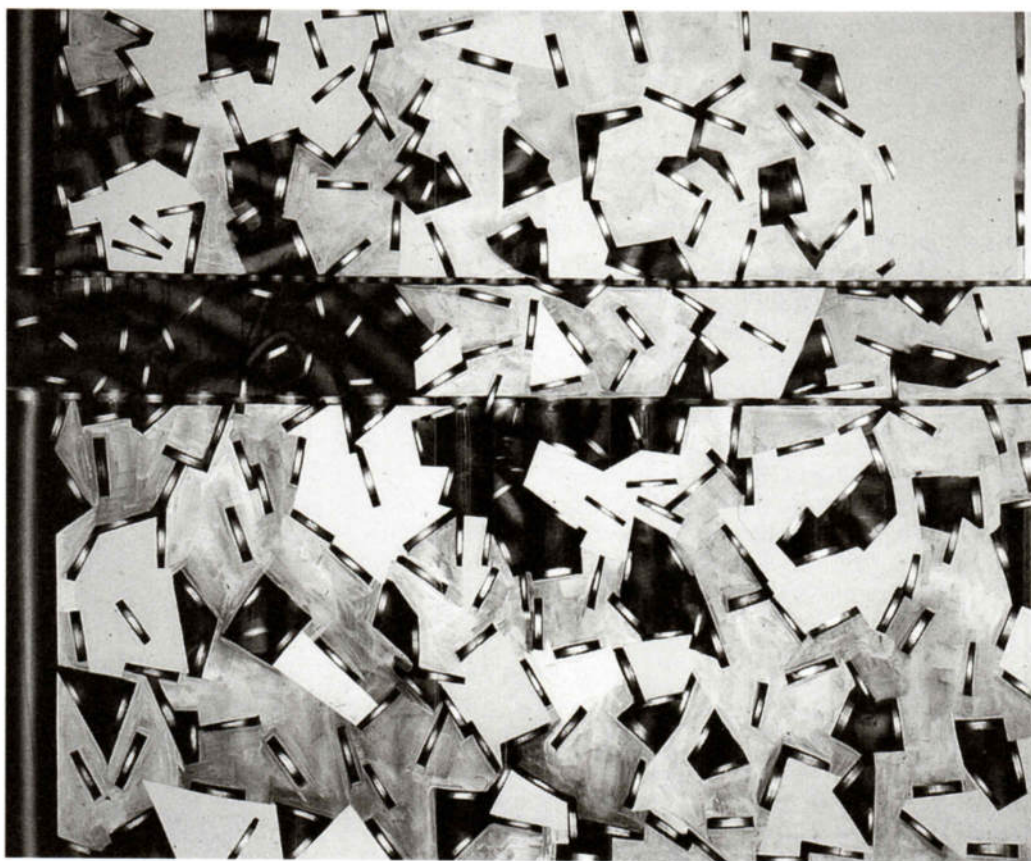
Von einem Schlüsselerlebnis aus dem Anfang der achtziger Jahre ist dabei immer wie-

der die Rede: Damals hielt sich Kramer in Paris auf, suchte mit der Kamera Motive. In der gerade im Bau befindlichen Satellitenstadt La Défense holte ihn das Schicksal ein: Eigentlich ganz unspektakulär, aber folgenreich für die späteren künstlerischen Fragestellungen fotografierte er Neonröhren, die in Werbekästen steckten. Fotografierte also Licht, das durch Glas gebrochen und gelenkt wurde. Licht, das als Trägersubstanz visualisierbar war. An der unwirtlichen Peripherie der Stadt, auf einer tristen Baustelle. »Das wichtigste Material der modernen Kunst... ist es heute nicht das Licht? Fragte Roland Barthes.«

bilderleben. Lukas Kramer- zum Fünfundsechzigsten, hrsg. von Marcella Berger, dem Saarländischen Künstlerhaus und der K4 Galerie, mit Beiträgen von Ingeborg Koch-Haag, Lorenz Dittmann, Hans-Jürgen Koebnick, Ludwig Harig u. a., 30 EUR, zusammen mit den Katalogen zu Ausstellungen von Lukas Kramer in der Städtischen Galerie Neunkirchen und der K4 Galerie Saarbrücken 40 EUR. Vorzugsausgabe mit einer signierten Serigraphie 120 EUR.



Fundstück, 1988, Acryl auf Leinwand, 150 x 180 cm



Grünes Splitterbild, 2001, Acryl auf Leinwand, 250 x 300 cm



Elke Richert

- 1963 geboren im Saarland
- 1983–1986 Mathematikstudium in Saarbrücken
- 1986–1992 Studium der Bildenden Kunst an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz; Examen
- 1993–1996 Studium bei Ullrich Hellmann, Johannes-Gutenberg-Universität Mainz; Diplom
- 1997 Balmoral Stipendium des Landes Rheinland-Pfalz
Zonta-Preis (Katalog), Mainz
- 1998–1999 Lehrauftrag an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, Frankfurt am Main
- 1999 Künftleraustausch über das Land Rheinland-Pfalz nach Peking

Projekte und Symposien

- 1992 Ausstellung verbunden mit der Arbeit an der Plastik *Bison** auf dem Mundenhof, Freiburg
- 1994 Ausstellung und Arbeit an den Plastiken *Kamele** und *Bienen** auf dem Mundenhof
- 1996 Arbeit an den Plastiken *liegende Katze** und *Hasen** in der Fasanerie, Wiesbaden
- 1997 Arbeit an der Plastik *Echse** im Lennebergwald, Mainz
Teilnahme am Symposium *Kunst am Radweg* mit der Plastik *Rübe. Vom Hänger gefallen, liegendeblieben.**, Mommenheim
- 1999 Symposium *Am Fluß*, Boppard am Rhein: *Laub**
- 2000 Symposium *Am Strom der Zeit*, Stockstadt: *in der Strömung**; (Katalog)
Symposium *HolzART IV*, Kronach: *Wolken und Wolkenlöcher**; (Faltblatt)
Symposium *Land Art-Brücke*, Steinberghaff und Broager: *Auster**; (Katalog)
Projekt, Galerie Arche, Grevenmacher: *Wind**
- 2006 *Blickachse*, Worms

*Die Arbeiten sind seither als Leihgabe an den jeweiligen Orten aufgestellt.

Einzelausstellungen

- 1995 Eichhaus, Kunstverein Bad Dürkheim
Obst und Gemüse, Essener Kunstverein
- 1997 Galerie Dagmar Rehberg, Mainz
Kunst am Taubengarten, Grünstadt
- 1998 *Flora und Fauna*, Brückenturm und Schloß Waldthausen, Mainz
- 1999 Studioausstellung in der Kunsthalle Darmstadt
Einblicke, Kunstverein Trier Junge Kunst
- 2005 *Worte und Buchstaben*, COD Saarbrücken
- 2006 *Landschaften*, Kulturfoyer Saarbrücken
Tiere und Pflanzen, Kulturschmiede Nieder-Olm
Schafgarben, Stadtmuseum St. Wendel – Mia-Münster-Haus

www.elke-richert.de

rechts: darin, Robinie, 3 x 30 x 12 cm, 2006

Objekte S. 54f.
Robinie und Eiche, teils farbig gefaßt
Höhe 10–150 cm, 2005–2006







Hallo
ICH
auch
Nee

Hi
wir
UND
nee

nun
Du
oder
NIX



NIX	Nie	NeiN
billig	SCHON	SCHÖN
Qualität	Wasser	Macht
witzig	Lustig	Gut





Der Dicke »mußte« weg

Ivica Maksimovic zu Plakaten der »Volksbefragung über das Europäische Statut für das Saarland 1955«

1.

Ich habe eine große Leidenschaft für Plakate und ihre Botschaften. Bei Wahlkampagnen, wie der des Jahres 1955, ging es darum, nein oder ja zu sagen. Ich empfinde das als eine große, eine fast sportliche Herausforderung. Man kann sehr schnell überprüfen, ob die Botschaft rübergekommen ist, die Plakate funktioniert haben, ob die Botschaften tatsächlich zu ja oder nein geführt haben. Wenn man einen Konsumartikel bewirbt, kann man das Ergebnis erst anhand der Umsatzzahlen überprüfen. Die Qualität des Produkts spielt dann noch eine Rolle, doch die ist wieder mit der Werbung eng verzahnt. Die Wirkung von Wahlkampagnen dagegen ist schnell zu überprüfen. Man hat eine bestimmte Botschaft, bedient sich einer bestimmten Argumentation, um sie dem Wähler zu vermitteln, und kann dann feststellen, ob die Botschaft in die avisierten Gesellschaftsschichten eingedrungen ist oder nicht. Für einen Kommunikationsfachmann wie mich ist es faszinierend, ganz nah an Kopf und Herz des Konsumenten zu stehen.

2.

Aus heutiger Sicht, aus unserer kommunikationsgeschulten Erfahrung heraus, wirken die Plakate aus dem Abstimmungskampf des Saarreferendums von 1955 sehr bieder. Ihre Konzeption vermittelt kein durchgängiges Erscheinungsbild. Jedes Plakat ist für sich genommen meistermäßig gemacht, d.h. je nach Idee wurde eine bestimmte Art der Darstellung gewählt. Damals in den fünfziger Jahren war ein einzelnes Plakat schon eine Botschaft. Man hat sich auch sehr auf textlich-graphische Argumentationen festgelegt. Weil man die Argumente auch zeichnen und darstellen mußte, sahen die Plakate auch »geschärfter« aus, größer als heute. In unserer Zeit gibt man dem Bild den Vorrang vor der Botschaft. Der Text verliert an Bedeutung, weil sich die Leute keine Zeit mehr nehmen, Botschaften zu le-

sen. Schnelligkeit ist gefragt. Ob das richtig oder falsch ist, sei dahingestellt. Auf jeden Fall haben wir heute eine raschere Auffassungsgabe. Früher wollte man mit einem Plakat eine bestimmte Botschaft vermitteln. Diese aufzunehmen hat eine gewisse Zeit in Anspruch genommen. Die Leute haben sich diese Zeit genommen und sich mit den Botschaften auf den Plakaten beschäftigt.

3.

Damals wurden ja keine Personen gewählt. Man hat seine Gefühle bewegt, sich für eine Richtung entschieden. Man sollte zu einer bestimmten Idee, ja oder nein sagen. Für das Saarstatut und damit quasi für Europa, oder dagegen und damit automatisch für Deutschland. Da prallten Welten aufeinander. Zwei Welten, zwei Gefühle, zwei Ideale, die dann kontrovers diskutiert wurden. Man muß auch bedenken, es war Nachkriegszeit, da mußte



vielen aufgearbeitet werden. Man mußte erst einmal lernen zu kommunizieren, mit Vorurteilen umzugehen. Einige Personen wurden ja in dieser Wahlkampagne hart und persönlich angegriffen. Auch das gehörte zum Ritual des Abarbeitens nach diesem schrecklichen Krieg. Es war für mich sehr interessant, in den Wahlplakaten die versteckten Botschaften zu sehen, zu ergründen, wie die Menschen sich damals zur Normalität, in Richtung Demokratie hin gestaltet haben, sich hineinargumentiert haben und eigentlich auch weiterentwickelt haben. Daher rührt auch mein großes Interesse an diesen Plakaten. Darüber hinaus zolle ich meinen Kollegen von damals viel Anerkennung für die hohe gestalterische Qualität



ihrer Arbeit. Davon bin ich begeistert, wie übrigens auch von vielen anderen Plakaten der fünfziger Jahre. Damals konnte ein Einzelner, Mann oder Frau, ein Plakat entwerfen, gestalten. Das geht heute nicht mehr. Damals wurde das Bild gemalt, die Illustration gezeichnet, und auch die Typographie wurde geschnitten oder gezeichnet. Alles von einer Person. Nur die Druckerei kam noch dazu. Wenn man heute ein Plakat macht, hat man ein Gremium vor sich, zehn oder zwanzig Leute. Damals hat man direkt gearbeitet, man war als Gestalter auch der Handwerker. Man hatte es meist nur mit einem Entscheidenden zu tun, der den Entwurf gut oder nicht gut fand. Eine Person, die ja oder nein gesagt hat. Heute sind an die fünf Leute mit einem Plakat beschäftigt, und für die Entscheidung werden oft zehn Leute bemüht. Wir leben in einer Zeit der Kompromisse. Dadurch kommt diese Mittelmäßigkeit zustande, diese Trägheit. Nichts fällt mehr auf, weil alles gleich aussieht. Jeder arrangiert sich mit dem anderen. Folgt seinem Beispiel. Da heißt es schnell, die haben es so und so gemacht, war ja nicht schlecht, machen wir es doch genauso. Das macht mich sehr traurig.

4.

Damals, in den fünfziger Jahren, das war ein Aufbruch! Die Plakatsmacher haben sich viel mehr aneinander gerieben, es gab vor allem mehr handwerkliche Feinheiten. Bei manchen Plakaten konnte man aufgrund der Machart sofort den verantwortlichen Designer erkennen. Heute wird die Handschrift praktisch von Agenturen vorgegeben. Handschriften, die manchmal sehr dünn sind. Von den Saarplakaten kann man lernen, auf Details zu achten, auf schroffe, auf andere Ideen, die Aufmerksamkeit erregen.

5.

Natürlich hatte die Nazizeit auch graphische Spuren hinterlassen. Man kann die Einflüsse einer Diktatur nicht innerhalb eines Tages, einer Woche oder in ein paar Monaten abschütteln. Dafür gibt es ein paar Beispiele. Aufgefallen ist mir das Plakat von Hermann Müller für die DPS mit dem Text »Wir sind wieder da« von 1955. Die Farben Rot und Schwarz dominieren. Der Adler steigt nicht



nur hoch, sondern reckt auch noch ganz keck den Kopf, so als würde er sich stolz aufrichten. Da kann man natürlich sehr viel hineininterpretieren, das ist vom Gestalter auch so gewollt. [Hermann Müller hatte 1940 in einem ähnlichen Plakat das Motiv des stolzen Adlers verwendet und geschrieben: »Gnade und Ehre ist es – Deutscher zu sein«, Red.] Einige Bild- und Sprachbotschaften hatten schon eine gewisse Nähe zum Nationalsozialismus, zumindest eine gewisse Ähnlichkeit. Man kann es natürlich auch als ein gewisses Abschütteln alter Rituale werten. Die Plakate der »Ja«-Sager waren aus heutiger Sicht graphisch gut und interessant konstruiert. Sie waren eigentlich viel zu modern für die damalige Zeit. Die »Nein«-Sager hatten sehr starke emotionale Botschaften auf ihren Plakaten. Die stärkste war, und auch für den Erfolg der Kampagne entscheidend, »Der Dicke muß weg«. Weiße Schrift auf schwarzem Untergrund und einer (ebenfalls in Weiß gehaltenen) Karikatur von Johannes Hoffmann, dem damaligen Ministerpräsidenten.

Auf einen Blick war zu erkennen, gegen wen sich das Plakat richtete. Die Botschaft hat sich dann ja auch noch verselbständigt, und das nicht nur auf anderen Plakaten und Flugblättern. »Der Dicke muß weg« wurde ja auf Straßen, Mauern und Hauswände geschrieben. Der Slogan wurde fast zu einer Art Guerilla-Marketingaktion. Dieses Plakat war der eigentliche Schlag der »Nein«-Sager, die einfach die größeren emotionalen Argumente hatten, im Gegensatz zu den »Ja«-Sagern. Der

Slogan »Der Dicke muß weg« war eine Art von Zwischenruf, wie bei einer Versammlung, bei einer Diskussion. Er soll ja auch in einem Café entstanden sein, wo Gegner miteinander darüber diskutiert haben, was wollen wir eigentlich, was ist unsere Aufgabe, und da hat einer plötzlich gesagt: »Der Dicke muß weg!«. Das hat sich ganz plötzlich aus einer Diskussion herausgeschält. Ich bin überzeugt, daß die Geschichte stimmt, denn sie erklärt auch Attraktivität und Popularität des Spruchs. »Der Dicke muß weg« war simpel, aber klar. Und der Spruch hat ja auch eine starke, schelmische Humorigkeit. »Der Dicke muß weg!« Das war einfach ein Hammer.

6.

Natürlich gab es damals auch viel Kitsch, viel Pathos. Ich habe überhaupt keine Angst vor Kitsch und Pathos, beides sehe ich positiv. Beides wird von Menschen gelebt, und was gelebt wird, ist auch etwas Echtes. In unserer Zeit hat man viel zu viel Angst vor Kitsch und Pathos. Früher kam man besser damit zurecht. Damals war das geradezu modern. Aber damals funktionierte ja auch alles besser: die Familie, das Berufsleben, der Arbeitsplatz. Heute ist ja alles mehr auseinandergerissen: Alleinerziehende Elternteile, Kinder, die alleine aufwachsen, der Kampf um den Job. In unserer Gesellschaft herrscht eine ungeheure Kälte, und man glaubt, mit Kitsch und Pathos nicht dagegen antreten zu können. Das finde ich vollkommen falsch. Wenn man



Kitsch und Pathos überlegt und gut einsetzt, sind es bessere Argumente, als wenn ich glattgeschliffene, moderne Attraktivitäten benutze, die eigentlich nur Kälte ausstrahlen. Das war auch einer der Gründe, warum die Plakate der »Ja«-Sager, der Europafreunde, trotz aller Modernität nicht so wirkungsvoll waren. Europa, das war eine unbeweisbare Sache, eine Vision, von der man nicht wußte, ob sie wirklich den Menschen eine große Zukunft bringen würde. Das mußte ja erst einmal kommen. Dagegen Deutschland. Der Riese, der sich in der Nachkriegszeit gut erholt hatte. Das Wirtschaftswunderland, in dem es Menschen wieder gut ging. In Frankreich dagegen war die Wirtschaft angeschlagen, in Deutschland hatte sie sich erholt. [Verbunden mit dem Saarstatut war eine Form von Wirtschaftsunion mit Frankreich, Red.] Deutschland erhob sich. Darin lag so ein Pathos, aber auch eine Zwiespältigkeit und Widersprüchlichkeit, die in jeder Gesellschaft herrscht und die man manchmal gar nicht nachvollziehen kann. Die Gruppierungen bekommen eine Eigendynamik, die aus Mentalitäten und bestimmten wirtschaftlichen Gegebenheiten

gespeist wird. Natürlich muß man das auch historisch reflektieren. Ich zum Beispiel hätte damals für Europa gestimmt, heute denke ich umgekehrt. Das ist schon komisch, aber wenn man heute sieht, wie sich Europa zu einem wahren Moloch entwickelt, den man kaum noch kontrollieren kann, dann kann man verstehen, daß die Leute sich in lokale Mentalitäten flüchten und sagen, »es ist doch toll, wir sind Saarländer, Saarbrücker oder Lebacher...«. Das wird in Zukunft immer stärker der Fall sein. Wir kommen mehr und mehr in den Bereich, den damals die »Nein«-Sager verkörperten, die ihre Botschaft auch mit all ihrem Pathos auf Plakaten dargestellt und zum Ausdruck gebracht haben.

7.

Ein Wahlplakat ist ein Gebrauchsgegenstand, wie Teller, Tasse, Messer, Gabel. Plakate sind Gebrauchsgegenstände zum Anschauen, deren Botschaft man aufnimmt und danach wieder vergißt, fallenläßt. Plakate gehören zum Konsum und in den Bereich der Kommunikation. Und die leidet unter einem Glaubwürdigkeitsproblem. Die Gesellschaft mißtraut der Kommunikation, obwohl sie sie erfüllt und sie braucht. Deshalb sind Plakate oft auch nicht erwähnenswert. In der Kunst ist das Bild, das jemand geschaffen hat, würdig in einem Museum gezeigt zu werden. Das ist ein Kunstwerk, und die Kunsthistoriker begründen, warum es so ist. Plakatkampagnen werden nie auf diese Weise betrachtet und eingeordnet. Das ist wie mit einer Batterie, die nach Gebrauch weggeworfen wird. Ich finde das nicht tragisch, wohl aber schwierig, da auf diese Weise auch Ressourcen vergeudet werden. Denn von einer Plakatkampagne kann man auf die Befindlichkeit einer Gesellschaft schließen. Das gilt auch für die Plakate der Saarabstimmung von 1955. Die Befindlichkeit der damaligen Saarbevölkerung läßt sich daraus gut rekonstruieren. Man kann feststellen, worüber die Leute diskutiert und gestritten haben, wovon sie geträumt haben, zu welchen Taten sie sich haben hinreißen lassen, oder auch zu welchen Untaten. Die NS-

Zeit zum Beispiel hatte tragischerweise ja hervorragende darstellerische Qualitäten. Die Kommunikation aus diesem Grund abzulehnen, finde ich falsch.

8.

Heute erkennt man Wahlplakate sofort als Wahlplakate und ordnet sie entsprechend ein. Das finde ich falsch. Es gibt eine Schublade, ein immer wieder angewandtes Muster. Wahlkämpfe werden auch, was die Plakate angeht, meist über Personen ausgetragen. Die Person ist das Produkt, das beworben wird. Es verfügt über ein eigenes, festgelegtes stilistisches Outfit. Was den Plakaten von 1955 gefehlt hat, war das Erscheinungsbild einzelner Parteien. Dieses Erscheinungsbild ist heute sehr prägnant. Da gibt es Rot für die SPD, da gibt es Gelb für die FDP und die Öko-Partei verwendet viel Grün, danach erst kommt die Person. Eigentlich müßte man zweispurig fahren. Ein Teil der Plakatierung für das Erscheinungsbild der Partei, das andere für die Botschaft und die Person, die sie vertritt, die das Erscheinungsbild der Partei nicht stört, sondern im Gegenteil noch potenziert. Aber, heute ist das Entwerfen von Plakaten Gremienarbeit, und da wird ein Entwurf von zehn bis zwanzig Leuten solange zerredet, bis jeder das Gefühl hat, alle Probleme sind gelöst, es gibt keine mehr. Durch diese Arbeitsweise werden auch notwendige Widersprüche und Hoffnungen zerstört. Deswegen sind die heutigen Plakate meist so langweilig. Man will keine Fehler machen, will kein Risiko eingehen und redet alles platt, bügelt alles derart faltenfrei, das mit dem besten Willen keine Falte mehr zu entdecken ist. Man lebt in der Angst, das irgend jemand vielleicht sagt: »He, warum ist das Plakat zu dunkel!« Sofort glauben alle, die ganze Wählerschaft denke genauso. Man hat Angst vor Widerspruch, dabei lebt die Kommunikation von Widersprüchen. Ohne sie würde man sie nicht als Kommunikation erkennen. Es wäre eine sehr einseitige Kommunikation, eine Art Herold, der auftritt, die Posaune ansetzt und sagt, »Der König verkündet...«, wieder einpackt und von dannen geht. Heraldische Kommunikation ist jedoch vollkommen unmodern. In der heutigen Zeit muß man wieder auf den klaren, pointierten Ausgangspunkt zurückkommen.

Die Originalen sind im Historischen Museum Saarbrücken ausgestellt. Öffnungszeiten: 10–18 Uhr, donnerstags 10–20 Uhr, samstags 12–18 Uhr (montags geschlossen). Eintritt 2,50/1,50 Euro. Auskünfte unter Tel. (0681) 506 4501.

Ja und Nein über das Saarreferendum von 1955.
Ausstellungskatalog, Saarbrücken: Historisches Museum 2006.



Bürgerinnen und Bürger in Stadt und Land!

Beteiligen Sie sich bitte weiterhin an dem

Überbrückungsfonds

**mit dessen Hilfe wir das Überleben in schwieriger
Zeit organisieren wollen.**

Nach Eingang Ihrer Spende bei uns (Verein Saarbrücker Hefte e.V., Kto.-Nr. 781 819 14, Sparkasse Saarbrücken, BLZ 590 501 01, Verwendungszweck: »Überbrückungsfonds«) erhalten Sie (ab 20 EUR Spende) eine Spendenquittung, die Sie dem Finanzamt vorlegen können. Der Verein Saarbrücker Hefte e.V. ist als gemeinnützig anerkannt.

Wir bringen das Saarland zum
Strahlen.

Mit jedem Tipp kann Saartoto Sport, Kultur, Umweltschutz und Soziales im Saarland nach einem gesetzlich festgelegten Umsatzanteil mit vielen Millionen Euro jährlich unterstützen. Wer tippt, hilft mit.

www.saartoto.de

Lassen Sie das Spielen nicht zur Sucht werden. www.spielen-mit-verantwortung.de



SAARTOTO

WEITBLICK ...



SaarLB

Verlässlich  Fortschrittlich

Als Universalbank mit weltweiten Verbindungen ist die SaarLB ein kompetenter, starker Partner, der Ihnen alle gewünschten Finanzdienstleistungen im In- und Ausland anbieten kann.

Als führende Regionalbank betrachten wir es als wesentliche Aufgabe, uns für die wirtschaftliche Zukunft des Saarlandes zu engagieren.

Mit uns sehen Sie weiter!

Landesbank Saar
Ursulinenstraße 2
66111 Saarbrücken
Tel.: (06 81) 3 83-01
Fax: (06 81) 3 83-12 00
E-Mail: service@saarlb.de
www.saarlb.de

 Finanzgruppe

Thomas Ulrich

NEUE MUSIK *aus religiösem Geist*

*Theologisches Denken im Werk von
Karlheinz Stockhausen
und John Cage*



PFAU
Neue Musik

www.pfau-verlag.de

ISBN 3-89727-328-4, EUR 25

Quo vadis: Europa oder Vaterland

Kirche, Katholiken und die Saarabstimmung 1955

Von Judith Hüser

Sonntag, 23. Oktober 1955

1955 war die Saarbevölkerung zum zweiten Mal nach 1935 aufgefordert, in einem Referendum sich ihrer staatlichen Zugehörigkeit zu vergewissern und über die politische Zukunft des kleinen Landes an der deutsch-französischen Grenze zu bestimmen. Sein zehnjähriger deutscher Sonderweg – Folge deutscher Kriegsniederlage und französischer Besatzung – war geprägt von einer Wirtschaftsunion mit Frankreich bei politischer Abtrennung von Deutschland. Am 23. Oktober 1955 waren nun die Saarländer gefragt, ob sie ihren zwischenzeitlich aufgebauten regionalen Autonomiestatus unter dem neu konstruierten Dach der Westeuropäischen Union fortführen wollten. Die erneute politische Entscheidungslage in diesem – seit der doppelten Staatsgründung 1949 – dritten deutschen Teilstaat traf auf gesteigertes internationales und selbstverständlich übergroßes nationales Medieninteresse.

Die deutsche Zeitung *Christ und Welt* richtete ihr Augenmerk naturgemäß auf die Haltung von Kirche und Kirchenvolk. Ihr spezieller Fokus galt dabei den Saarkatholiken, die mit einem Anteil von nahezu 75 Prozent der Einwohner die konfessionelle Großgruppe im Montanrevier stellten. Die Gottesdienste am Sonntag des Referendums, so beobachtete der Korrespondent, seien alle stark besucht gewesen, die Gemeinden hätten sich in die Kirchen gedrängt, die meisten Gläubigen noch vor der Stimmabgabe. Und die katholischen Pfarrer, notierte er weiter, hätten meist keinen Zweifel an ihrer Haltung gelassen. Der Wahltag sei erstaunlich ruhig verlaufen.

Drei Monate hart und schonungslos geführter Abstimmungskampf lagen hinter den Saarländern. Das war so von niemandem erwartet worden. »Ja« oder »Nein« zu einem europäischen Saarstatut, das Bundeskanzler Konrad Adenauer und sein französischer Amtskollege Pierre Mendès France ein Jahr zuvor ausgehandelt hatten: das war die Frage,

die die Stimmberechtigten spätestens in der Wahlkabine für sich zu klären hatten. Gut ein Drittel hatte sich noch in einer Meinungsumfrage vom Frühjahr unentschieden gezeigt. Hochemotionale fochten die Autonomieparteien, die regierungstragende CVP und die SPS, und die erstmals zugelassenen sogenannten prodeutschen Parteien CDU-Saar, SPD-Saar und DPS die Auseinandersetzung um den rechten Weg der Saar aus. Die »Ja-Sager« hörten sich von den Statutgegnern als »Separatisten« und »Vaterlandsverräter« verunglimpft, während die Statutbefürworter die »Nein-Sager« als »Nationalisten« und »unverbesserliche Preußen« beschimpften. Das christliche Lager zeigte sich zutiefst gespalten, die beiden C-Parteien an der Saar traten nicht als »Schwesterparteien« an. Mit dem »Ausbruch der Freiheit« war vielmehr ein »Bruderkampf im Saarvolk« entbrannt. Auch bisher politisch enghalsige Geistliche positionierten sich.

Kirche und politische Ortsbestimmung

Anders als bei der ersten Saarabstimmung vom 13. Januar 1935 hielten sich zwar die Kirchenleitungen, deren Sitz außerhalb des eigenständigen Saarlandes lagen, mit Verlautbarungen zurück und riefen zu Mäßigung auf. Den Ortspfarrern untersagten sie politische Einmischung, sie wollten den Konflikt nicht in die Seelsorge tragen lassen. Ein europäischer Kommissar überwachte die Einhaltung der Spielregeln im Abstimmungskampf.

Gleichwohl verkündete der katholische Studentenpfarrer Dr. Peter Jung in einem sonntäglichen Rundfunkgottesdienst, bei dem sonst der wegen seiner Frankophilie im Volksmund »Abbé Laué« genannte St. Ingberter Dechant predigte, seine These, jedes Volk sei eine Idee Gottes, um dann unmißverständlich abzuleiten: »Das Anliegen unserer Generation kann es nur sein, daß wir als Volk wieder zueinanderfinden, daß die Grenzen, diese gemachten, die konstruierten, fallen und daß das

Politik und Kirche an einem Tisch:
Gilbert Grandval, der Pariser Kardinal
Feltin und Johannes Hoffmann



Deutsche Volk wieder zu seiner Einheit zurückfindet.« Spätestens jetzt war deutlich, daß das europäische Referendum umgedeutet wurde zu einem deutschen, einem nationalen Anliegen. Das politische Ziel einer deutschen Einheit stellte die Saarwähler erneut vor eine Gewissensentscheidung. Jung wurde von seinen Rundfunkämtern suspendiert, der Rundfunk habe gegen seine Neutralitätspflicht verstoßen, befand der belgische WEU-Kommissar Fernand Dehousse. Auch auf evangelischer Seite formierte sich Protest: 34 Pfarrer begründeten in einem von der CDU verbreiteten Flugblatt ihr »Nein« zum europäischen Saarstatut, das »Separatismus« bedeute und »Ungehorsam gegen Gottes Ordnung« sei. Der *Paulinus*, das Trierer Bistumsblatt, erklärte, die Nation sei fester Bestandteil des christlichen Ordnungsbildes, sie könne nicht übersprungen werden. Religiöses Bekenntnis und politische Entscheidungslage verflochten sich, moraltheologische Argumentation und nationale Emotion verquickten sich in der Saarfrage erneut aufs engste und verhinderten eine nüchterne Auseinandersetzung mit dem europäischen Saarstatut.

Vaterland – Heimat: Gewissensfragen der zweiten Nachkriegszeit

Noch einmal gewann der Hirtenbrief von Erzbischof Franz-Rudolf Bornewasser zur »Vaterlandsiebe« große Bedeutung. In Gebetszettelformat legte die CDU-Saar ihn als »Vermächtnis des toten Bischofs« wieder auf. Diese bischöfliche Fundamentalkritik an der Saaraautonomie stammte aus dem Jahre 1947.

Damals zeichnete sich für den Trierer Bistumschef ab, daß die Verfassungsgebende Kommission um den CVP-Vorsitzenden Johannes Hoffmann einen Wirtschaftsanschluß an Frankreich befürwortete und dafür eine politische Trennung von Nachkriegsdeutschland in Kauf nahm. »Wer die Treue bricht, ist ein Verräter«, lautete sein Verdikt. Die Pflicht eines Christen zur Vaterlandsiebe sei der Kindspflicht zur Elternliebe gleichzusetzen.

Johannes Hoffmann hatte entgegnet, sich aus dem Gewissen heraus für den neuen Weg entschieden zu haben. Vaterland sei für ihn in erster Linie Heimat. Es ginge darum, den Menschen ihr Lebensrecht und ihre existentielle Grundlage zu sichern. Die Präambel der Saarverfassung begründete den Schritt der Trennung von Deutschland damit, Brücke zu Frankreich sein und einen Friedensdienst für Europa leisten zu wollen, und leitete einen deutschen Sonderweg ein. Die Referendums-kampagne der prodeutschen Heimatbundparteien zielte dann auch ganz auf den Ministerpräsidenten des Montanreviers ab: »JoHo, der falsche Bergmannssohn, verkauft den Warndt um Judaslohn«, oder kurz: »Der Dicke muß weg«.

Der Apostolische Visitator Monsignore Dr. Michael Schulien SVD, nach den Auseinandersetzungen um Bornewassers Hirtenbrief vom Vatikan an die Saar entsandt, sprach sich gegen einen Mißbrauch der Religion für Wahlzwecke aus. Jeder sei in seiner Entscheidung frei. Damit lag er auf der Linie Hoffmanns, wie auch der Speyerer Diözesanpräses der Kolpingfamilie, der in einem Rundschreiben erläuterte, daß niemandem »unkatholisches Verhalten« vorgeworfen werden könne, egal wie er stimme.

Wirtschaftsunion und Saarbistum: Sicherheit und Autonomie

Frankreichs Saar-Repräsentant, Gilbert Grandval, hatte bei aller Förderung von kirchlichem Leben und Wiederaufbau früh versucht, die Meinungsführerschaft der deutschen Kirchen in der Saarfrage zu unterbinden, insbesondere des »politischen Bischofs in Trier«. Vergeblich hatte er sich bemüht, ein eigenständiges Saarbistum einzurichten, entsprachen doch die Saarkatholiken beinahe drei Vierteln der Grenzlandbevölkerung und waren mehrheitlich sehr kirchen- und bistumstreu. Zensur von kirchlichen Verlautbarungen, ein *Paulinus* in Saarausgabe, Ausweisung von Pfarrer Bungarten, dem Senior im Saarklerus, als maßgeblichem Urheber eines Protestschreibens an den Papst, das waren Maßnahmen, mit denen die französische Besatzung schnell an Grenzen ihrer Sicherheitspolitik stieß und den Saarklerus herausforderte.

Das Meinungsbild innerhalb der Saargeistlichkeit war zu diesem Zeitpunkt allerdings uneinheitlicher, als der fast einhellige Protest gegen die Trennung von der Mutterdiözese annehmen ließ. Dies wußte Trier. Und die zahlreichen Briefe der Saarkatholiken hatten deutlich gemacht, daß die Saarländer in der »Brotfrage« einen Wirtschaftsanschluß an Frankreich begrüßten. Sie wollten sich von ihrem Bischof kein schlechtes Gewissen machen lassen, denn er könne ihnen ja keine Arbeit geben. Vielfach fanden sich Vorwürfe wegen seiner politischen Haltung 1935, als er ihnen kein guter Ratgeber gewesen sei.

Der Vatikan bestimmte noch zu Lebzeiten Bornewassers seinen Nachfolger. Auch wenn Bischof Dr. Dr. Matthias Wehr sich mit seinem Schulkameraden Johannes Hoffmann traf, von »Matz« zu »JoHo«, so lagen auf der Saarbistumsfrage doch die Schatten der vergangenen Konflikte. Der neue Trierer Bischof konnte nicht hinter die Position seines Amtsvorgängers zurück. Als 1952 die Europäisierung der Saar schon greifbar war, befürchtete er die kirchliche Abtrennung der Saarkatholiken und verbündete sich mit der illegalen Saaropposition. Diese bekundete der Trierer Mutterdiözese ihre Treue. Daraufhin bat Wehr den Saarregierungschef und CVP-Vorsitzenden, die CDU-Saar zu den Landtagswahlen zuzulassen. Der Bruch im christlichen Lager

sei längst Fakt. Nur ein Referendum könne Klärung bringen. Drei Jahre später erst erfolgte die Zulassung der prodeutschen Parteien anläßlich des Saar-Referendums, das Frankreich und Deutschland vereinbart hatten. Am 23. Oktober 1955 lehnten 67,7 Prozent der Saarlähler ein europäisches Saarstatut ab, weil – wie eine Nachwahlbefragung ergab – es ihnen zu französisch erschien. Damit endete ein kühnes europäisches Experiment, und es begann der Weg in die bundesdeutsche Normalität.

Deutsches, Französisches und Kirchliches: Brückenschläge als Identität und Aufgabe

Dem »Bundesland Saarland« wurde in Luxemburg die deutsch-französische Geburtsurkunde ausgestellt. Aktive Geburtshelfer waren einerseits Frankreich, das sein Reparationsgut »La Sarre« früh mit politischer Selbstverwaltung ausgestattet hatte, und andererseits die deutschen Kirchen, mit denen sich kein »Saarstaat« machen ließ. Mit diesen gegensätzlichen Identitätsstiftungen seiner wechselvollen Geschichte lernte das Saarland an der Grenze gut leben.

Die »kleine Wiedervereinigung« mit der westlich integrierten Bundesrepublik vollzog sich dann in zwei Etappen. Am 1. Januar 1957 erfolgte die politische Eingliederung nach Deutschland, der die wirtschaftliche Integration an einem »Tag X« folgen sollte. Schon anderthalb Jahre später, in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli 1959, fielen die Zollschranken. Im gleichen Jahr einte Trier seine Diözesanen in der ersten Heiliger-Rock-Wallfahrt nach dem Zweiten Weltkrieg. Ein eigenständiges Saarbistum sollte kein Thema mehr sein. Der Apostolische Visitator war nach Rom zurückgekehrt. Das offizielle Pilgergebet im Angesicht des Trierer Symbols kirchlicher Einheit endete mit dem Wunsch: »...und führe zusammen, was getrennt ist.«

Bereits im April 1956 lud die Diözese Trier zu einem Bistumstag in Saarbrücken ein, an dem sich auch das Zentralkomitee der deutschen Katholiken mit einer Arbeitstagung u.a. auf dem Campus der Universität beteiligte. Bei allem diözesanen und verbandlichen Zusammenführen auf bundesdeutscher Ebene blieb der Bistumserhalt einer deutsch-franzö-

Kirchliche Unterstützung für
JoHo: der Klerus als Wahlhelfer,
Kardinal Feltin in Saarbrücken



sischen Aussöhnung geschuldet, dessen war sich auch der Trierer Bischof bewußt. In einem Ende 1955 verfaßten Schreiben an den Papst, der ihn als Koadjutor auf der Höhe der Auseinandersetzungen zwischen Trierer Bischofsstuhl und Saarstaat berufen hatte, wies er ausdrücklich auf die guten Beziehungen zu den französischen Seminaristen sowie zur französischen Gemeinde hin. Die Intentionen der Antragsteller eines Saarbistums schienen sich zu verwirklichen und die Aufgabe des kulturellen Vermittels zwischen den Grenznachbarn in der politisch gelösten Atmosphäre nicht mehr ganz so befremdlich zu sein.

Bibliographische Hinweise

Judith Hüser, *Saarkatholiken auf dem Sonderweg? Kirche und Konfession, Nation und Europa in einem deutsch-französischen Grenzland (1919–1959)*, in: *Beharrung und Erneuerung 1881–1981, Geschichte des Bistums Trier*, Bd. 5, hrsg. von Bernhard Schneider und Martin Persch, Trier 2004, S. 671–697.

Dies., *Saarkirche – Nationales Band oder transnationales Modell? Politischer Neubeginn und kirchliche Struktur im deutsch-französischen Grenzraum, 1945–1955*, in: *La Lorraine et La Sarre depuis 1871: Perspectives transfrontalières. Lothringen und Saarland seit 1871: Grenzüberschreitende Perspektiven*, hrsg. von Rainer Hudemann und Alfred Wahl, Metz 2001, S. 157–173.

Dies., *Päpstlich-diplomatische Mission in der Heimat – Msgr. Dr. Michael Schullien SVD, Saarländer, Ethnologe und Apostolischer Visitator, 1948–*

1956, in: *100 Jahre Missionshaus St. Wendel 1898–1998*, hrsg. von Werner Prawdzik SVD, Bd. 2, Nettetal 2000, S. 332–342.

Dies., *Quo vadis, Saarland? Die Haltung der Kirchen zum Sonderweg der Saar*, in: *Die Geburt des Saarlandes*, hrsg. von Ludwig Linsmayer, im Erscheinen.

Weiterführende Literatur

Die Saar 1945–1955. Ein Problem der europäischen Geschichte, hrsg. von Rainer Hudemann und Raymond Poidevin, München 1992.

Grenz-Fall. Das Saarland zwischen Frankreich und Deutschland 1945–1960, hrsg. von Rainer Hudemann, Burkhard Jellonnek und Bernd Rauls, St. Ingbert 1997.

Armin Heinen, *Saarjahre. Politik und Wirtschaft im Saarland 1945–1955*, Stuttgart 1996.

Hans-Christian Herrmann, *Sozialer Besitzstand und gescheiterte Sozialpartnerschaft. Sozialpolitik und Gewerkschaften im Saarland 1945 bis 1955*, Saarbrücken 1996.

Von der »Stunde 0« zum »Tag X«. Das Saarland 1945–1959, Katalog zur Ausstellung des Regionalgeschichtlichen Museums, hrsg. vom Stadtverband Saarbrücken, Saarbrücken 1990.

Ja und Nein. Das Saarreferendum von 1955, Katalog zur Ausstellung des Historischen Museums Saar, hrsg. vom Stadtverband Saarbrücken, Saarbrücken 2005.

Paul Burgard und Ludwig Linsmayer, *Der Saarstaat – L'Etat Sarrois. Bilder einer vergangenen Welt – Images d'un monde passé*, Saarbrücken 2005.

Nichts Neues an der Saar

Ja, Ja?? – Nein, Nein?? – Ach, nee ...!!

Ein Nachruf auf den 23. Oktober 2005

Von Wilfried Busemann

Zugegeben: Für Historiker können Jubiläen nicht pompös genug durchgefeiert werden. Wir leben – unter anderem – davon. Allerdings nicht gerade üppig; man gewöhnt sich an Null-Diät. Aber sich an das gewöhnen, was sich zutrug im saarländischen Jubeljahr 2005? – Ach, nee...!!

Dabei waren die Voraussetzungen ganz günstig. Fünfzig Jahre nach einem historischen Ereignis – das weiß man seit dem Aufkommen der oral history vor nunmehr auch schon fast dreißig Jahren – das ist die letzte Gelegenheit, Zeitzeugen in ausreichender Zahl vor die Mikrofone zu zerren nach dem Motto: »So, Oppa (oder Omma) gezz packse ma aus!« Zeitzeugen wurden sehr wohl allenthalben befragt! Aber wie! Und vor allem: Seit 50 Jahren immer dieselben.

Ach, was soll's!? Solche Kleinigkeiten spielen keine Rolle. Schon vor dem denkwürdigen Datum jubelten megawichtige Medienfritzen und die Zweigstellen-Mitarbeiter der saarländischen Lokal-Prawda: »Der 23.10. fällt im Jahre 2005 auf einen Sonntag! PRIME-TIME!!!« Das gibt 'ne dolle Wochenendausgabe, und für den Montag fällt auch reichlich ab. Vielleicht haben sich die Eventer in der Staatskanzlei noch gedacht: Donnerstag *Die Zeit*, Montag *Der Spiegel*, *ARD-Brennpunkt*, Sondersitzung des Weltsicherheitsrates... Aber sowieso! Das Saarland rückt in den Blickpunkt der Weltöffentlichkeit wie weiland Loriots Breitbandnudel.

Nichts von alledem, obwohl extra zur Feier des Tages der Bundespräsident höchstselbst aufgefahren wurde. Und wenn der, dann auch der Ministerpräsident. Und noch irgend jemand. Ein halbes Jahr nach den Ansprachen des Staatsaktes in der Ludwigskirche ist gerade so viel hängengeblieben: Saarland? Super! Deutschland? Spitze! Europa? Aber selbstredend! Also die üblichen Verdächtigungen.

Immerhin wurde der große Akt auf SR3 und Phoenix live übertragen. Eigentlich waren hier nur die gelegentlichen Kamerateaschens durch den Saal spannend. Wer

sitzt denn da in der vierten Reihe? Na, schau an, den haben sie eingeladen und mich nicht?!

Stimmt doch gar nicht! Alle waren eingeladen! Wenn schon nicht in die Kirche, dann ins Zelt.

Krasser konnte der Unterschied kaum sein: Im Tempel des Herrn würdevolle, gediegene Selbstbeweihräucherung, im Bierzelt Volksbelustigung der dämlichen Art, Brot und Spiele für den Pöbel. Das is' nu' ma' so inner Demokratie, man muß ja wenigstens so tun, als ob man das Fußvolk ernst nimmt. Oder immerhin für voll. Genug Alkohol floß jedenfalls.

Das Volksfest sollte so werden »wie vor 50 Jahren« (außer den Preisen). O Gott, war das wirklich so schlimm damals? Im Zelt war es laut, stickig, überfüllt. Das Bier schlecht wie immer und die als »Essen« angebotene Pampe – höflich ausgedrückt: gewöhnungsbedürftig.

Auf der Bühne gab es unnötig viel Remmiedemmi. Unter anderem litten die eingestreuten Zeitzeugenbefragungen an den ausgesucht dummen Fragen. Das war weder historiographisch noch journalistisch auf der Höhe der Zeit – das war einfach nur schlecht (oder gar nicht) vorbereitet. Der ganze »Rest«: Modenschau, Polizeimusikkorps, Cindy und Bert (als »Sänger«, nicht als Zeitzeugen!), Boney M... hatte nichts, aber auch gar nichts zu tun mit dem 23. Oktober 1955. Ebenso wenig das pseudo-historische Dekor im Nebenzelt: Olle Autos als kaum verdeckte Werbung für Ford in Saarlouis usw.

Es hat keinen Sinn über weitere Details zu stänkern! Diese Feierlichkeiten hätten genauso gut stattfinden können als Abstiegsfeier eines zweitklassigen Fußballvereins, als Betriebsausflug eines mittelständischen Unternehmens oder als der inzwischen übliche Klamauk bei irgendeinem Börsengang. Ach, nee...!

Abgesehen vom Festzelt-Gedröhne und dem anderen Gedöns standen, wohl für den gehobenen Geschmack, über den Tag hinaus andere Angebote zur Auswahl. An erster Stelle »Ja und Nein. Die Ausstellung zum

Saarreferendum von 1955« im Historischen Museum Saar. Anlässlich einer Führung für den Bildungsausschuß der Arbeitskammer verwies Museumsdirektor Gerhard Ames in der Begrüßung auf ein grundsätzliches Dilemma: Seit fast zwei Jahrzehnten stiegen die Erwartungen an die Museumsarbeit, aber die Finanzmittel dafür stagnierten – das bedeute de facto eine drastische Mittelkürzung. Wie soll man heute unter solchen Bedingungen moderne, richtungweisende Ausstellungen auf die Beine stellen!? Vor ungefähr fünfzehn Jahren ging das noch – und deshalb wirkte »Ja und Nein« wiederholt wie ein Zitat der ständigen Ausstellung »Von der Stunde Null zum Tag X«. Also nichts Neues, abgesehen vielleicht von in großer Zahl präsentierten politischen Plakaten des Abstimmungskampfes. Im Museumsjargon nennt man das »Flachware« – und ihr flächendeckender Einsatz gilt allgemein als einfallslos. Demnach wäre die Ausstellung mißlungen? Ja und Nein! Denn jede Kritik an den Museumsleuten trifft die Faltschen. Im Idealfall soll eine historische Ausstellung den aktuellen Stand der Forschung veranschaulichen, aber wo es keine (oder kaum) Forschungsergebnisse gibt, kann man auch nichts ausstellen. Und Ames und Kollegen neben der Museumsarbeit auch noch die Forschungsarbeit aufzuhalten, wäre entschieden zuviel verlangt.

Vorsicht, jetzt kommt ein ganz übler Kallauer! Unter Forschung versteht die *Saarbrücker Zeitung* wohl nur forsches Auftreten. Anerkennenswert war, daß die SZ mit einer historischen Serie seit dem 1. Oktober das Publikum versuchte »heiß« zu machen. Daß aber danach die Artikel zu einem Buch zusammengelappt wurden, war völlig unnötig. So kam es zu dem Kuriosum, daß die Buchkritik schon öffentlich war, bevor das Buch auf dem Markt erschien. Ein Leserbrief zum Beispiel stieß sich an der durchgehend oberflächlichen, ungenauen und suggestiven Fragetechnik des Redakteurs Gerhard Franz. Sollte jemals an der Uni ein Seminar stattfinden zur oral history, wäre das Buch in der Tat eine wahre Fundgrube zur Frage, wie man es nicht macht. Eine andere (veröffentlichte) Zuschrift beklagte die unüberlegte Wortwahl bei Ludwig Harig. Ja, sehr richtig, die verschwurbelte Begrifflichkeit »klero-faschistisches System« ist ärgerlich. Noch schlimmer wird es, wenn Harig das politische System des Faschismus

auf Überwachungs- und Polizeistaat reduziert, damit er die Hoffmann-Regierung als faschistisch denunzieren kann. Das ist nicht nur eine gefährliche Verharmlosung von »Faschismus«, das ist vor allem eine Beleidigung für die Opfer des Nationalsozialismus. Man kann über die Hoffmann-Leute einiges sagen; indes: sie waren keine Staats-Terroristen, keine Rassisten, keine Massenmörder und Kriegsverbrecher. Allenfalls bedingt berechtigt bleibt dieser Standard-Einwand aller Antifaschisten, solange Harig seine Auffassung von Faschismus nicht ausführlicher entwickeln kann als in zwei dünnen Zeitungssätzen. Es bleibt also nicht die Frage, warum der renommierte Dichter so etwas erzählt, sondern: »Warum läßt er sich überhaupt darauf ein?« Er müßte doch wissen, wie leicht eine solche »Kurzfassung« mißverstanden werden kann.

Am Ende seines Vorwortes zu *Der Sieg der Neinsager. 50 Jahre nach der Abstimmung über das Saarstatut* schreibt Gerhard Franz, es sei ein Buch entstanden, »das den 23. Oktober 1955 unter möglichst vielen Blickwinkeln zu beleuchten versucht«. Das ist die positive Formulierung für die Publikation einer willkürlichen Sammlung von Fragmenten, mit denen die bislang üblichen historischen Klischees bedient werden. Ach nee...!

Wirklich neue Sichtweisen (und das ist wörtlich gemeint) eröffnet der überaus gelungene Bildband von Paul Burgard und Ludwig Linsmayer: *Der Saarstaat. L'Etat Sarrois. Bilder einer vergangenen Welt. Images d'un monde passé*. Weit mehr als schätzungsweise 700 Photographien bringen neben dem bisher Üblichen – Trümmer, Politik, Kultur, Abstimmungskampf – bislang selten oder gar nicht gesehene Szenen. Pauschal zu loben ist die Fotostrecke »Wirtschaft und Gesellschaft. Economie et société«. Was ist daran so toll? Das läßt sich in wenigen Worten nicht erklären. Statt eines umständlichen Exkurses über Photographie als Quelle der Landesgeschichte an der Saar soll deswegen nur die Empfehlung ausgesprochen sein: Das muß man gesehen haben!

Ein kleiner Einwand sei dennoch angebracht. Eigentlich bezieht sich der Bildband, auch wenn er zeitlich im Umfeld des Jubiläums veröffentlicht wurde, kaum auf den 23. Oktober 1955. Er erfüllt das im Buchtitel gegebene Versprechen, den Saarstaat zu bebildern.

Und damit sind wir beim Kern der Generalkritik an so ziemlich allem, was im Zusammenhang mit dem 23. Oktober 1955 veranstaltet und veröffentlicht wurde: Wenn überhaupt – Gerhard Franz zum Beispiel ist selbst davon weit entfernt – beschäftigt sich alle Projekte mehr oder weniger mit der Frage, wie es zum Abstimmungsergebnis gekommen ist. Dafür werden dann bestimmte Aspekte, übrigens immer dieselben, historisch befragt. Mit Verlaub: Das ist inzwischen sattem bekannt. Daran zu erinnern und dabei – und sei es nur unbewußt – weitgehend die Siegerpropaganda festzuschreiben, ist inzwischen langweilig geworden. Bisweilen auch unerfreulich – abgesehen, siehe oben, von Burgard/Linsmayer. Mehrere grandiose Doktorarbeiten und Habilitationsschriften, zumeist am Lehrstuhl des Saarbrücker Zeit-historikers Rainer Hudemann entstanden, haben zur Landesgeschichte zwischen 1945 und 1955 wichtige Erkenntnisse geliefert. Zum Ende des wissenschaftlichen Kolloquiums *Das Saarland in der Nachkriegszeit 1945–1960* erklärte Hudemann bereits am 8. März 1997, es sei nun an der Zeit, die Übergangsphase nach 1955 historisch zu erforschen. Erstmals eingelöst wurde dieser Anspruch in der auch in den *Saarbrücker Heften* (Nr. 90,

2003) zu Recht gelobten Studie von Marcus Hahn zum »Doppelten Strukturwandel« des Saarlandes bis ca. 1970. Weitere Arbeiten auf wissenschaftlichem Niveau sind seitdem nicht vorgelegt worden, Wissenschaft braucht eben Zeit.

Wie dem auch sei: Nach fünfzig Jahren sollte endlich die Frage im Vordergrund stehen, was die Entscheidung vom 23. Oktober 1955 gebracht und bewirkt, was also seit diesem Datum sich zugetragen hat an sozialen, ökonomischen, kulturellen oder politischen Veränderungen. Vor allem sollte endlich einmal die Frage bearbeitet werden, wie das Wahlergebnis das Alltagsleben der Menschen an der Saar seither beeinflußt hat. Einerseits wäre es nun völlig vermessen, eine *histoire totale* des Saarlandes von 1955 bis 2005 zu verlangen, daß allerdings der Forschungsansatz von Marcus Hahn und die von ihm ermittelten Ergebnisse gleichsam unberücksichtigt blieben, ist mehr als bedauerlich.

Nach dem Jubiläum ist vor dem Jubiläum, die nächsten neunzehn Jahre gehen schneller vorbei, als manchem lieb sein kann. Das »Diamantene« im Jahre 2015 wird sicherlich nicht pompöser gefeiert werden als das »Goldene« – aber es wird anders begangen werden müssen.



Mathematische Musik – musikalische Mathematik Music in Numbers – Numbers in Music

hrsg. von Bernd Enders

137 Seiten, zahlr. Abb., mit Audio-CD
und CD-Rom in Schuber
ISBN 3-89727-275-X, EUR 29

Partitursynthese

Der Computer als Inspirationsquelle

Das musikalische Interface

Interaktive und gestische Steuerung
in Musik und Technik

Systematische Musiktheorie und Mathematik

Transformationelle Logik der Dissonanzen
und Konsonanzen

PFAU
Neue Musik

Hafenstr. 33 · D 66111 Saarbrücken
Postfach 102314 · D 66023 Saarbrücken

tel. +49 681 4163394
info@pfau-verlag.de

www.pfau-verlag.de



SoundVisions

hrsg. von Torsten Möller, Kunsu Shim and
Gerhard Stäbler

Die vielfältigen und unterschiedlichen
Ausdrucksformen des heutigen Musik-
schaffens und deren Aufzeichnung/Notation
bilden die Grundlage zu SoundVisions.
Die Auswahl von Werkausschnitten von über
150 Komponisten aus aller Welt erhebt
nicht den Anspruch auf Widerspiegelung
aller musikalischer Kreativität, vielmehr soll
die Auswahl eine Ahnung von den unendlich
erscheinenden Möglichkeiten visueller
Gestaltung akustischer Visionen vermitteln.

347 Seiten

ISBN 3-89727-272-5, EUR 39

»Herr Friezt, wir müssen's Mäntelchen umhängen«

Die Merziger katholische Presse im Abstimmungskampf 1933–1935

Von Michelle Klöckner und Johannes Großmann

Im Januar letzten Jahres, 70 Jahre nach der ersten Saarabstimmung, eröffnete im Museum Schloß Fellenberg in Merzig eine Ausstellung zur Geschichte des Abstimmungskampfes der Jahre 1933–1935.¹ Trotz der wohlbekannten Thematik zeigte die Ausstellung in zweifacher Hinsicht Neues: Sie richtete ihr Hauptaugenmerk auf die Vorgänge im Kreis Merzig und verfolgte damit einen lokalen Ansatz.

Am Beispiel der *Merziger Volkszeitung*² kann exemplarisch die Situation der saarländischen katholischen Presse im Abstimmungskampf aufgezeigt werden, zumal die Merziger Redaktion stark mit der *Saarbrücker Landeszeitung*, dem wichtigsten katholischen Blatt im Land, kooperierte.

Die Forschung geht davon aus, daß gerade die katholisch und ländlich geprägten Gegenden des Saargebietes lange resistent gegen die Einflüsse des Nationalsozialismus blieben und die katholische Presse hierbei eine wesentliche Rolle spielte.

Mit einem überdurchschnittlich hohen katholischen Bevölkerungsanteil wird der Kreis Merzig daher zu einem besonders aussagekräftigen Untersuchungsraum. Die *Merziger Volkszeitung*, die der katholischen Zentrumsparterie nahestand, war mit einer Auflagenzahl von etwa 7000 Exemplaren das bedeutendste Presseorgan. Sie verfügte seit der Auflösung der *Merziger Zeitung* 1932 über ein nahezu vollständiges Informationsmonopol im Raum Merzig.

Durch das Saarstatut von 1920 wurde das Einzugsgebiet der Zeitung gespalten. Während die Stadt Merzig und ihr Umland Teil des Saargebiets wurden, verblieb der »Restkreis Wadern« beim Deutschen Reich. Folglich waren viele Leser der Zeitung direkt von den Entwicklungen im Reich betroffen. Gleichzeitig sahen sich die Herausgeber einem verstärkten Zugriff des NS-Regimes ausgesetzt, was für die Gleichschaltung der Zeitung von entscheidender Bedeutung sein sollte.

Von der »Machtergreifung« bis zur Gründung der ersten »Deutschen Front«

Der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 steht die *Merziger Volkszeitung* zunächst ausgesprochen kritisch gegenüber und prophezeit gar, seinen Anhängern würden wohl schon bald »die Augen übergehen.« Auch in den folgenden Tagen und Wochen bleibt die Berichterstattung kritisch. Als »grobe Entstellung der historischen Wahrheit« wird Hitlers Vorwurf zurückgewiesen, die demokratischen Parteien der Weimarer Republik hätten gegen die nationalen Interessen Deutschlands gehandelt. Besondere Aufmerksamkeit widmet die *Merziger Volkszeitung* den Angriffen auf die reichsdeutsche Zentrums Presse.

Wie schwierig die Situation des politischen Katholizismus in dieser Phase ist, verdeutlichen die Folgen des Reichstagsbrandes im Februar und März 1933. Auch das Zentrum billigt Hitlers Terror gegen Kommunisten und andere Oppositionelle. Da die katholische Zentrumsparterie eine antikommunistische Linie verfolgt und sich zudem als dezidiert nationalistische Partei versteht, ergibt sich zwangsläufig die Nähe zu nationalsozialistischen Zielen.

Dennoch distanziert sich die Zeitung auch noch nach den Reichstagswahlen am 5. März von den Nationalsozialisten. Diesen wird vorgeworfen, die »Opposition mit allen möglichen Mitteln unterdrückt und eingeengt« zu haben. »Die ›Ordnung‹ im ›Dritten Reich‹« bleibt Gegenstand kritischer Berichterstattung: »Immer noch Zerstörung, Mord und Totschlag.« Umso mehr erstaunt es, daß das »Ermächtigungsgesetz« vom 23. März, mit dem die Demokratie endgültig außer Kraft gesetzt wird, auf zwar vorsichtige, aber durchaus zustimmende Resonanz stößt. Hierin folgt die *Merziger Volkszeitung* der mehrheitlich vom Zentrum vertretenen Linie.

Nach der erzwungenen Auflösung von KPD und SPD unterwirft sich das reichsdeut-

sche Zentrum am 5. Juli als letzte demokratische Partei dem absoluten Machtanspruch der Nationalsozialisten. Die *Merziger Volkszeitung* drückt ihre tiefe Sorge über diese Entwicklung aus: »Derjenige Teil des katholischen Volkes,

der bisher aus weltanschaulichen und politischen Gründen in unverbrüchlicher Treue zum Zentrum gehalten hat, wird zweifellos durch das revolutionäre Geschehen dieser Tage, das ihm auch seine parteipolitische Hei-

Doppelte Wallfahrt: katholische und nationalsozialistische Pilger auf der Titelseite vereint

Merziger Volkszeitung

und Kreiszeitung für den Restkreis Wadern

Bekanntmachungsorgan sämtlicher Behörden

Verantwortlicher Herausgeber: Adolf Hagemann, Wadern. Druck: Adolf Hagemann, Wadern. Verleger: Adolf Hagemann, Wadern. Preis: 10 Pf. pro Stück. Abonnement: 30 Pf. pro Quartal. Ausland: 40 Pf. pro Quartal. Postamt: Wadern. Telephon: 1234. Telegraf: Wadern. Telegramm: Wadern.

Alleiniges Organ des Kreises Merzig und Wadern

Nr. 104

Dienstag, den 5. September 1933

42. Jahrgang

Erwägungen zu Nürnberg

Hitlers Sendungsbewußtsein

(V. Wadern, 4. September)

Die politische Bewegung nationalsozialistischer Art ist, wie wir bei der Besprechung der Sendung wissen, ein Produkt der Zeit. Sie ist das Ergebnis der Entwicklung, die in der Welt nach dem ersten Weltkrieg sich abspielte. Sie ist das Ergebnis der Entwicklung, die in der Welt nach dem ersten Weltkrieg sich abspielte. Sie ist das Ergebnis der Entwicklung, die in der Welt nach dem ersten Weltkrieg sich abspielte.

Der Anspruch auf Weltanschauung

Der Nationalsozialismus ist eine Weltanschauung. Er ist eine Weltanschauung, die auf der Grundlage der deutschen Geschichte und der deutschen Volksgemeinschaft aufbaut. Er ist eine Weltanschauung, die auf der Grundlage der deutschen Geschichte und der deutschen Volksgemeinschaft aufbaut.

Hitler, der Führer der Bewegung, ist ein Mann, der die Weltanschauung des Nationalsozialismus verkörpert. Er ist ein Mann, der die Weltanschauung des Nationalsozialismus verkörpert. Er ist ein Mann, der die Weltanschauung des Nationalsozialismus verkörpert.

Die Bewegung des Nationalsozialismus ist eine Bewegung, die auf der Grundlage der deutschen Geschichte und der deutschen Volksgemeinschaft aufbaut. Sie ist eine Bewegung, die auf der Grundlage der deutschen Geschichte und der deutschen Volksgemeinschaft aufbaut.

Lob für die Riesleinbahn

Die Riesleinleistung in Nürnberg

Die Riesleinleistung in Nürnberg ist ein Beispiel für die Leistungsfähigkeit der deutschen Volksgemeinschaft. Sie ist ein Beispiel für die Leistungsfähigkeit der deutschen Volksgemeinschaft. Sie ist ein Beispiel für die Leistungsfähigkeit der deutschen Volksgemeinschaft.

Die Riesleinleistung in Nürnberg ist ein Beispiel für die Leistungsfähigkeit der deutschen Volksgemeinschaft. Sie ist ein Beispiel für die Leistungsfähigkeit der deutschen Volksgemeinschaft. Sie ist ein Beispiel für die Leistungsfähigkeit der deutschen Volksgemeinschaft.

Männer und Jungmänner wallfahren nach Trier

Die Männer und Jungmänner des Kreises Merzig und Wadern auf der Wallfahrt nach Trier. Im Vordergrund: Adolf Hagemann, Wadern. Im Hintergrund: Adolf Hagemann, Wadern. Im Hintergrund: Adolf Hagemann, Wadern.

mat genommen hat, tief erschüttert sein.« Immerhin schien durch den Abschluß des Reichskonkordats am 20. Juli die Stellung der katholischen Kirche im Reich gesichert.

Vom 14. Juli bis zur Auflösung der Saar-Zentrumspar- teie

Am 14. Juli 1933 schlossen sich alle bürgerlichen und deutschnationalen Parteien des Saargebietes zur *Deutschen Front* zusammen mit dem gemeinsamen Ziel, die Rückkehr der Saar zum Deutschen Reich zu betreiben. Offiziell behielten dabei alle Parteien ihre Selbständigkeit, tatsächlich aber schwächte das überparteiliche Bündnis den inneren Zusammenhalt des Saartzentrums. Es entwickelte sich eine zunehmende Gegnerschaft zwischen denen, die den Fortbestand des politischen Katholizismus sichern wollten, und denen, die forderten, die Parteiorganisation dem Ziel der Rückgliederung unterzuordnen.

In Übereinstimmung mit der gesamten Zentrumspresse schwenkt auch die *Merziger Volkszeitung* ab dem 14. Juli 1933 auf einen gemäßigten Kurs gegenüber den Nationalsozialisten ein. Zum zentralen Bezugspunkt dieser Annäherung wird das nationale Ehrgefühl der saarländischen Katholiken – versinnbildlicht in einer euphorischen und völlig unkritischen Berichterstattung zur Massenkundgebung am Niederwald-Denkmal.

Für alle sichtbar wird die innere Spaltung des politischen Katholizismus spätestens auf der Titelseite der *Merziger Volkszeitung* vom 5.9.1933. Hier nehmen die Berichte über den Reichsparteitag in Nürnberg – Pilgerstätte der Nationalsozialisten – und die gleichzeitige Wallfahrt tausender Gläubiger zum »Heiligen Rock« nach Trier jeweils eine Hälfte des horizontal gespaltenen Titelblattes ein. Praktizierte katholische Religiosität und der nationalsozialistische Ruf nach einem »*Evangelium der Rasse und des Blutes*« werden einander gegenübergestellt, ohne den offensichtlichen Widerspruch zu kommentieren.

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung schien das Ende des politischen Katholizismus auch im Saargebiet nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Im Oktober 1933 gaben

alle bürgerlichen Parteien an der Saar ihre Selbständigkeit auf und begründeten gleichzeitig die sogenannte zweite *Deutsche Front*. Am 12. Oktober beschloß die Zentrumspar-
teie, sich »auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern.«

Gleichschaltung

Ab dem 24. Oktober erscheint die *Merziger Volkszeitung* mit dem Untertitel *Organ der Deutschen Front*.

Da vom gleichen Zeitpunkt an auch alle anderen Zeitungen der ehemaligen Zentrums-
presse diesen Titelzusatz drucken, muß davon ausgegangen werden, daß es sich um eine koordinierte Umstellung handelte. Gleichzeitig wird auf die Errichtung des *Presseamtes der Deutschen Front* verwiesen, das wohl von diesem Zeitpunkt an die Koordination der Berichterstattung übernahm und somit an die Stelle der bisherigen redaktionellen Netzwerke innerhalb der Zentrumspresse trat.

Zum Ende des Jahres kann die nahezu vollständige Gleichschaltung der *Merziger Volkszeitung* auch inhaltlich nachgewiesen werden. Am 24. November 1933 ruft das reichsdeutsche Propagandaministerium in einer Presseanweisung dazu auf, »in warmer Form Propaganda zum rechtzeitigen Einkauf von Gläsern und Christbaumschmuck zu machen.« Obwohl die Saarpresse derartigen Anweisungen eigentlich nicht unterworfen wäre, befolgt die *Merziger Volkszeitung* diese Aufforderung drei Tage später wortgetreu.

Ein Jahr danach berichtet die Zeitung *Westland*, die für den Status quo eintritt, über Gleichschaltungstendenzen in der Stadt Merzig. Der »letzte Akt dieses beschämenden





Treuebekundungen für Reich und Führer: mehrtägige Bilderserie der *Merziger Volkszeitung* im Abstimmungskampf

Schauspiels« sei die Übergabe der *Merziger Volkszeitung* gewesen. Demnach seien zunächst Zeitungssendungen an der Reichsgrenze abgefangen und verbrannt worden. Schließlich sei der Geschäftsführer bei einer Reise ins Reich verhaftet und zur Gleichschaltung der Zeitung gezwungen worden. Übereinstimmend schildert auch ein damaliger Mitarbeiter der *Merziger Volkszeitung* den Vorfall: »Und da hat dann in Losheim [...] die SA die Zeitungspakete aus'm Zug rausgeholt und hat sie verbrannt [...]. Und ich vergess' den Tag nie, wo der Chef gekommen ist [...]: »Herr Fietz, wir müssen's Mäntelchen umhängen – rum nach der anderen Seite.««

Von der vorher eher distanzierten Berichterstattung über das Deutsche Reich und die Nationalsozialisten ist ab diesem Zeitpunkt nichts mehr zu spüren. Die *Merziger Volkszeitung* hatte sich – wie auch alle anderen Zeitungen der ehemaligen Zentrums Presse – zu einem Propagandaorgan der *Deutschen Front* gewandelt.

Abstimmungskampf

Ab Oktober 1934 dominiert der Abstimmungskampf im Saargebiet die Titelseiten der *Merziger Volkszeitung*. Der Leserschaft soll dabei signalisiert werden: »Bei der Abstimmung im Saargebiet handelt es sich um Deutschland, nicht um das politische System, in dem Deutschland jetzt sein Leben verbringt.«

Die letzten Tage vor dem 13. Januar stehen ganz im Zeichen der Abstimmung. Die *Deutsche Front* erklärt die Entscheidung für eine Rückkehr zum Deutschen Reich zur Gewissenspflicht. Mit einer Bilderserie unter dem

Titel *Deutsche Giebel haben gesprochen* illustriert die *Merziger Volkszeitung* die nationalen Treuebekundungen der Saarbevölkerung. Oftmals wird dabei das Bekenntnis zu Deutschland mit der Zustimmung zu Hitler gleichgesetzt.

Da politische Äußerungen im Wahllokal den Stimmentzug zur Folge haben konnten, wird den Lesern empfohlen: »Stumm sein, aber deutsch handeln!«

Am Abstimmungstag erscheint eine Sondernummer der *Merziger Volkszeitung* im Farbdruck. Unter dem Motto »Die Grenze muß fallen!« wird ein letztes Mal zur Stimmabgabe »für Deutschland« aufgerufen.

Nach zwei Tagen des gespannten Wartens auf das Abstimmungsergebnis verkündet die Zeitung: *Die Saar ist frei!* Die Fests Ausgabe der *Merziger Volkszeitung* vom 1. März 1935 zum »Tag der Heimkehr« zeigt auf ihrer Titelseite einen Reichsadler, der seine Fittiche über die Saar breitet.

Innerhalb von knapp neun Monaten hatte die *Merziger Volkszeitung* – wie auch alle anderen ehemaligen Presseorgane des Saarzentrums – eine inhaltliche Kehrtwende vollzogen. Der 1933 noch kritische Ton gegen den Nationalsozialismus wich den Parolen der Rückkehr ins Deutsche Reich und der Affirmation des Regimes.

Anmerkungen

- 1 Die Ausstellung entstand in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Kultur- und Mediengeschichte der Universität des Saarlandes und wurde von Studentinnen und Studenten weitgehend selbstverantwortlich konzipiert und realisiert.
- 2 Alle folgenden Zitate entnommen aus der *Merziger Volkszeitung* im Stadtarchiv Merzig. Übrige Zeitungen: Stadtarchiv Saarbrücken.

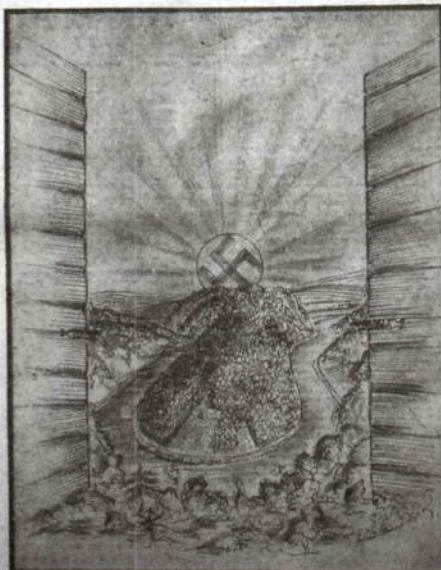
Tag der Heimkehr

Gefstausgabe der Merziger Volkszeitung

Deutsch die Saar immerdar!

15 Jahre Fremdherrschaft!

Deutsch, den 1. März 1935

[illegible]

der höchsten Bedeutung nach dem höchsten Zweck
 der Menschheit. Die Wissenschaft ist die Grundlage
 der Kultur. Die Kunst ist die Krone der Kultur.
 Die Wissenschaft ist die Grundlage der Kultur.
 Die Kunst ist die Krone der Kultur.

[illegible][illegible][illegible][illegible][illegible]

that he had been "looking over my shoulder," and that he was "not at all surprised" if his wife's behavior was "the result of her own free will." He said that he was "not at all surprised" if his wife's behavior was "the result of her own free will."

[illegible][illegible][illegible][illegible]

Gustav Simon, der Satrap aus Saarbrücken

Gauleiter des Mosellandes

Von Hans Peter Klauck

Die offizielle Sterbeurkunde, ausgestellt am 27. August 1969, besagt, daß Gustav Simon am 18. Dezember 1945 gegen 12 Uhr in Paderborn verstorben sei. Allerdings besteht über seinen Tod bis heute keine Klarheit; nach Karl Höffges existieren fünf Versionen über seinen Tod.¹ Auch Paul Spang beschäftigt sich in einem 1992 erschienenen Artikel intensiv mit Simons Tod² und beruft sich dabei auf die Berichte über die Pressekonferenz, die der Luxemburger Justizminister Victor Bodson am 20. Dezember 1945 gegeben hatte, und auf den Bericht des Öffentlichen Sicherheitsdienstes vom 9. Juni 1982.³ Der Justizminister hatte in seinem Londoner Exil immer wieder angekündigt, nach dem Kriege Gustav Simon zu jagen und ihn tot oder lebendig nach Luxemburg zu bringen.

Wer war Gustav Simon und weshalb besteht dieses Interesse an seiner Person? Simon⁴ wurde am 2. August 1900 im früheren Malstatt-Burbach geboren. Seine Eltern kamen aus dem Hunsrück und suchten wie viele andere Bauern und Landarbeiter Arbeit in der saarländischen Industrie oder bei der Eisenbahn. Am 18. Februar 1908 kam Gustavs Bruder Paul zur Welt, der später im nationalsozialistischen System bis zum stellvertretenden Gauleiter von Pommern aufsteigen sollte.

Zunächst besuchte Gustav Simon die katholische Volksschule in Malstatt, anschließend wurde er in die Präparandenanstalt Merzig aufgenommen. 1917 bestand er dann die Aufnahmeprüfung am Königlichen Schullehrerseminar zu Merzig, das er bis zum Abschluß im Jahre 1920 besuchte. Damals wohnte er in Morbach im Hunsrück. Da er keine Anstellung fand, war er zunächst zwei Jahre als Eisenbahnhelfer und danach neun Monate als Zolldeklarant tätig. Am 2. August 1923 immatrikulierte Gustav Simon sich an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Frankfurt am Main. Daneben machte er am 6. November 1924 das Abitur und studierte ab dem 5. Mai 1925 in Frankfurt Jura und Volkswirtschaft. Sein Studium

schloß er mit dem Examen eines Diplomhandelslehrers ab.

In Frankfurt begann Simon nun auch politisch tätig zu werden. Er schloß sich zunächst der völkischen Bewegung an. Im August 1925 trat er dann in die NSDAP ein (Mitgliedsnummer 17.17) und gründete die Hochschulgruppe Frankfurt des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes. Bei den AStA-Wahlen des Jahres 1927 errang die von ihm geführte Gruppe zwei Mandate, und Simon wurde zum Vorsitzenden der Frankfurter Studentenschaft gewählt. Er war damit der erste nationalsozialistische AStA-Vorsitzende an einer deutschen Universität.

Seine Ausbildung als Handelsstudienreferendar setzte Simon in Völklingen fort. Er, der bereits 1926 die NSDAP-Ortsgruppe Hermeskeil gegründet hatte, besaß dabei nach eigenem Bekunden »genügend Freizeit«, um auch weiterhin außerhalb des Saargebietes für die Bewegung tätig zu sein.

Er verteilte den *Völkischen Beobachter* und klebte Zeitungsartikel über die »Judenfrage«. Die erste Versammlung der Ortsgruppe Hermeskeil fand am 11. Dezember 1926 statt.⁵ Kurze Zeit arbeitete er als Volksschullehrer in Gusenburg.

Robert Ley, der Gauleiter des Gaues Rheinland, übertrug ihm schon 1928 die Leitung des Bezirkes Trier-Birkenfeld und im Frühjahr 1929, nachdem er noch vor dem Assessor-examen aus dem Schuldienst ausgeschieden war, die Leitung des Bezirkes Koblenz.

Als die NSDAP bei den preußischen Kommunalwahlen im November 1929 in Koblenz 38,5 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen und damit das beste Ergebnis in ganz Preußen erzielte, zog Simon mit sieben weiteren Nationalsozialisten in den Stadtrat ein; gleichzeitig wurde er Mitglied des Rheinischen Provinziallandtages. Einen weiteren Erfolg brachte ihm schließlich das Ergebnis der Reichstagswahlen vom 14. September 1930; neben vier Zentrumsabgeordneten wurde nur noch Gustav Simon im Wahlkreis 21 (Ko-

blenz-Trier) in den Reichstag gewählt. Voller Selbstbewußtsein setzte Simon bei Reichsorganisationsleiter Gregor Strasser die Teilung des Gaues Rheinland in den Gau Koblenz-Trier und den Gau Köln-Aachen durch. Auf einer Gautagung in Koblenz am 31. Mai 1931 wurde die Teilung offiziell vollzogen und Gustav Simon von Robert Ley in sein neues Amt als Gauleiter von Koblenz-Trier eingeführt.

Am 10. April 1933 wurde Gustav Simon zum Präsidenten des Rheinischen Provinziallandtages gewählt. Im gleichen Jahr hatte Hermann Göring ihn zum preußischen Staatsrat berufen, und im Juni 1933 übernahm er auch die Führung des »Bundes der Saar-Ver-eine«.⁶ In der Sonderausgabe des *Koblenzer Nationalblattes*⁷ zur Saartreuekundgebung am Ehrenbreitstein 1934 wird Gustav Simon über alles für sein Engagement zur Rückgliederung der Saar gelobt:

»... Unter der Führung von Gauleiter Staatsrat Gustav Simon, der unermüdlich für seine Heimat an der Saar kämpft, ist der Bund der Saarvereine ganz nationalsozialistisch weiter empor geblüht und hat wertvolle Arbeit geleistet. Namentlich im Saargrenzgürtel und in Norddeutschland vermehrte sich die Zahl der Saarvereine und damit die Zahl der stillen Kämpfer für das Saarland ganz gewaltig. Im Jahre 1933 betrug die Zahl der Ortsgruppen 150. Sie stieg bis heute [August 1934] auf 370. Eine große Vortragswelle flutete durch das Land. Es gibt kaum eine größere Stadt von Bedeutung in Deutschland, in der der Führer des Bundes der Saar-Ver-

eine Pg [Parteigenosse] Gustav Simon nicht selbst gesprochen hat...«⁸

Simon verfügte zwar über weniger Einfluß und Prestige als die Mehrheit der Gauleiter, die Staats- und Parteiamt in ihrer Person vereinigten. Erfolge konnte er jedoch durch seinen unermüdlichen Einsatz erreichen. So hatte er schon in der Zeit vom September 1931 bis März 1933 in 520 Versammlungen gesprochen und in allen Reden seine

antisemitische Grundeinstellung herausgestrichen. In seinen Reden stellte er neben dem Kampf gegen das Judentum die Zerschlagung des »bolschewistischen Verbrecher-Niederrassentums« in den Mittelpunkt seiner Agitation.

Simon, der Neuaufsteiger, wurde während seiner gesamten politischen Karriere in Parteikreisen jedoch nicht besonders geachtet. Klein von Gestalt, trat er gerne in schwarzen Stiefeln und brauner Uniform auf. Für die einen war er »Gustav, der Kurze« für andere der »Giftzweig von Hermeskeil« oder auch der »Satrap von Saarbrücken«.⁹ Vor allem störte sein schon krankhafter Ehrgeiz, sein Geltungsbedürfnis wurde als abstoßend empfunden.

»Der Verkehrston, den er im Umgang mit Parteigenossen anzuschlagen beliebt und der als absolut unpassend bezeichnet werden muß, sein wenig einnehmendes Auftreten in den öffentlichen Versammlungen und seine anmaßende Sprechweise sind ebenso wenig geeignet, ihm und unserer Sache Sympathien zu erwerben, wie sein deutlich sichtbares Streben, die seltsamsten Dunkelmänner mit Gewalt auf Posten zu befördern, auf die sie unter keinen Umständen gehören.«¹⁰

Durch seine Erfolge im »Bund der Saar-Ver-eine« versuchte Simon seinen Machtbereich zu erweitern und nach der Rückgliederung das Saargebiet mit seinem Gau zu vereinigen. Hierzu führte er vor allem historische Argumente an. Aber auch seine Herkunft aus Saarbrücken konnte nicht verhindern, daß das Saargebiet Gauleiter Bürckel zugesprochen wurde. Hitler hatte schon vor der Saarabstimmung entschieden, daß das Saargebiet unter der Führung Bürckels gesondert verwaltet werden sollte. Auch durfte Bürckel den von Simon favorisierten Namen *Gau Westmark* für seinen Gau vereinnahmen.¹¹ Simons Gau wurde auf Anweisung Hitlers am 24. Januar 1941 hingegen in Gau Moselland umbenannt.

Nach Verleihung des Dienstranges eines Obergruppenführers am 30. Januar 1939 wurde er am 15. November 1940 Gauwohnungskommissar und 1942 Reichsverteidigungskommissar für den Wehrkreis XII Koblenz-Trier, am 30. August 1942 für den Gau Moselland.

Eine Vergrößerung seines Machtbereiches vermochte Gustav Simon erst zu erreichen, als er im Juli 1940 zum Chef der Zivilverwaltung (CdZ) in Luxemburg berufen wurde. Er erhielt

Gustav Simon
(Foto: LHA Koblenz Bestand
710/Nr. 7254)





Veranstaltung in Luxemburg, 1940

von Hitler den Auftrag, Luxemburg in kürzester Zeit dem deutschen Volkstum wieder zurückzugewinnen.

Bereits am 13. August 1940, zwei Wochen nachdem er sein neues Amt angetreten hatte, erließ er als Verfügung für den öffentlichen Dienst in Luxemburg: »Es wird verlangt, daß jeder Beamte in Luxemburg seine Loyalität einsetzt für die vollste Unterstützung der deutschen Bestrebungen.«¹² Die Verwaltungskommission, die die Geschäfte der flüchtigen Regierung provisorisch weiterführte, hatte den Beamten und Lehrern eine Erklärung vorzulegen, durch die sie sich verpflichteten, alle Anordnungen der deutschen Verwaltung durchzuführen. Wer nicht unterschrieb, wurde sofort aus dem Dienst entfernt. Gleichzeitig fanden für die luxemburgischen Beamten Schulungslehrgänge im Deutschen Reich statt. Doch die luxemburgischen Beamten blieben meist deutschfeindlich und ablehnend, und nur wenige traten der von Simon 1940 gegründeten »Volksdeutschen Bewegung Luxemburgs« (VdB) bei. Alle Beamten wurden einer politischen Beurteilung unterzogen. Als nicht tragbar galt, wer ein frankophiles Verhalten an den Tag gelegt hatte oder kein Mitglied der VdB war. Die Namen der entlassenen Beamten wurden in der Tages-

presse veröffentlicht. Am 31. August 1942 kam es deswegen zu einem Ausstand der Beamten in Wilz.

Simon verbot den Gebrauch der französischen Sprache und untersagte sogar das Tragen einer Baskenmütze. Alles mußte eingedeutscht werden. Sogar Worte wie »Bonjour« oder »Merci« durften nicht mehr verwendet werden. Ein Vater, der in der *Luxemburger Landeszeitung* die Geburt eines Sohnes inseriert hatte, wurde zum Kreisleiter gerufen, von diesem brutal durchgeprügelt und zu folgender Richtigstellung genötigt: »In Nr. ... der Luxemburger Landeszeitung hatte ich die Geburt eines Sohnes Tom angezeigt. Ich habe damit meine Ahnen beleidigt. Der Knabe soll nunmehr Balduur heißen.«¹³ Simon ließ die Luxemburger durch umfangreiche Propaganda und brutale Einschüchterung in die von Damian Katzenberg¹⁴ geleitete VdB pressen. 1941 erklärte Simon, daß von den 300000 Luxemburgern bereits 62450 der VdB beigetreten wären. Alle politischen Parteien und Gewerkschaften in Luxemburg wurden sofort verboten. Auch wünschte sich Gustav Simon schnell ein »judenfreies« Luxemburg. Viele der ca. 4000 Juden verließen das Land, wurden ins unbesetzte Frankreich abgeschoben oder nach Osten deportiert. Nach Oktober 1941 ließ Simon die verbleibenden 700 Juden im ehemaligen Kloster Cinqfontaine in Nord-Luxemburg sammeln und von dort aus in die Vernichtungslager abtransportieren. Nur 43 konnten überleben. Die SS beabsichtigte darüber hinaus, 30 Prozent aller Luxemburger abzuschicken. An deren Stelle sollten »bewährte Volksdeutsche« angesiedelt werden. Am 30. August 1942 verkündete Simon die allgemeine Wehrpflicht für die Jahrgänge 1920 bis 1927. Die Luxemburger riefen daraufhin einen Generalstreik aus, den Simon brutal niederschlagen ließ. Der Gauleiter richtete ein Standgericht ein und bestimmte selbst, wer abgeurteilt wurde. 20 Männer wurden erschossen und 45 Personen der Gestapo überstellt. Weitere 125 Männer blieben in Haft. Nach den Worten Simons waren sie als KZ-Häftlinge anzusehen, mit der Auflage, »zu schanzen und zu schuften, Minen auszuräumen, Bunker zu bauen und unter ständigem Feindbeschuß Granaten zu verladen«. Im Februar 1943 kamen 23 Widerstandskämpfer aus Luxemburg im KZ Hinzert ums Leben.

Die Namen der vom Standgericht zum Tode verurteilten wurden im ganzen Land plaka-
tiert.¹⁵ Während Simons luxemburger Zeit
wurden insgesamt 3450 Männer und 505
Frauen in Gefängnissen und Konzentrations-
lagern interniert. Davon kamen 791 Personen
ums Leben. 8521 junge Luxemburger kamen
zur Wehrmacht, von ihnen fielen 3025.

Noch Anfang Juni 1944, nach Landung der
Alliierten demonstrierte Gustav Simon Sieges-
zuversicht. Allerdings verließ er am 1. Sep-
tember 1944 fluchtartig Luxemburg, als die
Alliierten bedrohlich nahe kamen. Ein paar
Tage später kehrte er für kurze Zeit zurück,
verließ das Land aber endgültig am 9. Sep-
tember. Mit der Flucht der Zivilverwaltung
hatte sich Simon das Mißfallen der SS-Füh-
rung zugezogen. Der Chef des Reichssicher-
heitshauptamtes Kaltenbrunner hielt scharfe
Maßnahmen gegen ihn für erforderlich und
ordnete die Verhaftung von dreien seiner Mit-
arbeiter an. Simon selbst wurde dann aber
nicht weiter belangt.

Sterbeurkunde G

(Standesamt Paderborn _____ Nr. 66/1946)

Gustav Johannes Simon ✕

wohnhaft in Koblenz ✕

ist am 18. Dezember 1945 gegen 12 Uhr 00 Minuten
in Paderborn verstorben.

D. am Verstorbene war geboren am 2. August 1900 ✕

in Malstatt - Burghaus, Fre. Saarbrücken ✕

D. am Verstorbene war geschieden ✕

Paderborn, den 27. August 1969

Der Standesbeamte

I. v. Handwritten Signature

Die Sterbeurkunde, ausgestellt in Paderborn mit
der Nr. 66/1946

Mit der Besetzung der luxemburgischen
Hauptstadt durch amerikanische Truppen am
10. September 1944 hatte die Besetzung des
Landes ohnehin ein Ende gefunden. Am 22.
Februar 1945 war ganz Luxemburg befreit,
und am 2. März konnte Trier von den Ameri-



Gustav Simon (Mitte) mit seinem großen Vorbild
Adolf Hitler

kanern eingenommen werden. Von Januar bis
März 1945 residierte Gustav Simon mit sei-
nem Stab auf Schloß Sayntal. Simon bezeich-
nete sich zu dieser Zeit immer noch als Chef
der Zivilverwaltung in Luxemburg, »zur Zeit
in Koblenz«.

Als im weiteren Verlauf der Kampfhandlun-
gen auch der übrige Teil des »Gaues Mosel-
land« verloren ging, setzte sich Simon in den
westfälischen Raum ab, wo er nach der deut-
schen Kapitulation monatelang unter fal-
schem Namen lebte. Er hatte den Geburtsna-
men seiner Mutter angenommen und nannte
sich nun Hans Wöffler. Am 22. November
1945 erhielt der britische Captain Alexander
den offiziellen Auftrag, Gustav Simon festzu-
nehmen. Auch die Amerikaner führten den
Gauleiter auf ihrer Fahndungsliste. Simon war
untergetaucht und hatte sein Aussehen sehr
verändert. Er trug nun eine Brille und einen
Schnurrbart. Sein Sohn Gustav Adolf hatte
Koblenz mit zwei Nichten des Gauleiters in
Richtung Marburg verlassen. Captain Alexan-
der spürte ihn, der sich nun Gustav Henning
nannte, in Plattenberg in Westfalen auf. Hier
fand er auch die Spur des ehemaligen Gaulei-
ters. Er verhaftete Gustav Simon am 11. De-
zember 1945 in Upsprunge bei Paderborn. In
seiner Zelle versuchte Simon, sich mit einer
Rasierklinge die Pulsadern aufzuschneiden.
Der Selbstmordversuch konnte jedoch vereit-
elt werden. Am 18. Dezember soll Gustav
Simon sich in seiner Zelle am Bettpfosten er-
hängt haben. Sein Leichnam wurde nach Lu-
xemburg gebracht. Justizminister Victor Bod-

son gab am 20. Dezember 1945 eine Pressekonferenz. Die Leiche des Gauleiters konnte im Grund-Gefängnis besichtigt werden. Was mit Simons Leiche geschah, ist bekannt, die Grabstätte ist allerdings nicht zu ermitteln.¹⁶ Die Sterbeurkunde trägt die Nr. 66/1946, wurde also erst im Februar in Paderborn, zwei Monate nach dem Tod ausgestellt.

Doch gibt es auch noch die andere Version, wonach Simon im Gefängnis von Luxemburg oder auf dem Transport dorthin erschlagen worden sei. So wird nach Angaben von Jos Meunier, eines ehemaligen Häftlings des KZ Hinzert, ein Gehöft »Waldhof« nahe der Stadt Luxemburg als Todesort genannt.¹⁷ Ein Luxemburger behauptete, der Bruder des LKW-Fahrers zu sein, der Simon aus einem Gefängnis bei Bitburg nach Luxemburg brachte. In Bitburg hatte Simon auf seinem Weg von Paderborn eine Nacht verbracht. Begleitpersonen, luxemburgische Widerstandskämpfer, sollen Simon nach dieser Version während der Fahrt auf der geschlossenen Ladefläche des LKW erschlagen haben. Der LKW-Fahrer habe die Leiche nach Luxemburg gebracht, wo sie dann im Gefängnishof zur Schau gestellt war.¹⁸

Anmerkungen

- 1 Karl Höffges, *Hitlers politische Generale. Die Gauleiter des Dritten Reiches*, Tübingen² 1997.
- 2 Paul Spang, *Gustav Simons Ende*, in: *Hémrecht* 44, Luxembourg 1992.
- 3 Bericht des Öffentlichen Sicherheitsdienstes an das Kommando der Gendarmerie vom 9. Juni 1982 betr. der Untersuchung und Berichterstattung über die Behandlung und die endgültige Bestattung des Leichnams von Gustav Simon, ehem. Gauleiter des Großherzogtums Luxemburg.
- 4 Bundesarchiv, Außenstelle Zehlendorf, Akte Simon, Gustav (68 Blatt); vgl. Emile Krier, *Gustav Simon 1900–1945*, in: *Rheinische Lebensbilder*, Bd. 16, Köln 1997, S. 255ff.; Volker Schneider, *Gauleiter Gustav Simon, der »Moselgau« und das ehemalige SS-Sonderlager/KZ Hinzert*, in: *Die Zeit des Nationalsozialismus in Rheinland-Pfalz. Für die Außenwelt seid ihr tot*, hrsg. von Hans-Georg Meyer und Hans Berkessel, Bd. 2, Mainz 2000.
- 5 *Trierer Nationalblatt* vom 1. Juli 1933.
- 6 Der Bund der Saar-Vereine wurde 1919 gegründet, um die Saarfrage in Deutschland zu thematisieren und um für einen Anschluß an Deutschland zu werben.
- 7 Hauptschriftführer des *Koblenzer Nationalblattes* war 1934 Gustav Simons Bruder Paul Simon.

- 8 Zitiert nach *Saar Festschau* des *Nationalblattes zur Saartreuekunde* am 26. August 1934.
- 9 Satrap (altpersisch »Schützer der Herrschaft«) war im Perserreich der Titel des Statthalters einer größeren Provinz mit politisch-administrativer und militärischer Leitungsfunktion.
- 10 Dieter Wolfanger, *Josef Bürckel und Gustav Simon: Zwei Gauleiter der NSDAP und ihr Streit um die Westmark*, in: *Zwischen Saar und Mosel. Festschrift für Hans-Walter Hermann zum 65. Geburtstag*, Saarbrücken 1997, S. 397ff.
- 11 Ebd.
- 12 *Kölnische Zeitung* vom 6. Januar 1941: »Die Volksdeutsche Bewegung in Luxemburg – Großappell mit einer Ansprache des Gauleiters Gustav Simon. [...] Zum ersten Mal sprach gestern Gauleiter Gustav Simon, der Chef der Zivilverwaltung in Luxemburg, bei einem Großappell vor den Trägern der politischen Bewegung Luxemburgs. Tausende von politischen Leitern hörten mit Spannung und lebhaftem Beifall die eindrucksvolle Rede des Gauleiters, in der er den Kampf Deutschlands und die Neuorganisation Europas darlegte. [...] Im Jahre 1940 ist ein völliger Wandel der Gesinnung in Luxemburg eingetreten. [...] Die Entfremdung, die zwischen den Deutschen im Reich und den Deutschen in Luxemburg vorübergehend eingetreten war, kann heute als beseitigt angesehen werden. Die Luxemburger Bevölkerung hat ihre deutsche Wesensart erhalten [...]. Das Jahr 1941 wird für Luxemburg die Gründung der NSDAP bringen [...]«.
- 13 Jürgen Kloosterhuis, *Preußisch Dienen und Genießen. Die Lebenszeiterzählung des Ministerialrates Dr. Herbert du Mesnil*, Berlin 1998.
- 14 Victor Delcourt, *Die Endlösung des Terrors: Das Ende der Katzenberg und Simon*, in: *Letzeburger Sonnensblad*, Nr. 39 u. Nr. 40, 1992.
- 15 Texte der Bekanntmachungen: »Nachdem auch in Luxemburg-Stadt Fälle von Streiks und Arbeitsverweigerung eingetreten sind, wird der zivile Ausnahmezustand für den Gesamtbereich des Chefs der Zivilverwaltung in Luxemburg verhängt. Die Zuständigkeit des Standgerichtes wird entsprechend erweitert. Todesurteile gegen Streikende werden sofort durch Erschießen vollstreckt. Luxemburg, den 31. August 1942. Der Chef der Zivilverwaltung in Luxemburg, gez. Gustav Simon. Eines von vielen Plakaten: Das Standgericht hat wegen Gefährdung des deutschen Aufbaues in Luxemburg durch aufrührerischen Streik im Kriege folgende Personen zum Tode verurteilt: Michel Worre, Wilz, Leiter des Wirtschaftsrates; Nikolaus Müller, Wilz, Stadtsekretär. Die Urteile wurden heute um 4.30 Uhr durch Erschießen vollstreckt. Luxemburg, den 2. September 1942, der Vorsitzende des Standgerichtes.«
- 16 Paul Spang, *Gustav Simons Ende* (siehe Anm. 2).
- 17 Kurt Bach, *Hermeskeil als Gaumusterdorf*, in: *Der Schellenmann* 1999, Nr. 12, S. 13.
- 18 Karl Höffges, *Hitlers politische Generale* (siehe Anm. 1).



Cluster-Inszenierungen

Wie sich eine Region um den Verstand bringt

Von Josef Reindl

»Empower Deutschland – Mit Innovationen aus der Wachstumskrise. Wir fangen schon mal an«, so lautete das Motto eines großen Innovationskongresses der saarländischen Landesregierung im letzten Jahr. Ein nachgerade hybrider Anspruch des Saarlandes wurde da sichtbar. Wir weisen dem Rest der Republik die Richtung, und wir haben den »Stein der Weisen« gefunden, wir wissen, wie man Innovationen und Wachstum herbeizaubert. Im Zentrum der »saarländischen Innovationsstrategie« steht das Cluster-Konzept: die räumliche Bündelung von Industrien und ihre Vermählung mit der Wissenschaft, auf daß die berühmte »Kettenwirkung« zwischen Wissenschaft und Unternehmen und zwischen Unternehmen verschiedener Branchen und Sektoren entstehe. Originell ist dieser Ansatz beileibe nicht, er ist quasi ein EU-Standard für die Einwerbung finanzieller Mittel. Ohne Cluster geht da gar nichts mehr. Originell ist vielmehr, wie das Saarland diese Anforderung mit Leben, oder man muß besser sagen, mit Träumen füllt.

Hayek und Schumpeter

Es ist heute modisch geworden, dem Staat nicht mehr allzuviel zuzutrauen. Ihm wird – selbst von seinen Repräsentanten – nahegelegt, sich zu verschlanken und seine angebliche Allzuständigkeit im Stile eines *Business Reengineering* (das Prinzip des »leeren Blattes«) radikal in Frage zu stellen und aufzugeben. Der herrschenden neoliberalen Doktrin zufolge hat sich der Staat vom daseinsvorsorgenden Sozialstaat in den kompetitiven Wettbewerbsstaat zu verwandeln und sich auf einen kleinen Kern von hoheitlichen Aufgaben zu beschränken. Den Rest übernehmen private Unternehmen und die sog. Zivilgesellschaft. Kurt Biedenkopf ereiferte sich sogar in einem Vortrag auf nämlichen Innovationskongreß, den Staat als die eigentliche Innovationsbremse zu brandmarken.

Angesichts dieser schrillen marktradikalen Staatsfeindschaft reibt man sich verwundert die Augen, wenn zum Teil dieselben Leute, die »Finger weg von der Wirtschaft« rufen, auf dem Felde der Innovationspolitik gar nicht genug vom Staat bekommen können. Während der Niedergang der städtischen Infrastruktur den neoliberalen Eliten nur ein Achselzucken wert ist, überbieten sie sich mit Forderungen nach einem weiteren Ausbau unserer ohnehin hochdifferenzierten und flächendeckenden Forschungsinfrastruktur. Und während sie die staatliche Intervention in den ökonomischen Prozeß etwa in Gestalt einer geringfügigen Verbesserung des Betriebsverfassungsgesetzes für Teufelszeug halten, fordern sie vom Staat nationale und von den Ländern regionale Innovationsstrategien. Was ist da los? Trauen sie der Wirtschaft die Innovation nicht mehr zu, findet Wirtschaft doch nicht nur in der Wirtschaft statt? Die Antwort ist ziemlich einfach: Die Eliten nehmen in der Innovationsfrage den Standpunkt der internationalen Konkurrenz ein, sie werden zu Nationalisten, die nach der Mobilisierung der nationalen Ressourcen rufen, um den verlorengelassenen Spitzenrang wieder zurückzuerobieren. Sie konvertieren von Hayek-Jüngern zu Schumpeterianern und übertragen das Paradigma der »geplanten Innovation« vom Großunternehmen auf die Volkswirtschaft. Man muß hinzufügen: Sie möchten es übertragen. In der Regel scheitert ihr Transferversuch, oder er erschöpft sich in Symbolmanagement. Sie werden zu Opfern der Paradoxien der »geplanten Innovation« und zu Opfern ihrer Wirklichkeitsvergessenheit.

Die Eigenheiten des Saarlandes

Das Saarland war bis weit in die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts hinein eine *wirtschaftlich kartellierte Region*. Die Montanindustrie bildete das alles beherrschende industrielle Cluster, das sich nach außen abscho-

tete und die Ansiedlung anderer Industrien zu verhindern trachtete. An ihren Rändern entstanden – teilweise als *spin offs* des Bergbaus und der Stahlindustrie und teilweise als autonome Existenzgründungen – Zuliefer- und Ausrüstungsfirmen sowie Firmen des Stahlbaus, der Stahlverformung und des Spezialgusses, die Innovationspartnerschaften mit den Konzernen eingingen und in eine feste Beziehungsstruktur eingefügt wurden. Im Montancluster hat zu seinen besten Zeiten jeder dritte saarländische Erwerbstätige gearbeitet. Im Kern war es ein *closed shop* und ein weitgehend erstarrtes Routineregime, das zwar Verfahrens- und Prozeßinnovationen generierte, aber keine Produkt- und Marktinnovationen. Die drei Stahlkonzerne in der Region waren nicht in der Lage, ein Netzwerk zu bilden, sie konkurrierten gegeneinander. Erst in der Krise, als es schon zu spät war, zwang der regionale Staat sie zur Bündelung ihrer Kräfte und zur Bereinigung ihres redundanten Produktionsprogramms. Als Konsequenz der Vorherrschaft der Montanindustrie ist im Saarland eine Wirtschaftsstruktur entstanden, in der Großbetriebe den Ton angeben, in der der Mittelstand nur schwach entwickelt ist und in der die Dienstleistungsquote deutlich unter dem nationalen Durchschnitt liegt.

Das verkrustete und blockierte regionale Produktionssystem wurde durch die Montankrise und durch exogene Anstöße aufgebrochen. Im Saarland wuchs peu à peu der Automobilkomplex heran, der heute das strukturbestimmende ökonomische Segment ist. Seine Geburt fiel mit dem ersten Fachkräftemangel in der Bundesrepublik zusammen, der besonders im boomenden Baden-Württemberg zutage trat. Die Zulieferindustrie Baden-Württembergs entdeckte das Saarland als eine Ansiedlungsregion, in der ein Arbeitskrafttypus zuhause war, den sie brauchen konnte: industriell erfahren, schichtgewohnt, mit den nötigen Fabrikugenden ausgestattet und genügend qualifiziert. Das Saarland wurde zur *offshore-Region* der weltweit erfolgreichen schwäbischen Automobilbauer und des dort dominierenden Clusters aus Automobilindustrie, Maschinenbau und Elektroindustrie. Die Schwaben interessierte nicht in erster Linie das – verglichen mit dem Stuttgarter Raum – niedrigere Lohnniveau, sie hatten vielmehr die räumliche Nähe und die Qualität der Arbeitskraft im Auge. Und au-

ßerdem waren sie in Bedrängnis, weil ihre Fabriken aus allen Nähten platzten. Nicht die heute übliche Suche nach der kostengünstigsten Kapitalanlage trieb sie um, sondern die Suche nach einer »*industrial atmosphere*« und nach Ähnlichkeit. Der schwäbische Kapitalimport war das Startsignal für die Entstehung des Automobilkomplexes, der heute das Endmontagewerk eines OEM [Original Equipment Manufacturer], zahllose vor allem deutsche Zulieferfirmen, saarländische Sublieferanten sowie Maschinen- und Anlagenbauer für die Ausrüstung der Autoindustrie umfaßt. In diesem Industriekomplex, der in Teilen Schnittmengen zum Montancluster hat, arbeitet inzwischen jeder dritte saarländische Industriebeschäftigte. Er hat sich als äußerst robust erwiesen und zählt heute zu den krisenfesten Stabilisatoren und zu den Wachstumssegmenten in der regionalen Wirtschaft.

Die Genese des Automobilkomplexes war nicht das Resultat von Industriepolitik. Der Staat hat in dieser Phase ausschließlich Sozialplanpolitik betrieben. Erst Oskar Lafontaine war es nach seiner Wahl Mitte der achtziger Jahre vorbehalten, industrie- und technologiepolitisch zu intervenieren. Mit viel Geld und Fördermitteln wurde im Umfeld der Hochschulen eine bemerkenswerte Forschungslandschaft aufgebaut, die wiederum eine kleine Software-Industrie zur Welt brachte. Man darf freilich bei allem Respekt vor der Aufbauleistung der saarländischen Regierungen die Dimensionen nicht aus den Augen verlieren. Während im Montancluster immer noch um die 25 000 Menschen arbeiten, während im Automobilkomplex 40 000 Beschäftigte tätig sind, zählt der sogenannte »High-Tech-Sektor« gerade mal 5 000 Arbeitsplätze. (Ich rechne die Arbeitsplätze in klassischen Elektronik- und Elektrofirmen nicht dazu. Mit ihnen käme man auf ca. 8 000 Beschäftigte.)

Versucht man, das Saarland industriesoziologisch und politökonomisch auf den Begriff zu bringen, so muß man es als eine weiterhin fordistische Industrieregion mit innovativen Einsprengseln bezeichnen, die sich mit der Geburtshilfe des schwäbischen Industriemitelstands zur Welt hin geöffnet hat. Der Industriebesatz ist vergleichsweise hoch, und es gibt keine Verödungstendenzen. Verantwortlich dafür ist, daß der regionale Raum in das baden-württembergische Produktionsmodell, in ein High-Road-Modell (Entwicklungsmo-

dell, das auf hochqualifizierter Arbeitskraft aufbaut; dagegen steht das Modell des »Niedriglohnssektors«, integriert worden ist.

Die Regenmacher

Die »saarländische Innovationsstrategie« hat mit den strukturellen Voraussetzungen der Region nur wenig zu tun. Skript und Drehbuch der neuesten saarländischen Innovationspolitik haben Menschen geschrieben, die der stofflichen Welt (der traditionellen Industrie) längst enteilt und unterwegs zu den neuen Ufern des »digitalen Kapitalismus« und der »virtual reality« sind.

Die dominante Figur ist ein sogenannter Forscher-Unternehmer: August-Wilhelm Scheer, der weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt ist. Er hat als Professor für Wirtschaftsinformatik begonnen, ein An-Institut an seinem Lehrstuhl gegründet, aus dem heraus dann eine kommerzielle Software-Firma, die IDS Scheer, der erfolgreichste *Spin off* des Saarlands, entstanden ist. Von der *Saarbrücker Zeitung* wird er vergöttert, fast jeden zweiten Tag werden neue Jubelarien auf ihn und seine Firma angestimmt. Jede Ankündigung einer Vergrößerung seines Personalbestands wird für bare Münze genommen und als vollzogener Akt vermeldet, so daß inzwischen niemand mehr im Saarland weiß, wie viele Menschen eigentlich zu seinen Untergebenen zählen. Als seine Firma ihr Debüt am Neuen Markt gab, war er persönlich zugegen, um der Börse seine Huldigung mit seinem Saxophonspiel zu entrichten. Neben zahlreichen Fachbüchern hat er sich inzwischen schon durch eine Autobiographie verewigt, in der er seinen Professorenkollegen ins Stammbuch schreibt: »Unternehmer werden ist nicht schwer«. Sein Erfolgsrezept, das er dort anpreist, lautet: Verkaufen, verkaufen, verkaufen und zwar Lösungen, die noch gar keine sind, sondern es erst, wenn überhaupt, beim Kunden werden. An seinem Nimbus kratzt auch die Tatsache nicht, daß seine Firma inzwischen weitgehend vom Software-Riesen SAP abhängig ist und deren Produkte vertreibt. Mit ARIS, dem Markenprodukt der IDS, macht man gerade ein Viertel des Umsatzes, der große Rest wird mit Kärnerarbeit für die Walldorfer Software-schmiede (»Consulting«) verdient. Scheer verkauft das als seine »Globalisierungsstrategie«,

zu der auch gehört, das amerikanische Militär mit Geschäftsprozeß-Software zu versorgen.

Der Forscherunternehmer Scheer wurde vor fünf Jahren von der neuen CDU-Landesregierung als Innovationsberater in die Regierung geholt. Er sollte eine neue Innovationsstrategie für das Saarland entwerfen. Er hat zu diesem Zweck vier blutjunge IDS-Scheer-Mitarbeiter in die Stabsstelle Innovation der Staatskanzlei abkommandiert, die dort ihre ersten politischen Gehversuche machen dürfen. Bevor die Resultate näher vorgestellt werden, bleibt an dieser Stelle festzuhalten, daß die gegenwärtige Innovationspolitik im Saarland ausschließlich von Personen entworfen und konzipiert wurde und wird, die der New Economy entstammen.

Cluster-Phantasmen

Der Cluster-Begriff war im Saarland, bevor die Regenmacher kamen, weitgehend unbekannt. Zu Recht, denn es gab in der Tat nur ein einziges Cluster, die Montanindustrie, und von dem wollte ohnehin niemand mehr wirklich etwas wissen. Jetzt gibt es nur noch Cluster, jetzt wird so gut wie alles *geclustert*, und niemand zerbricht sich mehr den Kopf über die Essentials eines Clusters. Um nicht falsch verstanden zu werden: Im Saarland geht es den Regenmachern nicht darum, politisch ein Cluster herstellen zu wollen, eine *creatio ex nihilo*. Es geht nicht um neo-marshallianische Distriktkonzepte (Konzepte, die nicht an Cluster anknüpfen, sondern Cluster neu erschaffen). Es geht um die Inszenierung von Clustern; d.h. darum, sich die Wirklichkeit so zu konstruieren, wie man sie gerne hätte. Das Resultat dieses imperialen Konstruktivismus sind Phantasmen, die ich kurz vorstellen will.

In einem ersten Anlauf haben die jungen Menschen von der IDS Scheer – alles Wirtschaftsinformatiker – drei Cluster aus der Taufe gehoben: das IT-Cluster, das Bionano-Cluster und das Wissensindustrie-Cluster. Auf den sanften Druck der Industrie- und Handelskammer hin, die daran erinnerte, daß es im Saarland auch noch anderes als wissensintensive Industrien gibt, wurden drei weitere Cluster hinzugefügt: *automotive*, Logistik und Energie.

Ehe ich zu einzelnen Clustern etwas sage, einige Bemerkungen zum Cluster-Prozeß: Er

besteht zunächst in einer fleißigen Aufzählung von Forschungseinrichtungen, Firmen, Dienstleistern und Kunden eines Clusters. Die Cluster-Mitglieder wissen oft nicht, wie sie zu diesem Glück kommen, aber sie erhalten Einladungen zu Veranstaltungen, in denen sie etwas über die neuesten technischen Trends und die jeweils hippen Managementmoden hören. Es werden nicht ihre Probleme diskutiert, sondern auf sie wird abgeladen, was sich die An-Instituts-Professoren gerade wieder ausgedacht haben.

Das automotive-Cluster

Es hat noch den größten Wirklichkeitsgehalt. Allerdings ist es kein Cluster. Man kann bestenfalls von einem halbierten Cluster sprechen. Das Saarland ist zwar ein selbstbewußter Produktionsstandort geworden, aber kein Standort von Unternehmenszentralen. Es ist eine verlängerte, wenngleich starke Werkbank. Es profitiert nur mittelbar von der schwäbischen Innovationsdynamik. In der Region fehlen deshalb vor allem hochwertige Dienstleistungen und Managementfunktionen. Die wertschöpfungsintensiven ersten Stufen des Produktentstehungsprozesses, die einen starken Bedarf an hohen Qualifikationen und externen Dienstleistungen generieren, finden sich in den baden-württembergischen *Headquarters*.

Es wäre nun naheliegend, an der Vervollständigung dieses Clusters zu arbeiten und sich zu überlegen, wie man die Forschungs- und Entwicklungsabteilungen dezentralisiert und ins Saarland bringt. Eine lohnende Aufgabe wäre es in diesem Zusammenhang zum Beispiel, die ZF Friedrichshafen zu veranlassen, ihre 400 Entwickler des Automatikgetriebes, das exklusiv in Saarbrücken gefertigt wird, vom Bodensee an die Saar zu schicken, statt die Prototypen im Zuge des Produkt-Engineering zigfach zwischen Saarbrücken und dem »Schwäbischen Meer« hin- und herzukarren. Gerade so etwas aber wird im Cluster nicht einmal in Ansätzen versucht. Selbst das kleine Projekt, Sublieferanten zur Kooperation zu bewegen, damit sie Zulieferprodukte aus einer Hand anbieten, ist gescheitert, ganz zu schweigen von Kooperationen beim Einkauf, beim Personalmanagement, bei der Ausbildung. Das sogenannte *automotive*-Cluster

bildet nicht nur die wahren Machtverhältnisse in diesem Industriesegment ab – die Konkurrenz und die Dependenz –, es verschärft sie sogar noch, indem die »Mittelständler« an die Konzernstrategien angepaßt werden sollen. Das aussagekräftigste Bild über dieses Cluster sieht so aus: Am Ende der Cluster-Veranstaltungen, zu denen immer auch Vertreter der OEM geladen sind, dürfen die Zulieferfirmen 20 Minuten ins OEM-Séparée. Dort geht es nicht um die Anbahnung von Geschäften, sondern um die Ausgabe der neuesten Lieferbedingungen. Wie wichtig der Regierung dieses Cluster ist, ersieht man daran, daß es 2006 sterben wird. Dann läuft die EU-Finanzierung des Cluster-Managers, an dem alles hängt, aus. Man hatte jetzt drei Jahre Zeit, eine alternative Finanzierungsform zu finden, und man hat sie verschlafen.

Das IT-Cluster

Die IT-Szene des Saarlands ist ähnlich wie das *automotive*-Cluster unvollständig. Die großen IT-Firmen sind mit einer Ausnahme alle im Bannkreis von SAP. Sie entwickeln kaum mehr, sondern sie sind in der Hauptsache Consulter. Die einzige Ausnahme gehört inzwischen einem amerikanischen Software-Unternehmen. Sie entwickelt zwar noch, aber sie hat keinen eigenen Vertrieb mehr. Das sogenannte IT-Cluster ist im übrigen insular geblieben, es diffundiert nicht in die regionale Ökonomie hinein. Der *Spillover* hat nicht stattgefunden. Die Kundschaft sitzt überall, nur nicht im Saarland. Das Saarland hat riesige Ausbildungskapazitäten für die Informatik aufgebaut, jeder neunte Student ist dort eingeschrieben, aber es hat keine adäquaten Arbeitsplätze. Es beliefert die Republik. Von der saarländischen Sozialdemokratie kommt – dies nur nebenbei – der Vorschlag, ähnliches auch im *automotive*-Cluster zu veranstalten: Sie fordert eine saarländische Autouniversität.

Das Bionano-Cluster

Während es bei den eben beschriebenen Clustern noch so etwas wie ein materielles Substrat gibt, wird es jetzt richtig *weightless*. Wir steigen in ein Investitionsgrab hinab. Im Saarland sind 300 Millionen DM [mehr als 150

Millionen Euro] für und im Umfeld des Instituts für Neue Materialien ausgegeben worden in der Hoffnung, dadurch entstünden zahlreiche neue Arbeitsplätze in der Bio- und Nanotechnologie. Doch trotz massiver Unterstützung, trotz Science-, Gründer- und Starter-Zentren und -parks sind alles in allem nur 600 Arbeitsplätze geschaffen worden. Fast ausnahmslos machen die Nano-Firmen in Oberflächenbeschichtung und sich damit eine höllische Konkurrenz. Der *start up*-Prozeß lief völlig ungesteuert und wildwüchsig, und alle haben sich auf die ausgereiftesten Nano-Anwendungen geworfen. Völlig unersichtlich ist es, warum das Cluster den Zusatz *Bio* im Namen führt. Vermutlich gibt es dafür EU-Gelder. Ein Aperçu am Rande: Die EU hat das Bionano-Phantasma mit einem Innovationspreis ausgezeichnet.

Wissen, Logistik, Energie

Ich verzichte auf die Erläuterung dieser Cluster: es wiederholt sich nur alles, was schon gesagt wurde.

Kritik der regionalen Innovationsstrategie

Die saarländische Innovationsstrategie ist eine Projektion. Der Forscherunternehmer Scheer hat sein Innovationskonzept: Grundlagenforschung am Lehrstuhl – Anwendungsforschung im An-Institut – Entwicklung und Vertrieb in seiner Software-Firma – Globalisierung durch Anschluß an SAP, über die saarländische Wirtschaft gelegt und festgestellt, daß es dort anders ist. Das hat ihm und seinen jungen Wissenschaftlern nicht zu denken gegeben, sondern sie haben das als politischen Auftrag gedeutet: Die müssen werden wie wir. Die brauchen auch die Kettenwirkung, also konstruieren wir für sie Cluster, in denen wir die Kettenreaktion zustande bringen. Es ist etwas Verdrehtes geschehen: Scheer klagt in jedem Vortrag darüber, daß in Deutschland beim Prototyp der Innovationsprozeß abbricht. Tatsächlich ist es so, daß in seiner New Economy gar keine Prototypen mehr gebaut werden, weil alles auf das Weltmodell SAP hinausläuft. In der von ihm verschmähten traditionellen Industrie hingegen hat man sein

Problem überhaupt nicht, sonst wäre man nicht mehr auf dem Markt.

Die Begründung für die Innovationsstrategie lautet, man müsse in der Konkurrenz der Regionen Alleinstellungsmerkmale herausarbeiten, eine intelligente Nischenstrategie entwickeln. Tatsächlich macht das Saarland, was alle machen. Es scheint nicht nur ein SAP-Weltmodell zu geben, sondern auch ein Weltmodell für regionale Innovationsstrategien.

Alternativen

Wenn man sich unbedingt im Cluster-Framework bewegen will – ich plädiere am Schluß für einen Ausstieg –, dann muß man einiges mehr bedenken, als es »Jugend forscht« im Saarland gemacht hat. Der Clusterbau macht dort Sinn, wo es Rohformen von Clustern, endogene Potentiale gibt, wo eine kritische Masse von Unternehmen da ist und wo wirklich Alleinstellungsmerkmale vorhanden sind. Darüber hinaus muß man den Cluster-Prozeß anders gestalten und die Cluster zu Foren des inhaltlichen Austausches der Unternehmen und nicht ihrer professoralen Belehrung machen.

Im Saarland gibt es ein wirkliches Cluster, das zwar eine ökonomische Konjunktur erlebt, aber keine politische Konjunktur mehr hat: das Montancluster.

Im Saarland existieren zwei Rohformen von Clustern: der Automobilkomplex und der Maschinenbau mit seinen Praxisgemeinschaften (Zulieferer, Kunden und Technik-Institute, die nicht nur in ökonomischen, sondern auch in sozialem Austausch stehen). Clusterpolitik im Automobilkomplex würde heißen, die »heißen Eisen« in diesem Komplex anzufassen: das Herr-Knecht-Verhältnis zwischen OEM und Zulieferern, das *blackbox*-Syndrom (man weiß nicht mehr, woher die Zulieferteile kommen), die Verwerfungen in den beschleunigten Entwicklungsprozessen, die neuen Formen der Lieferantenanbindung wie Industriepark-Konzepte, Betreiber- und Leasingmodelle etc.

Im Saarland gäbe es aber auch ein Segment mit einem relativen Alleinstellungsmerkmal: Umwelttechnologien und erneuerbare Energie. Es hat mehr Masse als die Sonderwirtschaftszonen um die Informatik und Nanotechnologie herum, und es hat interessante Produkte aufzuweisen, die noch ihre Nach-

frage finden müssen. Man hat es schlicht übersehen.

Nie mehr Cluster!

Die Cluster-Strategie im Saarland ist – man muß es so hart sagen – ein Marketing-Gag. Auch wenn die Konstrukteure andere, »bodenständigere« Leute wären, es bleibt festzuhalten, daß es im Saarland an fast allen Voraussetzungen für den Clusterbau mangelt. Weder existiert – trotz aller Beschwörungen der kurzen Wege – eine regionale Kooperationskultur, noch gibt es Netzwerke mit strong ties. Die »geplante Innovation« bleibt ein Plan, der ein horrendes Geld kostet und dessen Nutzen im Saarland noch nicht einmal gezählt wird. Man drückt sich seit Jahren um eine Arbeitsmarktbilanz der sogenannten »innovativen Wachstumsfelder« herum.

Innovation ist offensichtlich doch in höherem Maße ein privates Gut, als es die Cluster-Theoretiker wahrhaben wollen. Nimmt der Staat sie in Besitz, dann wachsen zwar Leuchttürme, aber in ihrer Umgebung ist postindustrielle Ödnis. Der Versuch des Staates, zu identifizieren, welche Sektoren, Industrien

und Unternehmen als besonders zukunfts-trächtig gelten können, ist mit so hohen Risiken behaftet, daß man von ihm ablassen sollte. Anders verhält es sich allerdings, wenn ein militärisch-industrieller Komplex der Referenzpunkt staatlichen Innovationshandelns ist. Dort funktioniert die »geplante Innovation«, wie man es an den USA studieren kann.

Für das Saarland in jedem Falle ist Fokussierung das falsche Rezept. Es führt zu einer Fehlallokation von Geldern und Arbeitskräften. Die vielgeschmähte Diversifizierung wäre, sofern sie die wirklich strukturbestimmenden Sektoren und Branchen einbezöge, der bessere Ansatz.

Als Konsequenz aus meinen Erfahrungen mit Cluster-Konzepten plädiere ich inzwischen für eine konservative Verwendung. Cluster sollte nicht mehr als eine deskriptive und meinerwegen auch analytische Kategorie sein, die bei der Wissenschaft am besten aufgehoben ist. Sie in die Hände von Politikern zu geben, beinhaltet notwendig die Gefahr der Verflachung, der Verdrehung und der Trivialisierung eines Ansatzes, der bei richtigem Gebrauch die neoliberale Radikalisierung der Ökonomie argumentativ konterkarieren kann.

du kannst.

Mag sein, dass Sie kein Blut sehen können. Aber Sie können dafür genau hinschauen, wo welches vergossen wird.

Helfen Sie uns als Mitglied oder mit einer Spende: Konto-Nummer 80 90 100, Bank für Sozialwirtschaft Köln, BLZ 370 205 00. Mehr Infos unter: **www.amnesty.de**

du kannst.

ai
amnesty international
FÜR DIE MENSCHENRECHTE



Verstaubt in der Ecke? – Perspektiven des Hörspiels

Ein Werkstattgespräch mit Anette Kührmeyer, Frank Johannsen und Robert Karge von SR 2 Kulturradio

Einer der ersten Sätze im Vorwort zu Ihrem Halbjahresprogramm lautet: »Wir verändern uns!« Was verändert sich im Hörspiel des Saarländischen Rundfunks?

ANETTE KÜHRMEYER (Programmgruppenleiterin Künstlerisches Wort): Das bedeutet zunächst einmal die Terminverschiebung von Sonntag 15.04 Uhr auf Donnerstagabend 20.04 Uhr. Diese Verschiebung erlaubt uns, von Inhalt und Form her wesentlich mehr von der ganzen Bandbreite des Genres zu bringen. Es gibt teilweise Themen, die man nicht so bearbeiten kann, daß man sie am Sonntag-nachmittag hören möchte. Unser Ziel ist es aber, das Hörspiel sehr lebensnah, sehr zeitgenössisch zu produzieren, da ist der 20-Uhr-Termin besser geeignet. Bei dieser Gelegenheit noch eine Neuerung: Während der Musikfestspiele Saar wird der Sendeplatz auf 23.05 Uhr verlegt. Wir haben uns gedacht, im Sommer gehen die Uhren sowieso anders, d.h. wenn man Hörspiele hört, dann vielleicht lieber am späten Abend. Wir versuchen, dem großen Interesse am Kriminalhörspiel, das bei unseren Hörern offenkundig ist, nachzukommen und senden in diesen neun Wochen Kriminalhörspiele. Das paßt darüber hinaus sehr gut zu unserer Veranstaltungsreihe *SR2-Krimischiff*. Das Schiff fährt seit vielen Jahren mit großem Erfolg die Saar entlang von Mettlach durch die Saarschleife. Der Sommer ist für uns die Krimisaison.

Der Saarländische Rundfunk verfügt über eine große Hörspieltradition. Berühmte Autoren wie Ludwig Harig oder George Perec lieferten Hörspiele, die Geschichte machten. In Saarbrücken wurde auch das erste stereophone Hörspiel produziert. Fühlt sich die Hörspielredaktion des SR heute noch dieser sehr experimentell ausgerichteten Tradition verpflichtet?

ANETTE KÜHRMEYER: Wir sind zwar nur ein kleiner Sender, aber daß wir seit diesem Jahr ein neues High-Quality-Studio haben zeigt,

daß wir am Puls der Zeit arbeiten. Klein aber fein! Wir produzieren auf ARD-Niveau. Das bedeutet, daß wir auch die Digitalisierung in diesem Bereich voll mitgemacht haben. Was jetzt als nächstes ansteht, und was auch in den ARD-Hörspielredaktionen diskutiert wird, das ist »5.1«, eine Art Dolby-Surround-System fürs Radio. Welchen Einfluß das auf die Dramaturgie eines Hörspiels hat, werden wir erst noch sehen müssen.



Robert Gallinowski bei der Produktion von *Bei Erinnerung Mord*

ROBERT KARGE (Chefdramaturg Hörspiel): Seit dieser Zeit, die Sie ansprachen, ist die Entwicklung natürlich weitergegangen. Das war eine sehr experimentelle Phase. Wenn man sieht, wer damals von Heinz Hostnig und Hans Kamps zur Zusammenarbeit gewonnen wurde – Helmuth Geissner, Max Bense, Ludwig Harig haben da mitgewirkt. Dazu kamen Leute von Musikhochschulen. Das ist meiner Ansicht nach in der Geschichte des Hörspiels eine wichtige Phase, in der eine eigene Dramaturgie entwickelt wurde, in der ein Hörspiel ganz speziell auf die Stereophonie hin geschrieben wurde. Das war natürlich für das Hörspiel eine sehr fruchtbare Zeit, weil da sein Spektrum stark ins Sprachspielerische und in die Musik erweitert wurde. Die Musik zum Beispiel bekam eine ganz andere Funk-

tion im Hörspiel, sie wurde strukturbildend eingesetzt, baute eine eigene Erzählebene auf. Diese Elemente finden sich bis heute in avancierten Hörspielproduktionen. Weil wir gerade von George Perec gesprochen haben, fällt mir eine Produktion aus dem Jahr 2000 ein: *Perec/grinations*. Die Struktur der zusammengestellten Texte in diesem Hörspiel weicht vom Regelfall des »Neuen Hörspiels« ab, denn hier wird eine Geschichte erzählt, eine Biographie, ein Gang durch eine Stadt, Paris. Das Ganze ist jedoch nicht unterlegt oder illustriert mit Musik, sondern die Musik wird als eigene Ebene eingesetzt. Das sind Dinge, die auch im sogenannten »Neuen Hörspiel« entwickelt wurden, und die findet man nach wie vor in vielen Produktionen.

ANETTE KÜHRMEYER: Das »Neue Hörspiel«, Robert Karge hat es gerade erwähnt, ist von der technischen Neuerung ausgegangen. Was wir heute versuchen, ist vom Text her heranzugehen und dann zu sehen, welche Inszenierung sich anbietet. Im Einzelfall kann das durchaus experimentellen Charakter haben, wie zum Beispiel unsere zweisprachige Produktion *Champs Magnétiques – Magnetische Felder*, die wir mit Radio France produziert haben. Da ging es um die Art der Regie, das Zusammenspiel von Wort und Musik, und die Frage, wie schafft man es, in zwei verschiedenen Sprachen eine Geschichte zu erzählen und dabei ganz charakteristische Dinge über die verschiedenen Sprachen mitzuteilen. Wir suchen, da das Deutsch-Französische auch ein Schwerpunkt unserer Arbeit ist, immer wieder nach Texten, die sich für diese Zweisprachigkeit im Hörspiel anbieten. Wenn es Texte gibt, die von der Regie her das Experiment erfordern, dann sind wir natürlich auch daran interessiert, in klarer Abgrenzung zur Hörkunst.

Zum Hörspiel des Jahres 2005 wurde ein Werk des Autors Konrad Bayer, Mosaik mit Texten, gewählt. Ein Autor der Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre zu der berühmten Wiener Gruppe gehörte und bereits 1964 gestorben ist. Ist die Auszeichnung für sein Hörspiel nicht auch eine erneute Hinwendung zur erfolgreichen Vergangenheit des Hörspiels?

ANETTE KÜHRMEYER: Bei Konrad Bayers Hörspiel handelt es sich um eine Collage von Texten. Ist das rückwärtsgewandt? Von der



Christiane Ohaus (unten Mitte) bei der Produktion des Hörspiels *Jane Eyre* mit Sascha Icks, Sylvester Groth und Christian Redl (Mitte)

Art der Textauswahl ist es das schon. Aber von der Produktion her auf keinen Fall. Ich komme zurück auf Ihre Frage: Ist es für das Hörspiel heute bezeichnend, sich mit alten Texten zu beschäftigen? Ich denke, es zeigt, wieviel Möglichkeiten das Genre bietet. Auch wir greifen auf alte Texte zurück. Aber vorrangig versuchen wir, zeitgenössische Autoren an das Hörspiel heranzuführen. Insofern würde ich das Bayer-Hörspiel nicht als repräsentativ sehen, doch es ist sicherlich ein wichtiger Aspekt in der gegenwärtigen Entwicklung.

ROBERT KARGE: Da gibt es auch eine gewisse Parallele zu der Zeit, in der Heinz Hostnig

und Hans Kamps hier gearbeitet haben: den Rückblick auf den Dadaismus und die Konkrete Poesie und den aktuellen Blick auf das, was in der Bildenden Kunst passiert ist, all die Happenings und Aktionen, die es gegeben hat. Wenn wir heute auf ältere Texte zurückgreifen, ist es eigentlich mehr das Interesse an zu Unrecht vergessenen Texten. Das sage ich auch in Abgrenzung zu dem, was auf dem Hörbuchmarkt passiert: Dort werden vor allem absolute Hits, Bestseller auch als Hörfassungen aufgelegt.

Hörspiel und Hörbuch. Unterscheiden Sie da zwischen den beiden Begriffen? Verwechselt der Konsument, durch die Dominanz des Hörbuchs auf dem Markt, das eine mit dem anderen?

ANETTE KÜHRMEYER: In den Hörspiel- und Literaturredaktionen hat sich folgende Definition durchgesetzt: Das Hörbuch ist ein Oberbegriff für Produktionen, die kommerziell genutzt werden. Das kann sowohl ein Hörspiel sein als auch eine Lesung, wichtig ist, daß es nicht nur auf die Radioausstrahlung beschränkt ist, sondern auch als Kauf-CD zugänglich gemacht wird. Manchmal gibt es sogar von einem Text beide Versionen. Wenn man sich die Verkaufszahlen ansieht, wird es interessant. Nach Auskunft der Verlage gibt es für beides eine Nachfrage. Manche möchten wirklich die 500-Stunden Lesung mit Vor- und Nachwort haben, andere möchten eher die dramatisierte Form, die ihnen das Ganze leichter zugänglich macht, weil es lebendiger ist, weil es sich auf das Wesentliche konzentriert. Beide Variationen kann man als Hörbücher bezeichnen.

Und beide Formen haben Zukunft?

FRANK JOHANNSEN (Stellvertretender Programmdirektor): Innerhalb der ARD hat das Hörspiel nach wie vor einen hohen Stellenwert. Betont wird das auch dadurch, daß wir jetzt mit den ARD-Hörspieltagen ein neues wichtiges Forum für diese originäre Kunstform der Rundfunkkultur haben. Sie sollen alle zwei Jahre an immer anderen Orten stattfinden. 2006 und 2007 zunächst in Karlsruhe. Da wird es auch eine Reihe von Preisen geben, u. a. einen Nachwuchspreis für junge und innovative Produktionen. Ein neuer ARD-Hörspielpreis soll von einer unabhängigen Jury aus Fachleuten, der Online Award via Internet-Voting vergeben werden. Wir müssen ver-

suchen, jüngere Künstler für das Hörspiel zu begeistern und andererseits auch jüngere Publikumsschichten zu motivieren, überhaupt Hörspiele wahrzunehmen, sich auf diese Hör-Abenteuer einzulassen. Deshalb bieten wir zunehmend erfolgreich Veranstaltungen an, bei denen man in ungewöhnlichem Rahmen das Hörspiel kennenlernen kann, zum Beispiel während einer Schiffsreise auf der Saar oder an anderen ungewöhnlichen Schauplätzen wie im Weltkulturerbe Völklinger Hütte.

ROBERT KARGE: Die Ergebnisse solcher öffentlichen Veranstaltungen hier im Saarland oder in Berlin oder Leipzig waren für uns sehr erfreulich. Das Durchschnittsalter der Hörer liegt bei etwa 35 Jahren. Einen Altersdurchschnitt für das Gesamtprogramm der einzelnen Sendungen haben wir natürlich nicht. Einen kleinen Überblick bekommen wir durch die Zuschriften oder über die Resonanz unserer öffentlichen Veranstaltungen wie das SR2-Krimischiff.

ANETTE KÜHRMEYER: Gerade bei den alten Krimis hören viele junge Leute zu. Das hat uns tatsächlich überrascht. »Durchschnittsalter 35 Jahre« bedeutet aber auch, daß es viele Siebzigjährige, Sechzigjährige oder Fünfzigjährige gibt, die Hörspiele hören. Man kann sagen, das Hörspiel interessiert die Leute generationenübergreifend. Vielleicht ist das auf der anderen Seite auch ein Problem, daß man Texte finden muß, eine Art finden muß, diese akustisch umzusetzen, die dann sowohl die Dreißigjährigen als auch die Siebzigjährigen interessiert.

Welche Rolle spielen aktuelle Themen bei Hörspieltexten? Wir denken da zum Beispiel an das SR-Hörspiel Small Talk, das sich mit dem Problem der Palästinenser beschäftigt?

ANETTE KÜHRMEYER: Unser Anliegen ist es, das Hörspiel aus der Ecke, in der es nach Meinung mancher Leute Staub und Patina angesetzt hat, herauszuholen. Weg von dort, wo man denkt, das hat nichts mit der Gegenwart zu tun. Guck ich doch lieber gleich Fernsehen. Da wollen wir gegensteuern, und wenn man unser Programm hört, so gelingt uns das auch meistens, denke ich. Wir produzieren Texte von Autoren, die sich mit der Gegenwart befassen. Selbst bei älteren Texten ist uns der Bezug zu den Problemen, die wir heute ha-

ben, wichtig, zu den Träumen und Wünschen, die wir heute haben. Nicht umsonst planen wir einen Schwerpunkt »Utopie« für das nächste Halbjahr.

Ein anderes Beispiel ist unsere Reihe *Dramatik/que*, dort geben wir zusammen mit dem Bureau du Théâtre et de la Danse der französischen Botschaft in Berlin jährlich zwei SR-Hörspielproduktion als CD heraus. Dabei handelt es sich immer um Stücke zeitgenössischer frankophoner Autoren, die wir als Hörspiel produzieren. *Dramatik/que* ist ein Beleg dafür, daß wir uns verstärkt um die Vermittlung aktueller französischer Stoffe nach Deutschland bemühen, womit wir auf eine rund fünfzigjährige Tradition im SR-Hörspiel aufbauen.

Auch in Frankreich beziehen die AutorInnen ihre Anregungen aus dem Alltag: Zum Beispiel sind die Protagonisten der beiden inzwischen erschienenen *Dramatik/que*-CDs ein arbeitsloser junger Mann und eine mit dem Leben hadernde Hausfrau in den Vierzigern. Menschen, die schnell eine Identifikationsfläche für das Publikum bieten. Auch unser Hörspiel *Small Talk* paßt in diesen Rahmen.

ROBERT KARGE: Wir bewegen uns da in einer guten Tradition. Mein Lehrmeister war ja noch Werner Klippert. Er hat von »notwendigen Hörspielen« gesprochen, damit ist gemeint, daß natürlich Gesellschaftspolitisches und Soziales im Hörspiel thematisiert wird. Ich finde das eigentlich einen ganz passenden Begriff, weil ich der Überzeugung bin, daß wir uns in einem journalistischen Medium bewegen, und ich denke, das Hörspiel muß dazu beitragen, Fragen der Zeit zu diskutieren. Im Hörspiel haben wir ja auch viel mehr Möglichkeiten als im tagesaktuellen Journalismus. Wir haben Schwerpunkte zu Chile gemacht, 20 Jahre nach 1973, wichtige gesellschaftliche Aspekte nach 1968 beleuchtet, auch die Zeit der Wende war ein großer Schwerpunkt. Und wir planen den Schwerpunkt »Utopie«, denn wir sind nach wie vor interessiert an gesellschaftlich relevanten Themen.

Wir kriegen jede Menge Manuskripte, oft nur gut gemeinte Manuskripte, die sich mit sozialpolitischen Themen auseinandersetzen. Die kann man auch in der Zeitung nachlesen. Es gibt jedoch auch Stücke, die eine Art Lehrstückcharakter haben, z.B. eines über Hausbesetzung. Auf der einen Seite kann ich das

Stück aus den siebziger Jahren, das ja eine konkrete Situation widerspiegelt, nur noch historisch betrachten. Auf der anderen Seite steckt natürlich auch ein Stück »Utopie« dahinter, was das Gemeinwohl angeht, Wohnqualität, Leben in der Stadt. Was ich damit sagen will, es gibt Scheidepunkte, hier kommt eine Qualität zu dem rein Faktischen dazu. Das sind Dinge, die für uns in der Dramaturgie wichtig sind bei der Beurteilung der Texte, bei der letztendlichen Entscheidung, ob ja oder nein, und wenn ja, wie realisieren wir das.



Die Produktion von *Madame Ka*: oben Christine Oesterlein, Christiane Ohaus (Regie), Sabine Orléans und Verena Reichard; unten Werner Wölbern und Hermann Lause

Wie viele Manuskripte bekommen Sie, welche sind Ihre Auswahlkriterien?

ANETTE KÜHRMEYER: Bei uns gehen im Jahr rund 250 Manuskripte und CDs von Hörspielen ein, dazu kommen Theaterstücke, Romane, Erzählungen, die wir von uns aus bei Verlagen anfordern, um zu prüfen, ob Sie sich für eine Hörspielfassung eignen. Und selbstverständlich hören wir so viele Produktionen

der anderen ARD-Sender wie möglich, das sind immerhin rund 500 im Jahr.

Aus diesem Repertoire, unserem Archiv und den eigenen Neuproduktionen setzt sich unser Hörspiel-Programm auf SR 2 KulturRadio zusammen. Bei der Auswahl spielt natürlich auch eine Rolle, daß wir nur einen Termin pro Woche zur Verfügung haben, der literarisch ausgerichtet ist und alle Genres und Altersgruppen abdecken soll.

ROBERT KARGE: Wie wählen wir unsere Stücke aus? Thematisch gibt es keine Einschränkung. Entscheidende Kriterien sind die sprachliche Qualität der Texte und ihre besondere Eignung für das akustische Medium, also ob sie radiophon sind. Und natürlich spielt eine große Rolle, daß wir auch als kleiner Sender im Saarland für das Hörspiel-Repertoire der ARD produzieren, denn die anderen Hörspielredaktionen übernehmen unsere Produktionen so, wie wir das umgekehrt auch tun. Deshalb muß man auch bei regional gefärbten Texten immer darauf achten, wie weit sie auch für den gesamten deutschsprachigen Raum von Interesse sein könnten. Ein positives Beispiel ist *Zeilensprung*, das erste Hörspiel des Zweibrücker Autors Michael Dillinger, das von fast allen ARD-Sendern übernommen wurde.

Die Autorin Antje Vobwinkel spricht in ihrem Buch von der »radiophonen Kunst«. Wie geht denn die »radiophone Kunst« mit dem »Aktuellen Schwerpunkt« zusammen?

ANETTE KÜHRMEYER: Wir produzieren vor allem Texte, und darauf schauen wir genau, Texte, die noch in fünf oder zehn Jahren Bestand haben sollen. Bei aller gesellschaftlichen Relevanz kommt immer noch der künstlerische Anspruch dazu.

Begriffe wie »sozial«, »politisch« oder »zeit-bezogen« lassen vielleicht vergessen, daß wir uns hier mit Fiktion beschäftigen. Wir grenzen uns schon sehr deutlich vom Feature, der anderen längeren Radioform, ab. Ich bin der Überzeugung, daß dies auch ein Schutz ist, allzu sozial zu werden, zu allgemein. Wir erzählen Geschichten über Personen. Fiktionen bieten viele Anknüpfungspunkte für Identifikationen. Wir haben zum Beispiel ein Stück produziert, *Borderline*, da geht es um eine Frau, die unter dieser Krankheit leidet, und wie sie damit umgeht. Das ist einerseits sehr

aktuell, weil diese Krankheit immer häufiger in das Bewußtsein unserer Gesellschaft tritt, immer mehr darüber diskutiert wird, was Borderline ist und wie es behandelt werden kann. Auf der anderen Seite sind das, was dieser Text beschreibt, allgemein menschliche, emotionale Zustände und wie die Autorin das beschreibt, ist von einer sprachlichen Kraft, der man sich nicht entziehen kann. Ich behaupte mal, daß man sich dieses Stück noch in zehn Jahren anhören, davon berührt werden und zum Nachdenken gebracht werden kann.

In den fünfziger und sechziger Jahren war das Hörspiel eine wichtige Form des Radios. Danach verschwand es so langsam in der bereits zitierten Rumpelkammer. War das aufkommende Fernsehen daran schuld?

ROBERT KARGE: Sicherlich gibt es den Bruch in der Geschichte des Hörspiels, der mit dem Aufkommen des Fernsehens zusammenhängt. Aber just als das Fernsehen seinen Siegeszug antritt, beginnt auch das Experiment des »Neuen Hörspiels«. Zum Teil sehr hermetisch von den einzelnen Rundfunkanstalten durchgeführt, d.h. es wurde eine Form entwickelt, die nicht sehr hörerfreundlich war. Sie stellte hohe Ansprüche, verlangte Abstraktionsfähigkeit und sehr genaues Hinhören. Und das bei einem Publikum, das bis dahin primär an Bearbeitungen großer Klassiker und »Erzählhörspiele« gewöhnt war. Das war schon ein ziemlicher Bruch in der Hörspieltradition.

Die Resonanz nimmt heute wieder zu, das bestätigen auch die Kollegen der ARD. Junge Leute schalten ganz bewußt das Radio an, besuchen Lesungen und kommen zu unseren Hörspielvorführungen.

FRANK JOHANNSEN: In diesem Zusammenhang steht auch die Verlegung des Hörspieltermins auf den abendlichen »Primetime«-Platz um 20 Uhr. Wir haben das anhand vieler Sondersendungen am Abend ausprobiert. Das fand große Resonanz und hat uns ermutigt, den Abendtermin dauerhaft zu besetzen. Wir werden das natürlich mit entsprechenden Maßnahmen begleiten. Auf alle Fälle wollen wir das Hörspiel noch stärker als bisher ins Bewußtsein der Hörer bringen. Letztendlich helfen uns dabei natürlich Auszeichnungen von SR2-Produktionen, wie der Deutsche Hörbuchpreis, den wir jüngst für eine Lesung erhalten haben. Eines haben wir übrigens

noch nicht erwähnt, wir haben einen der wirklich großen Bestseller des Hörbuchmarkts platzieren können. Und es ist doch sehr motivierend, wenn man erfährt, daß mehr als 200 000 Menschen das Hörspiel des Saarländischen Rundfunks gekauft haben. Ich spreche von der Produktion *Der Alchimist* von Paulo Coelho. Dieses Hörbuch geht weg wie die sprichwörtlichen warmen Semmeln.

ANETTE KÜHRMEYER: Wir versuchen dieses Interesse von jungen Leuten auch verstärkt zu fördern, indem wir auf Lehrer zugehen, zum Beispiel wird es im Oktober eine Lehrerfortbildung zum Thema Hörspiel in Zusammenarbeit mit dem Landesinstitut für Pädagogik und Medien geben. Dabei ist uns besonders wichtig, daß nicht mehr nur die Hörspiel-Klassiker der fünfziger Jahre wie *Das Schiff Esperanza* und *Fahrerflucht* im Unterricht behandelt werden, sondern auch zeitgenössische Produktionen, die jungen Leuten thematisch und vom Klang her näher sind.

FRANK JOHANNSEN: Wir alle wissen, daß es Kulturprogramme bei jüngeren Hörern grundsätzlich schwer haben. Da ist man der Meinung, daß diesen Sendungen etwas Verstaubtes anhaftet. In bezug auf SR2 Kulturradio stimmt das nicht. Wir arbeiten im musikalischen Bereich, wie auch im Feature, als auch im Hörspiel seit vielen Jahren daran, mit bewußt unprätentiöser Anmutung den Leuten die Schwellenangst vor der Kultur, auch gegenüber Hörspielen, zu nehmen. Also: bewußt gegensteuern gegen die verbreitete Mär über Kulturradios: jetzt wird's aber anstrengend, das hat ja nichts mit mir zu tun, das ist ja Kunst – Vorsicht! Vielleicht gibt es heute tatsächlich noch Kulturredaktionen, die da etwas anders gepolt sind, denen das relativ egal ist, ob da wer zuhören will oder nicht, die sich selbst genug sind. Wir jedenfalls wollen bewußt möglichst viele Hörer, nicht zuletzt auch jüngere, erreichen. Mit SR 2 sind wir da auf einem guten Weg und haben innerhalb der ARD einen ausgezeichneten Ruf als moderne erfolgreiche Kulturwelle.

Als wir das Stunden-Feature von Sonntag 18 Uhr auf den Samstagmorgen 9.04 Uhr verlegt haben, hatten wir auf einmal sehr viel mehr Resonanz. Was wir auch erhofft hatten. Denn es kommt auf den »Audience Flow«, auf den Sendeplatz an, auf dem man anspruch-

volle Produktionen wie Features und Hörspiele anbietet. Und beim Hörspiel wollen wir ja auch die ganze formale und inhaltliche Vielfalt der Gattung präsentieren. Und wir wollen im besten Sinne anstößig sein, also Anstöße geben. Auch das können wir auf einem Abendtermin besser als an einem Sonntagnachmittag, wo bestimmte Themen nicht so gut ankommen, weil das Publikum eben doch anders eingestimmt ist.

Wenn man Sie so hört, dann hat das Hörspiel gute Zukunftschancen?

FRANK JOHANNSEN: Durchaus. Man darf nur nicht den Fehler machen, daß man das Hörspiel nur in einer musealen Art pflegt. Daß man sich nur an den »Große Zeiten« der Hörkunst orientiert. An die siebziger oder sechziger Jahre erinnert oder wann das sonst war. Oder an die Anfänge in den zwanziger Jahren. Und man muß den Anschluß ans Heute nicht nur z.B. in den gesellschaftlich relevanten Themen finden, sondern auch mit der Wahrnehmung der zeitgemäßen technischen Möglichkeiten und im Sinne der veränderten Hörgewohnheiten. Frau Kührmeyer hat eben das Stichwort »5.1« genannt, die Surround-Technik, womit zur Zeit in der ARD experimentiert wird. Das kommt natürlich besonders bei jüngeren Hörern an.

Es gibt Leute, die ihre Hörgewohnheiten ganz anders ausrichten als noch vor zehn Jahren. Alle diese neuen Techniken sind ein wichtiges Feld. Wie auch via Download Möglichkeiten für das zeitversetzte Wahrnehmen von Hörspielen anbieten, um eben dann hören zu können, wenn man die Zeit und die Lust dazu hat. Solche Verfügbarkeit macht ja auch einen Teil des Erfolgs der Hörbücher aus. Oft erreichen uns Zuschriften von Leuten, die fragen: »Ich habe leider nur die letzten zehn Minuten eines Hörspiel gehört, kann ich das nicht vollständig bekommen?« Der Hörbuchmarkt wäre übrigens, soweit es sich um Hörspiele handelt, ohne uns ziemlich leer und öde. Auch wenn das von den Hörbuch-Verlegern gerne mal verschleiert wird: es sind allein die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten, die sich dieser anspruchsvollen, aufwendigen Kunstform widmen können und wollen.

Für die Saarbrücker Hefte: Georg Bense und Herbert Temmes

La Colline inspirée

Lothringer Szenarien II

Von Hans Emmerling

1913 veröffentlichte Maurice Barrès aus dem Städtchen Charmes, südlich von Nancy und an beiden Ufern der Mosel gelegen, einen historischen Roman unter dem Titel *La colline inspirée* und gab damit einem Bergrücken, der sich hufeisenförmig im Südwesten des Xaintois erhebt, einen poetischen und definitiven Namen. Geschichte, Legenden und nicht zuletzt seine landschaftsbeherrschende Erscheinung prädestinieren diesen Höhenzug zu einem symbolischen Berg, zu einem heiligen Berg Lothringens.

1928, fünf Jahre nach dem Tod des Autors – er starb in Paris – errichteten seine Verehrer eine 22 Meter hohe Stele im Stil einer Totenlaterne, wie man sie in der Charente kennt. Bei der Einweihung versammelten sich mehrere ehemalige Präfekten, Bischöfe und Parlamentarier vor diesem Monument. Aus den nahen Schlössern kamen der Marschall Lyauty sowie aus Haroué der Prinz von Beauvaucraon. Viel Ehre für einen Schriftsteller. Er war – schon zu Lebzeiten – eine nationale Stimme; und er hatte diesem Höhenzug seinen Namen gegeben: *La colline inspirée*; er hatte eine Art Weihe vollzogen: »Es gibt Orte, an denen der Geist weht«. Er hatte die alten Götter beschworen, hatte die Namen der historischen Gestalten zitiert, hatte an die Mythen erinnert, hatte

all das seinen Zeitgenossen ins Gedächtnis gerufen.

Maurice Barrès verstand sein Engagement als politisches Manifest. Nach dem Krieg 1870/71 war ein Teil Lothringens dem Reichsland Elsaß-Lothringen zugeschlagen worden, war annektiert. Barrès beschwor glühend die Einheit, die Unteilbarkeit seiner lothringischen Heimat. Leider wiederholte sich die Geschichte, und das Reichsland Elsaß-Lothringen kam – diesmal für wenige Jahre – an das »Tausendjährige Reich«.

Wie niemand vor ihm – und darum bleibt Maurice Barrès seiner Colline verbunden – beschreibt, ja beschwört er den Reiz, den Zauber dieser Landschaft, den weiten Blick von seinem Lieblingsplatz aus, wo jetzt dieses Monument steht: »Die ungeheure und unerwartete Weite des Horizonts, die Beschwingtheit der Luft, das Verlangen, so viele, reine und ruhige Bilder festzuhalten, zwingt dazu haltzumachen, hier an einer der schönsten Stellen unserer Pilgerfahrt. Stundenlang könnte man dem Wind über den Brachfeldern lauschen, den fernen Rufen eines pflügenden Bauern mit seinem Gespann... Ein Hahnenruf in der großen Stille; und wieder ist nichts zu hören als der unablässige Wind. Man betrachtet die Ebene, ihre kräftigen und friedlichen Bodenbewegungen,

die zarten Schatten, die sich über die Anhöhen und die Felder legen, den reichen Teppich der Felder in ihren unterschiedlichen Farben. Sanfte Wellen, so weit das Auge reicht; Bilder, die sich folgen bis zum abschließenden Ho-



rizont; Straßen, die sich hinziehen, sich kreuzen, indem sie den Wellenbewegungen der Landschaft folgen«.

Es gibt Orte, an denen der Geist weht, schreibt Barrès; und er zählt auf: den Mont Saint-Victoire in der Provence, den Puy de Dome in der Auvergne, den Mont Saint Michel an der Küste der Normandie, und natürlich Domrémy, die Heimat der Jeanne d'Arc. Oft weiß man nicht genau, woher diese Orte ihren Mythos, ihre Magie haben: sind es historische Fakten, ist es die Schönheit der Landschaft, ihre Attraktion, die sie von altersher besitzen, aus der »Nacht der Zeiten«? Hier, auf diesem Höhenzug in Lothringen, liegen zwei magische Orte: Sion und Vaudémont. Der eine ist seit Jahrhunderten Ziel der Pilger, Ziel der Marienverehrung; an dem anderen geheimnisvollen Ort trifft der Besucher auf die alte Geschichte Lothringens und Frankreichs.



Wegkreuz bei Sion, alle Fotos: © Hans Emmerling

Es gibt Tage, an denen Sion von Gebeten und frommen Gesängen widerhallt. Pilger aus der Nähe und aus der Ferne wallfahren zum Berg, zu der nördlichen Spitze des Berges, wo sich schon von weitem ein Kirchturm zeigt. Eine große Klosteranlage nimmt den Haupt-

teil dieses Ortes ein. Um die Klostermauern, am Rand des Berges, führt ein Fußweg, ein Kreuzweg mit seinen Stationen (Lautsprecher übertragen bis hierher die Gesänge, Gebete, Predigten). Dazwischen öffnen sich Aussichtspunkte nach Norden und Osten. Auf dem Platz vor der Kirche überragt eine sieben Meter hohe Madonnenfigur die Pilgerscharen. In der Kirche selbst gilt die Verehrung einer Madonna aus dem 15. Jahrhundert (sie stand ursprünglich in der Kirche von Vaudémont – die alte Madonna von Sion wurde während der Französischen Revolution zerstört). 1873 erhielten die Madonna und ihr Kind überdimensionale Kronen, später wollte man sie noch schöner machen und vergoldete die Skulptur.

Die Marienkrönung galt nicht nur der Patronin Lothringens, zur frommen Verehrung trat auch die Politik, das Nationalgefühl, das gekränkt war durch die Teilung Lothringens. Auf dem Sion erscholl der Ruf: »Ce name po tojo« – »Nicht für immer«! Man schwor im alten Lothringer Dialekt. Im Juni 1920 lautete dann der Ruf: »Ce n'ato po tojo« – »Es war nicht für immer«. Und noch einmal, nach dem Ende des »Tausendjährigen Reiches« war die Losung: »Jetzt für immer« – »Lothringen ungeteilt«. (Aber – wann in seiner tausendjährigen Geschichte gab es ein ungeteiltes Lothringen?)

Wenige Jahre später trafen sich auf dem Sion zehntausend Pilger, auch aus Deutschland, aus Luxemburg. Sie feierten den Versöhnungstag. Es war der 9. September 1973. Sion – ein Ort des Friedens. Zweitausend Jahre früher verehrten hier die Kelten und die Römer ihre Gottheiten, eine Göttin Rosmerta und den Gott Merkur. Auf die Römer geht der Name des Ortes zurück, Seuntus hieß ihre Siedlung. In christlichen Jahrhunderten erhält der Name Sion eine heilsgeschichtliche Bedeutung: ein neuer Berg Zion; und so verbindet sich ein Berg in Lothringen mit dem biblischen Berg in Jerusalem. Ein Ort der Marienverehrung wird Sion schon im 10. Jahrhundert, vor allem aber seit 1477, als Herzog René II. von Lothringen in der Schlacht gegen den Burgunder Karl den Kühnen den Sieg davonträgt. Der Lothringer siegt im Zeichen der Dame von Sion; er trägt das Zeichen Marias auf seiner Fahne.

Lothringen – die am meisten geschundene Erde Frankreichs, so steht es in dem Roman

La Colline inspirée von Maurice Barrès. Immer wieder hat der Autor seinen Zorn auf die Nachbarn rechts des Rheins formuliert, deren Volksstämme 28mal (nach der Zählung von Barrès) Frankreich überfallen haben. Vielleicht hätte auch er gewünscht, mit dem Land Goethes und Heines seinen Frieden zu schließen. Aber das Land um Sion ist nicht nur von jenseits des Rheins bedroht und überfallen worden, es hat auch Bruderkriege gesehen, nicht erst zur Zeit der Großen Revolution. In Vaudémont steht eine mächtige Ruine, ein Turm mit meterdicken Mauern, mit Fensternischen; Reste einer Burg an der südwestlichen Spitze des Berges. Es ist die Ruine der Grafen von Vaudémont mit dem Turm der Brunehaut, der Brünnhilde.

Im Jahre 566 heiratet Sigibert I., König von Austrasien, ein Merowinger, Brunehaut, die Tochter des Westgoten Königs Athanagild. Die Hochzeitsfeierlichkeiten finden im Palais, dem Cour d'Or, in Metz statt. Über Metz und den Hof Sigiberts berichten berühmte Chronisten: der Bischof Gregor von Tours in seiner *Geschichte der Franken* und der Dichter Venantius Fortunatus. Bei den lateinisch schreibenden Autoren heißt die westgotische Gemahlin des Merowingers Brunichildis. Metz, die Hauptstadt Austrasiens, preist der Dichter aus Oberitalien als eine »glänzende und wohlbefestigte Stadt«. Venantius Fortunatus war aus Oberitalien über Augsburg (»quam Virdo et Lica fluentant« – »das Wertach und Lech umfließen«) in das Reich der Franken gekommen. Er genoß die Protektion Gregors von Tours, kam in Beziehung zu den Königshöfen von Neustrien und Austrasien, eben zu den Merowingern. Er besuchte Metz, unternahm eine Moselfahrt und feierte den Fluß wie zwei Jahrhunderte vor ihm der Dichter Ausonius. Schließlich wurde Fortunatus Bischof von Poitiers. So schreibt man gerne: er war der letzte römische und der erste gallische Dichter.

Nach dem Tode des Merowingers Chlodwig teilen sich seine vier Söhne das Reich der Franken, was in den folgenden Jahren Streit, Kriege und Morde zur Folge haben sollte.

Die Hochzeit in Metz zwischen Sigibert und der stolzen Erwerbung aus dem Reich der Westgoten war glänzend. Die junge Brunichildis oder Brunehaut kam reich ausgestattet zu den Franken. An den Festlichkeiten auf Cour d'Or nahmen – so schreibt Gregor von

Tours – die Großen des Reiches teil, und es herrschte allgemeiner Jubel. Lustbarkeiten waren geboten; üppige Mähler. Die neue Königin, Brunihault, Brunehaut, Brunichildis macht großen Eindruck. Sigiberts Bruder Chilperich, der Herrscher über Neustrien, dem westlichen Teil des Frankenreiches, möchte ebenfalls eine so attraktive Frau. Er wirbt um eine andere Tochter des Westgoten Königs und heiratet Brunichildis Schwester Galswintha. Wieder wird eine glänzende Hochzeit ausgerichtet. Allerdings, Chilperich hat schon eine Frau und dazu noch eine Nebenfrau: Fredegunde. Und so nimmt das Verhängnis seinen Lauf.

Sigibert hatte wohlüberlegt um die Fremde Brunichildis gefreit, denn er kritisierte, daß seine Brüder sich »Weiber wählen, die ihrer nicht würdig sind«, so berichtet Gregor von Tours. Sigibert also wählte die schöne, reiche und tugendhafte westgotische Prinzessin. Fredegunde sieht sich sozial und im Bett deklassiert durch Galswintha. Sie rächt sich, sie läßt Galswintha im Bett erdrosseln. Brunichildis schwört Rache. Der Streit zwischen den beiden Königinnen wird legendär: mehrere Jahrhunderte später explodiert wieder ein Streit zwischen zwei Königinnen, wird zu einer Schlüsselszene im *Nibelungenlied*. Der Streit geht zwischen Krimhild und Brunhilde.

Im 6. Jahrhundert, zur Zeit von Vaudémont und Metz als Hauptstadt Austrasiens, ereignet sich Mord um Mord bei dieser mörderischen Sippe der Merowinger. Zwischen den Brüdern Sigibert und Chilperich tobt ein jahrelanger Streit; es geht um die Vormachtstellung im Frankenreich. 575, in Vitry, läßt sich Sigibert zum König auch von Neustrien ausrufen. Fredegunde dingt Mörder: »Sie stießen ihm in jede Seite ein scharfes Messer, das vergiftet war«. Jetzt wird Brunehaut Herrscherin. Wiederholt plant Fredegunde Anschläge gegen ihre Schwägerin und deren kleinen Sohn Childebert. 584 stirbt unter mysteriösen Umständen Fredegundes Mann Chilperich. Gerüchte geben der mordenden Gattin die Schuld. Inzwischen herrscht Brunehaut als Königin von Austrasien; sie herrscht mehrere Jahrzehnte. Sie gilt als große Königin.

Im 18. Jahrhundert schreibt Dom Calmet, Abt von Senones, der – von Voltaire geschätzt – über eine große Bibliothek verfügt, eine *Kirchliche und weltliche Geschichte Lotbringens*. Er schreibt über Brunehaut als Herrscherin:

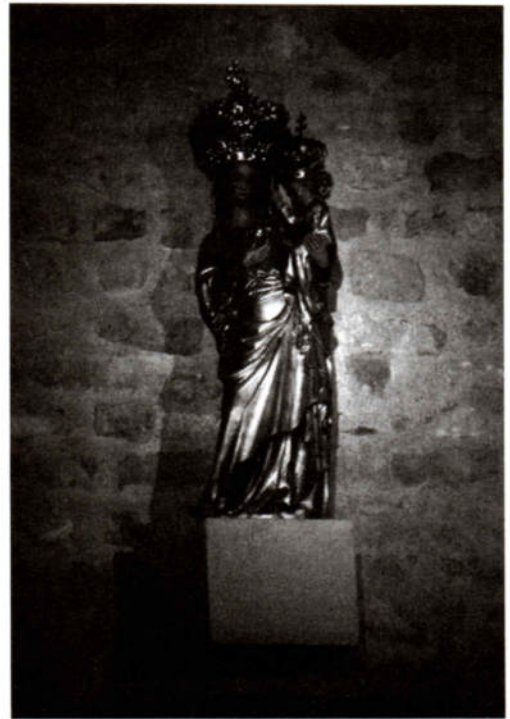
»Man kann ihr Seelengröße nicht abstreiten, ihren Mut, ihre Freigebigkeit, ihre großen Taten. Sie gründete mehrere Klöster und Spitäler. Sie kümmerte sich um die öffentlichen Gebäude, ließ Straßen anlegen oder wiederherstellen«. Dom Calmet erinnert auch an Vaudémont, wo die Reste eines großen viereckigen Turmes zu sehen sind, den man den Turm der Brunehaut nennt.

Nach Fredegundes Tod erbt ihr Sohn Chlotar II. auch den Haß auf die Rivalin seiner Mutter. 613 ermutigt er seine Anhänger in den drei fränkischen Reichsteilen zum Abfall von der inzwischen hochbetagten Brunehaut. Sie wird gefangengenommen. Ein Chronist aus dem 7. Jahrhundert schildert ihren grausamen Tod: »Chlotar ließ sie drei Tage lang martern; er ließ sie auf ein Kamel setzen und durch das ganze Heer führen. Hierauf ließ er sie mit ihrem Haar, einem Arm und einem Fuß an den Schwanz eines Pferdes binden. Sie wurde von den Hufen des galoppierenden Pferdes erschlagen«. Ihr Leichnam wurde in Burgund, in Autin, beigesetzt.

Über das Ende der mörderischen Sippe schreibt Einhard in seiner *Vita Karoli Magni* sarkastisch, das Geschlecht der Merowinger habe schon lange seine Bedeutung eingebüßt (»iam dudum nullius vigoris erat«) und besitze nur noch den leeren Königstitel; mit »wallendem Kopfhair und ungeschnittenem Bart saßen sie auf dem Thron und spielten den Herrscher«. Die Macht lag längst in den Händen der Hofmeister des Palastes, der Hausmeier – »Nam et opes et potentia regni penes palatii praefectos, qui majores domus dicebantur«. Der letzte Merowinger, Hilderich, wurde auf Befehl des römischen Papstes Stephan abgesetzt, geschoren und in ein Kloster geschickt. Der Papst kam nach Gallien, um den Major Domus, Pippin, den Nachkommen Karl Martels und Vater Karls des Großen zu salben.

Der Name Brunehaut, Brünnhilde, geht in die Sagen, in die Mythen ein; er wird Teil der Dichtung. Im *Nibelungenlied* erzählt Siegfried bei seinem Besuch am Hof der Burgunderkönige in Worms von der sagenhaften Schönheit und Stärke, von der Sportlichkeit einer Brünnhilde, die sich keinem Mann gibt, der ihr im Wettkampf unterliegt. Sie lebt – so erzählt Siegfried – auf der Burg Isenstein. Die Burgunder sind fasziniert. König Gunther beschließt, um sie zu freien; er hält sich für den

Richtigen. Außerdem verpflichtet er Siegfried, ihm zu helfen. Sie brechen auf zu einer Fahrt über das Meer, nach Norden. Als sie mit ihrem Schiff vor Isenstein kreuzen, sehen sie an den Fenstern der Burg »vil manege scoene mit«. Die jungen Damen, die Burgfräulein der Brünnhilde, sind neugierig und wollen die Ankömmlinge sehen, die vor ihrer Burg aufgekreuzt sind. Brünnhilde heißt »uz den venstern gan ir hêrliche magede. sin'solden dâ niht stân den vremden an ze sehene«. Diesen Fremden, die nach den Mädchen »äugeln«, sind Siegfried, Gunther, Dankwart und der mißtrauische Hagen. Auch diese Geschichte nimmt ein schlimmes Ende durch den Streit zweier Königinnen.



Madonna von Sion

Und noch einmal Brünnhilde: Bei Richard Wagner ist sie eine der Walküren; sie ist Wotans Liebling; sie gehört zu Wotans fliegendem Geschwader, das die im Kampf umgekommenen Helden einsammelt, um sie – ja wohin denn? – nach Walhall? zu bringen. Wann immer man heute von einer sagt, sie sei eine Walküre, so denkt man sich – Wagner und seine Ausstatter sind daran schuld – eine kräftige Person, die imstand ist, ein totes Mannsbild huckepack wegzutragen. Nicht so die historische Brünnhilde, Brunehaut, Bruni-

childis, die Tochter des westgotischen Königs und Herrscherin über Austrasien, über das lothringische Land. Warum sie, die auf ihren Schlössern, ihren Burgen, dem Cour d'Or in Metz oder auf ihrer Burg von Vaudémont lebte, für die Nibelungen hoch in den Norden, auf den Isenstein versetzt wird? Eine seltsame Faszination dieser Norden, sei es Island, sei es das Land in der irischen See, von wo die »irische Maid«, Isolde, in das Land König Markes gebracht wird.

Gedankensprünge – vor den grau-schwarzen Mauern des Turms der Brunehaut. Auch Maurice Barrès – vor hundert Jahren – phantasierte auf seiner geliebten Colline inspirée: Er sieht im Geist Jeanne d'Arc, er denkt an die junge Maria Stuart, an Marie Antoinette; er hört das Lachen eines Bassompierre. Und er denkt an die Verbindung zwischen Lothringen und Wien: den kleinen Adler sieht er davonfliegen, der einen Namen trägt: Habsburg-Lothringen. Aber klingt der Ortsname nicht auch nach einer viel früheren Zeit: war hier nicht schon ein Platz für Wotan oder einen Vodos – und Richard Wagner schafft ja die direkte Verbindung zwischen dem alten Germanengott und seiner »Herrlichen Maid« Brünnhilde.

In der offenen Halle gegenüber der Mairie von Vaudémont erzählen Schautafeln die Geschichte des Ortes und der Grafen von Vaudémont, die 1473 den Titel eines Herzogs von Lothringen annehmen; es ist nach dem Sieg René's II. in der Schlacht bei Nancy. Die Stammburg Vaudémont allerdings wird 1639 auf Befehl Ludwigs XIII. und des Kardinals Richelieu zerstört.

Von der wehrhaften Anlage mit ihren Toren und Türmen bleibt nur ein alt-lothringisches Dorf. Noch erkennt man die ursprüngliche Straßenführung. Die niedrigen, oft nur einstöckigen Häuser stehen Mauer an Mauer. Davor, an der Straßenseite, haben viele ihre Kellereingänge. Zwei Ziehbrunnen – nun restauriert – haben die Zeiten überdauert. Das helle Grau der Lothringer Bauernhäuser herrscht vor. Es ist ruhig. Eine zeitlose Stille, verglichen mit der Hektik und dem frommen Tumult an Wallfahrtstagen in Sion. Auf dem Weg zwischen den beiden so ungleichen Orten, nahe dem »Signal«, gibt es ein Wiesenstück, knapp über dem Anhang gegen Süden; aufmerksame Wanderer finden hier die »Sterne von Sion«, kleine Versteinerungen von



Kruzifix an einem Bauernhaus in Vaudémont

Seetieren. Die Legende kennt dazu eine erbauliche Geschichte.

Ob man den historischen Roman von Maurice Barrès über die drei Brüder Baillard und ihre sektiererischen und häretischen Ansichten heute noch mag – eine wirre Geschichte aus dem 19. Jahrhundert – ist Geschmackssache, aber er gab mit seinem Romantitel diesem Bergrücken einen für immer gültigen Namen: La Colline inspirée.

»Blau ist der Hügel im Herbst, unter einem großen schieferfarbenen Himmel, in einer Atmosphäre, die mildes mirabellengelbes Licht durchdringt. Gerne steige ich an goldenen Septembertagen hinauf, um mich oben im Schweigen zu erfreuen, am Vorbeigleiten der Stunden, an dem unendlichen Himmel, über den Wolken ziehen, und an dem ewigen Wind, der uns wie körperlich trifft.«

Weißt du noch, dieser schreckliche Film mit Brad Pitt?

Von Susanne Schedel

Susanne Schedel, Jahrgang 1973, ist die diesjährige Stipendiatin der Landeshauptstadt Saarbrücken im Bereich Literatur. Sie studierte Germanistik und Kommunikationswissenschaft in Bamberg und Antwerpen. 2003 Promotion über W.G. Sebald. Seit dem Sommersemester 2005 ist Susanne Schedel an der Universität des Saarlandes im Fachbereich Germanistik tätig. Im Jahr 2000 veröffentlichte sie den Erzählungsband *Schattenräume*, der mit dem Bayerischen Staatspreis für Literatur ausgezeichnet wurde.



»Weißt du noch, dieser schreckliche Film mit Brad Pitt?«

Sebastian sucht einen Sender. Er dreht den Kopf zu Hanna.

»Du sagst gar nichts.«

Hanna schaut über das Lenkrad in die Lichtkegel auf dem Asphalt. Die Autobahn ist dunkel, nur draußen in der Landschaft blinken ein paar Lichter. Hanna bremst ein wenig, liest ein Schild. Zwei Kilometer bis zur nächsten Ausfahrt.

»Okay«, sagt Sebastian. »Jazz.«

Er lehnt sich zurück. Hanna schweigt. Sie denkt an den umgefallenen Pappbecher, in dem ein Rest Orangensaft umherrann, vorhin, auf dem Tablett. Sebastian legt ihr die Hand in den Nacken, schiebt zwei Finger in den Rand ihres T-Shirts.

»Ach komm jetzt«, sagt er.

Deutschlehrerin gesucht von Privat. Vor fünf Monaten hatte die Anzeige im Wochenblatt gestanden, es war einer dieser nassen Tage am Ende des Winters. Hanna hatte sie ausgeschnitten und in die Hosentasche gesteckt. Einen halben Tag lang trug sie das Papier mit sich herum, zog es hervor, sah es an und steckte es wieder weg. Um kurz nach vier ging sie zum Telefon und wählte die abgedruckte Nummer.

»Sie suchen jemanden, der Deutschunterricht gibt?« fragte sie.

»Ja«, sagte der Mann am anderen Ende der Leitung. »Für meine Freundin. Sie kommt aus Kolumbien. Alicia spricht spanisch und englisch, französisch ein bißchen, nur leider kaum Deutsch. Aber wir haben eine Firma hier. Und meine Eltern würden sich auch mal freuen.« Er lachte ein wenig. Seine Stimme klang jung und sein Hochdeutsch hell, fast ein wenig metallisch, so wie man es in Hamburg hört. Hanna

mochte die Stimme.

»Eigentlich übersetze ich«, erzählte Hanna. »Englisch und Französisch. Aber Sprachunterricht habe ich auch schon oft gegeben.«

»Klingt gut«, sagte der junge Mann. Sie verabredeten sich für Freitagnachmittag in einem Café in der Stadt.

Hanna rief Sebastian in der Kanzlei an und erzählte ihm davon. »Du lernst gleich jemanden kennen«, sagte er. »Das ist gut.« Er klang erleichtert. Hatte er eine Sorge gehabt, von der sie nichts wußte? Sie und Sebastian waren erst vor zwei Wochen hergezogen, weil er hier eine Stelle gefunden hatte. Hanna lächelte und strich das Papierstück mit der Anzeige glatt. Einen Moment lang erschien es ihr wie ein Willkommensgruß für sie ganz allein.

Bisher hatte Hanna die neue Wohnung kaum verlassen. Sie mußte an ihren Übersetzungen arbeiten und so vieles war zu räumen und auspacken. Der süßliche Duft neuer Stoffe und Holzregale war überall. Als sie ihr Geschirr, ihre Bilder, ihre Bücher in den Zimmern aus den Umzugskisten hob, als sie alles auswickelte, betrachtete und neben sich legte, war es wie ein Wiedersehen nach langer Zeit. Dabei waren nur Tage und keine Jahre vergangen. Doch hier fiel ein anderes Licht auf die Dinge. Der Paravent aus Reispapier sah durchscheinender aus in diesem großen Zimmer, und die Jadegötter schauten weniger grimmig, seit sie auf der Fensterbank im vollen Tageslicht standen. Den kleinen Zen-Garten hatte Hanna auf ihren Schreibtisch gestellt. Seit sie hier war, legte sie auf der Sandfläche jeden Morgen die Kiesel neu. Erst dann konnte sie anfangen zu arbeiten.

Es war zwei, als Hanna das Café betrat, ein Jugendstilcafé mit Lampen aus buntem Glas und vielen Spiegeln. Ein junges Paar winkte von einem der hinteren Tische. Hanna ging hin. Die beiden standen auf und sahen ihr erwartungsvoll entgegen. Der Mann war hochgewachsen. »Sie müssen Hanna sein«, sagte er. »Ich bin Erik und das ist Alicia.« Seine Stimme war so hell wie am Telefon. Er trug einen Pullover mit Zopfmuster, trotzdem dachte Hanna bei seinem Anblick an eine Klinge in ihrem Futteral. Alles an Erik war lang und zugespitzt, sogar die Nase saß ihm im Gesicht wie einem Singvogel der Schnabel. Alicia hingegen hatte weiche Züge und leuchtende Augen. Es war ein kalter, regnerischer Märztag, doch sie trug ihren kurzen Jeansrock und ihre Sommerbluse mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie Hanna ihre Winterstiefel und ihre Fellweste. Hanna legte ihren Mantel ab und hängte den Schal über die Lehne ihres Stuhls, doch die ganze Zeit sprangen ihre Blicke hin und her zwischen dieser messingfarbenen Kolumbianerin und ihrem silbrigen Deutschen. Eine Weite dehnte sich um die beiden,

die Hanna das Gefühl gab, in einer freien, windigen Ebene mit Sommerhimmel zu stehen, ohne Bäume, ohne Felsen, irgendwo zwischen Sonne und Mond.

Erik und seine Freundin sprachen Englisch miteinander, ein sehr amerikanisches Englisch. Doch während sich die zähflüssigen Wörter dieses Akzents von Erik so widerstandslos zerkauen ließen, daß Hanna das Deutsche so gut wie nie heraushörte, war Alicias Aussprache manchmal von herben, spanischen Streuseln durchsetzt. Wenn sie über etwas staunte, schob sie den Kopf vor, öffnete ein wenig die Lippen und weitete die Augen. Ansonsten lag sie in ihrem Korbstuhl wie in der Sonne. Hanna fragte sich, wie Erik mit seinem schon dünner werdenden Haar an eine Frau wie Alicia gekommen war, doch im gleichen Moment schämte sie sich für den Gedanken. Sie war ein wenig anfällig für Oberflächen. Dabei hatte Erik doch diese wunderbare Stimme.

»Sie haben eine Firma?« fragte Hanna auf Englisch.

Alicia nickte.

»Wir organisieren Schüleraustausch. Über die ganze Welt. Amerika. Australien. Ferner Osten.«

Sie hatte ihr Haar nach hinten gelegt. Es sah jetzt aus, als hätte ihr jemand einen olivfarbenen Grund für Gesicht, Hals und Schultern gemalt.

»So weit? Mit Schülern?«

Hanna legte den Stift zur Seite und lauschte dem Klang der Ländernamen nach, die Alicia aufzählte. China. Südafrika. Norwegen. Brasilien, Chile. Da war er wieder, der Wind über der Ebene. Mit 15 hatte Hanna eine Brieffreundin in Paris gehabt. Immer, wenn sie aus der Schule kam und ein Brief von Veronique auf ihrem Schreibtisch lag, rief ihre Mutter sie vergeblich zum Essen. Veronique hatte oft Fotos in ihre Briefe gelegt, Bilder aus Zeitschriften, Musikkassetten, einmal auch eine Taubenfeder aus den Tuilerien. Alicia lachte, als Hanna von den Zöpfchen aus eigenen Haaren erzählte, die Veronique und sie sich damals schickten.

»Das reicht heute nicht mehr«, sagte Erik. Seine Stimme blinkte.

»Nein«, sagte Alicia. »Viele werden im Ausland arbeiten. Je früher sie sich daran gewöhnen, desto besser.« »Und die Schüler? Lernen sie vorher chinesisch?« Hanna staunte über den Rand ihres Teeglases.

»Manchmal. Ein wenig. Aber es geht um Eindrücke. Kontakte, wissen Sie. Wir arbeiten viel mit Internaten zusammen.« Erik senkte die Stimme. »Es gibt Eltern, die sind unglaublich dahinter her.«

Das Café war inzwischen sehr voll. Löffel klapperten gegen Porzellantassen und es roch nach Zigarettenrauch, Kaffee und nassen Jacken. »Wir haben lange in Kalifornien gelebt und in Chicago«, erzählte Erik. »Und bis vor einem Jahr

waren wir zusammen auf der Universität in Sevilla.« Erik sparte mit Gesten, wenn er sprach. Alicia jedoch bewegte immerzu die Hände beim Erzählen. Wenn es dramatisch wurde, spreizte sie die Finger und drehte die Handgelenke wie in einem Tanz. Hanna hatte fast vergessen, warum sie hergekommen war, bis Alicia in ihrem aufgerauhten Englisch plötzlich sagte: »Ich glaube, ich würde gerne mit Ihnen Deutsch lernen.« Sie kitzelte ihre Adresse und ihre Handynummer auf Hannas Notizblock. Die Wörter kräuselten sich über den Linien wie eine Mädchenschrift, doch gleichzeitig drückte Alicia die Buchstaben mit energischer Deutlichkeit ins Papier. Hanna spürte das Relief, als sie das Blatt abriß, um es zusammenzufalten und in ihren Kalender zu stecken. Dann standen sie auf.

»Was hat Sie von Sevilla in diese Ecke verschlagen?« fragte Hanna neugierig.

»Ich bin von hier«, antwortete Erik. »Wir haben hier einen Stützpunkt. Sozusagen.«

»Wir wollen uns hier niederlassen und versuchen, stärker in den deutschen Markt zu kommen«, sagte Alicia und schlüpfte in ihre Jacke. Vor dem Café verabschiedeten sie sich in verschiedene Richtungen. Der Regen hatte aufgehört und die Frühlingssonne flutete durch die Straßen, zum ersten Mal in diesem Jahr. Als Hanna zu Hause ankam, trug sie sie auf Stirn und Wangen ein leichtes Glühen, das nur langsam wieder verging.

Am nächsten Samstag saß Alicia in Hannas und Sebastians Wohnung am Eßtisch, vor sich das Deutschbuch und ein Heft. Sie und Hanna lasen das Alphabet und setzten die Buchstaben zu Wörtern zusammen. Sie nahmen Silben aus den Wörtern heraus, sprachen sie und legten sie wieder in das Wort zurück. Alicia versuchte, ihren Mund einzurichten für das ö und das z, doch diese Laute kannte sie aus dem Spanischen nicht und sie gelangen ihr nur selten. Ihre Zunge irrte durch die Mundhöhle, ihr Gesicht rötete sich und manchmal streckte sie den Kopf vor, als müßte sie würgen. Nach einer Stunde lehnte sie sich erschöpft zurück. Ihre Arme lagen auf der Tischplatte in einem Oval, das Hanna an Hummerscheren erinnerte.

»Was für eine Sprache«, jammerte Alicia auf englisch.

»Das wird schon«, tröstete Hanna. »Für Franzosen ist es noch schlimmer. Oder für Thailänder.«

Immer wenn Hanna übersetzte oder jemandem eine Sprache beibrachte, hatte sie das Gefühl, als entfalte sich ein Fächer in ihr. Andere Farben, andere Gewebe, andere Figuren waren plötzlich im Raum, sie waren nicht zu greifen, aber doch anwesend, sie lagen in den Ecken, hingen zwischen den Wedeln der Palme oder von der Zimmerdecke. Sie kamen

mit den fremden Wörtern, oder mit Menschen von weither und mit ihren Sprachen. Wenn es Hanna gelang, Moleküle der einen Sprache an eine andere zu binden und die Figuren sichtbar zu machen in ihrem eigenen Kopf oder in einem anderen, dann glühte ihr einen Moment lang das Herz.

In der zweiten Stunde übten sie einfache Sätze. Wie heißen Sie? Woher kommen Sie? Was sind Sie von Beruf? Alicias Blick ging in die Ferne, während sie in Gedanken die Wörter und Verbformen zusammenbaute. Sie rieb sich die Schläfen oder knetete ihre Finger. Sobald sie jedoch alles beisammen und in die Reihenfolge geordnet hatte, richtete sie die Augen ruckartig auf Hanna und schleuderte ihr den Lösungssatz ins Gesicht. Wenn er richtig war, lachte sie, warf leicht den Kopf zurück und drehte die Hände.

Mitten in diesem Frage-Antwort-Spiel kam Sebastian nach Hause. Er küßte Hanna, und wie so oft flocht er dabei eine Hand in ihr langes Haar. Alicia stand auf, gab Sebastian die Hand und fixierte ihn mit den Augen.

»Wie ... ist ... Ihr Name?« fragte sie in ihrem stockenden Deutsch.

Sebastian sagte seinen Namen und lächelte. Eigentlich war es eher ein Feixen, aber das spielte keine Rolle. Wenn Sebastian lächelte, war Widerstand zwecklos. Hanna sah es jedes Mal, wenn sie mit ihrem Freund durch die Stadt ging. Die Augen der Leute blieben an ihm hängen, als könnten sie dieses Lächeln nicht glauben.

»Woher ... kommen ... Sie?« fragte Alicia weiter.

»Aus Hannover.«

Alicia schaute angestrengt aus dem Fenster, die gerade gelernten Sätze mit dem ganzen Körper rekonstruierend wie eine Schauspielerin, die ihren Text vergessen hat.

»Was ... sind Sie ... von Beruf?«

»Ich bin Jurist von Beruf.«

»Wie war Ihr Flug?«

»Flug?« fragte Sebastian irritiert.

»Das steht im Buch«, flüsterte Hanna. Sie lachten. In Sebastians Augen breitete sich ein Glimmen aus, das Hanna nicht gefiel, aber über das sie gelernt hatte hinwegzusehen.

Noch am Abend, als Hanna in der Küche stand und Tomaten schnitt, hatte sie Alicia vor Augen. Wie sie sich gefreut hatte über jeden richtigen Satz, wie sie erschöpft dasaß, wie sie mit den Händen redete. Es war, als bekäme durch diese Hände jeder Augenblick eine Form oder einen Umriß. Alicia hatte schon viel gesehen. Vielleicht könnte sie eine Freundin werden, dachte Hanna, meine erste Freundin hier. Das wäre schön. Ja, doch, das wäre es. Hanna deckte den Tisch mit dem Gefühl eines neuen, noch geheimen Plans.

An den folgenden Samstagen fuhr Hanna für die Deutschstunden zu Alicia und Erik hinaus an den Stadtrand. Das Haus, das sie bewohnten, gehörte Eriks Eltern. Es hatte eine Weile leergestanden, trotzdem sah es neu aus mit seiner hellblau verputzten Fassade. Ein Löwenkopf aus Messing grollte Hanna an, wenn sie an der weißlackierten Haustür läutete. Während sie wartete, strich sie über die Mähne und das Maul des Löwen. Er klebte so verfehlt auf dieser Tür, war viel zu groß.

Alicia und Erik hatten sich mit ihrer Arbeit im Obergeschoß des Hauses ausgebreitet. Es dauerte immer ein wenig, bis Alicia die Tür öffnete und Hanna durch den Flur in die Küche führte. An der Wand dieses Flurs hingen eine schmiedeeiserne Garderobe und ein Ölbild mit einem Bauern, der einen Ochsenpflug über ein Kornfeld trieb. Auch in der Küche deutete außer benutztem Geschirr und ein paar CDs wenig auf Erik und Alicia hin. Die stillstehende Pendeluhr nicht und auch nicht der immerwährende Küchenkalender aus Stoff mit den gemalten Zwiebeln. Die Dinge schwiegen sich an. Wie können sie bloß in diesen Räumen leben, dachte Hanna. »Wir machen alles über den Rechner«, hatte Alicia gesagt. Trotzdem war es für Hanna eine eigenartige Vorstellung, daß von diesem Haus aus die Kinder von Japan nach England oder von Amerika nach Schweden verschickt wurden.

»Was macht die Firma?« fragte Hanna manchmal, wenn sie ihre Bücher auf dem Tisch ausbreitete. Alicia erzählte, daß es gut lief, aber daß es schwierig sei mit den Behörden und daß sie keinen brauchbaren Praktikanten fänden. Sie war oft müde. Überhaupt seien die Leute hier alle so kühl und kompliziert. »Gestern haben wir einen guten Deal an Land gezogen«, sagte sie einmal, doch ihr Lachen war freudlos.

Alicia kochte Kaffee und sie wiederholten die Wörter vom letzten Mal oder den Satzbau, übten den Plural oder die verschiedenen Arten, eine Frage zu stellen. Hanna hörte sich selbst in der Art wie Alicia die Vokale dehnte. Manchmal kam ihrer Schülerin sogar schon eine deutsche Wendung oder ein deutsches Schimpfwort über die Lippen, ganz plötzlich, und dann war es Hanna, als ob sie endlich das scheue Tier hätte vorbeihuschen sehen, auf das sie so lange gewartet hatte. Wenn Alicia jedoch nicht mehr lernen wollte, wechselte sie mitten im Satz ins Englische, zu irgendeinem Thema, das ihr gerade in den Sinn kam.

»Du hast tolle Haare«, sagte sie einmal zu Hanna, als ihr die Perfektform von gehen wieder nicht einfiel. Draußen dämmerte einer dieser ersten klaren Abende im Mai.

»Äh... Danke«, antwortete Hanna, leicht irritiert. Alicia stützte den Kopf in die Handflächen.

»Wollt ihr eigentlich heiraten, du und Sebastian?« fragte sie.

Hanna legte den Stift beiseite und lehnte sich in den Winkel der Eckbank.

»Irgendwann schon.«

»Sebastian ist nett«, sagte Alicia und blitzte mit den Augen. Vielleicht wußte sie, daß Sebastians Atem nicht mehr ganz so frei floß, wenn sie in der Nähe war.

»Und was ist mit euch?« fragte Hanna zurück.

Sie hob die Schultern und ihre Arme lagen wieder wie Hummerscheren auf der Tischplatte.

»Wo sollen wir denn heiraten? Hier in Deutschland? Das gibt Streß mit meiner Familie. Das sind viele. Bei Erik ist es das Gleiche. Und unsere Freunde sind über die ganze Welt verstreut.« Sie ließ den Zuckerlöffel zwischen zwei Fingern tanzen und zuckte mit den Schultern.

»Wir haben das verschoben.«

Als es beinahe dunkel war, kam Erik herunter. Er sah erschöpft aus. Er holte drei Gläser, nahm eine Flasche Wein aus dem Kühlschrank und setzte sich.

»Hast du gewußt, daß Alicia in zehn Sprachen Hallo wie geht's sagen kann?« fragt er Hanna.

»Und Bitte und Danke und bis Morgen«, rief Alicia. »It's useful for making friends.« Hanna lachte und Alicia sagte bis Morgen auf dänisch, italienisch und japanisch. Und dann auf deutsch: »Ich habe Heimatweh.«

»Ich auch«, antwortete Hanna. »Na ja. Ein bißchen.«

Hanna dachte oft an die Plätze ihrer alten Stadt, an die Freunde und ihre Wohnungen, an die kleinen Brücken, wie sie in der Sommerhitze glühten oder sich an lichtlosen Wintertagen durch eisigen Nebel bogen. Alicia hingegen sprach nicht viel von Orten. Sie erzählte von ihren Eltern, vom gefleckten Fell ihrer Katzen und von ihren Brüdern, als ob sie sie alle erst gestern zum letzten Mal gesehen hätte. »Hier kenne ich fast niemanden«, seufzte sie, die Stimme schon verschleiert vom Wein. Sie lehnte sich schwer gegen Erik. »Aber ich habe ja dich.« Hanna senkte den Kopf. Und was war mit ihr? Sie brachte Alicia Deutsch bei, sie tranken Kaffee und gingen manchmal zusammen spazieren. »Dich habe ich natürlich auch«, sagte Alicia schnell und richtete sich wieder auf.

»Wir geben eine kleine Party nächsten Freitag. Ihr kommt doch?«

Am Freitagabend regnete es. Erik führte Hanna und Sebastian über eine glänzende Treppe in den Keller. Sie hörten Stimmen und Musik. Erik öffnete eine Tür. »Ich krieg zuviel«, murmelte Sebastian. Der Partyraum sah aus wie die

Küche, nur daß statt der Hängeschränke eine Bar aus finsternem Holz in die Ecke gebaut war. An der Wand hingen ein Strohblumenkranz und lackierte Brettchen mit Trinksprüchen. Zwei alte Schulfreunde von Erik saßen am Tisch und zwei Brasilianer mit ihren Frauen. Alicia hatte sie im »Havanna« kennengelernt. Ein Mädchen mit Sommersprossen und schweren Lippen war aus Metz gekommen. Sie hieß Maria. Hanna setzte sich neben sie. Maria war Spanierin und hatte mit Alicia und Erik studiert. »Sind toll, die beiden«, sagte sie erst auf spanisch, dann auf französisch. Dabei sah sie zu Erik, der vor dem Fenster Würste grillte. Wenn der Wind einen Tropfen Regen unter das Vordach auf die Glut wehte, zischte es. Sebastian lehnte neben Alicia an der Bar. Alicia war an diesem Abend noch hübscher als sonst. Sie kann nichts dafür, dachte Hanna. Sie ist eben so.

Nach einer halben Stunde stand Hanna auf und ging auch zur Bar, wo einer von Eriks Jugendfreunden Cocktails mixte. Er hieß Tom und hatte eine Kneipe. Tom war sehr groß und trug ein zerknülltes, weit offenes Hemd. Hanna stellte sich neben ihn und sah im beim Auffüllen der Caipirinhas zu. »Alicia hat sich die gewünscht«, sagte er. Es war inzwischen so laut, daß Hanna kaum ihr eigenes Wort verstand. Im Raum war nichts, das die Stimmen hätte dämpfen können, außer vielleicht den Strohblumen. »Willst du Limetten schneiden?« fragte Tom. Er sah Hanna von oben in die Augen. Sie nickte. Er gab ihr das Messer und strich dabei wie unabsichtlich über ihren Handrücken. Hanna viertelte die grünen Früchte. Eine der Brasilianerinnen hatte sich zu ihrem Mann auf dem Schoß gesetzt und schnurrte ihm ins Ohr. Sebastian lächelte manchmal herüber, unterhielt sich aber weiter mit Alicia. Hanna hätte gerne gesehen, was in seinen Augen vor sich ging. Sie könnte sich einfach dazustellen, es wäre nichts dabei. Aber sie blieb bei Tom und schnitt Limetten, viel zu viele. Nie war sie eifersüchtig gewesen. Niemals. Doch jetzt hatte sie Angst.

»Hab schon viel von dir gehört«, sagte Tom. »Komm doch mal auf einen Cocktail vorbei.« »Gerne.«

Jedes Mal, wenn Hanna zu Tom hinaufschaute, sah sie auf einem Bord über ihren Köpfen eine Reihe Flaschen stehen. Manche hatten aufwendig bemalte Etiketten und waren noch halb voll, doch um jeden der gläsernen Hälse lag ein Kragen aus Staub. Hanna glaubte zu spüren, daß eine stumme Empörung von ihnen ausging. Sie versuchte sich vorzustellen, was das wohl für Abende gewesen waren, an denen die Flaschen erst angebrochen und dann zurückgestellt wurden für Jahre. Abende der Eltern vermutlich, mit Käseigeln und Hawaiitoast.

»Kann man die noch benutzen?« fragte sie Tom.

»Manche vielleicht. Kommt drauf an.«

Hanna fragte nicht, worauf, und Tom holte auch keine der Flaschen herunter. Es war, als befände sich der Partyraum mit seinen Strohblumen in einer Art Kampf gegen die kleine Schar Versprengter, die Alicia und Erik für diesen Abend zusammengeklaut hatte. Hanna versuchte mit den Brasilianern zu reden, aber die verstanden kaum Englisch. Tom konnte sich nur auf Deutsch unterhalten. Maria sprach Spanisch mit Alicia und Erik, auch wenn Sebastian oder Hanna dabeisaßen.

»Merengue!« rief Alicia plötzlich. Sie legte eine CD auf. Dann wollte sie mit ihrem Freund tanzen, aber der versteckte sich hinter seinem Grill und hob nur abwehrend die Gabeln. Also tanzte sie abwechselnd mit den Brasilianern oder allein, manchmal auch mit Maria und Hanna. Wenn sie alleine tanzte, war ihr Gesicht hart, beinahe leer, doch alle beklatschten ihre trotzig und doch geschmeidigen Bewegungen. Hanna war warm von den Caipirinhas. Sie lehnte sich an Sebastian, der seine Finger in ihr Haar flocht. Für einen Augenblick war alles gut. Doch letztlich gewannen die Strohblumen, trotz der Merengue und der Cocktails. »Der Babysitter wartet«, sagten die Brasilianer um halb zwölf und gingen. Eine Luftschlange fiel von der Wand und es regnete noch immer.

Nach der Party fing Alicia an, ihre Deutschstunden abzusagen. Wenn sie doch einmal zum Unterricht kam, schleppte sie schwer an den Aufgaben, die Hanna ihr stellte. An einem Nachmittag hatte sie tiefe Schatten unter den Augen. Sie und Erik waren am Samstag mit dem Auto nach Madrid gefahren, am Sonntag weiter nach Sevilla und einen Tag später die ganze Strecke zurück. »Wir mußten was klären«, sagte sie nur. Ihr Englisch klang noch rauher als sonst und sie war abwesend. »Ich ruf dich an«, sagte sie, halb hinter der Haustür stehend, als Hanna ging.

Der Juni wurde zu seinem Ende hin heiß und ging in einen flirrenden Juli über. Hanna übersetzte, verreiste mit Sebastian in die Bretagne und besuchte ihre alte Stadt. Sie dachte kaum an Alicia, schrieb ihr nur eine Postkarte. Wenn sie jedoch nach ihrem neuen Leben gefragt wurde, erzählte sie von Alicia und Erik, und dann spürte sie die Umrisse der beiden so klar und deutlich in sich wie sonst nur jene Menschen, um die sich ihr Leben drehte. Vielleicht überfiel sie deshalb wieder diese Angst, als sie eines Nachts aufwachte und Sebastian im Nebenzimmer telefonieren hörte. Dabei war es nur seine Mutter. Überhaupt sprach er nur selten über Alicia. Unter die Sätze auf der Postkarte hatte er nicht mehr als seinen Namen geschrieben.

Anfang August wurde es still in den Gärten. Die Sommer-

blumen waren verwelkt, nur noch das Grün der Büsche und das Unkraut wucherten weiter lautlos über sich hinaus. In eine der warmen Dämmerungen hinein, in das Pfeifen der Abendvögel vor den offenen Fenstern, läutete das Telefon. Es war Alicia.

»Hey! Wie geht's? Danke für eure Karte.«

Nach wie vor sprach sie außerhalb der Deutschstunden englisch mit Hanna. Doch Hanna freute sich.

»Wollen wir uns treffen? Wir könnten nach Ramstein fahren.«

»Ramstein?« fragte Hanna belustigt. »Dieser Militärstützpunkt?«

»Da gibt's ein amerikanisches Kino. Filme auf Deutsch versteh ich doch nicht.«

Das amerikanische Kino lag außerhalb des Ortes auf einem Gelände, das von rotweißen Schlagbäumen bewacht wurde. Sebastian und Hanna bogen auf einen weiten Parkplatz ein. Sie stiegen aus, stellten sich an den Straßenrand und warteten auf Alicia und Erik. Sie würden *Troja* sehen. Ein Auto nach dem anderen rollte auf den Platz, unter den Reifen der Pick-ups knirschte der Kies, zwischen zwei Baumkronen schwebte ein Burger-King-Schild. Gedrungene junge Männer mit kurzgeschorenem Haar, Soldaten offenbar, führten ihre Mädchen an zwei Fingern zum verglasten Quader des Kinos hinauf. Die Rasenfläche zwischen der Straße und dem Glasbau leuchtete giftgrün in der Abendsonne. In diesem Licht sahen die Soldaten wie Spielfiguren aus Kunststoff aus. Plötzlich winkte Alicia vom Parkplatz herüber. Sebastian zupfte sein T-Shirt zurecht. Alicia war sehr braun in ihrem kurzen, weißen Sommerkleid. Als sie zum Kino hinaufgingen, hakte sich Alicia ein und Hanna spürte dieselbe leise, fast kindliche Aufregung, die sie sonst im Frühling überkam, wenn es weiterging mit dem Leben. Das Gefühl blieb auch im dunklen Kinosaal, vielleicht weil Alicias Hand in ihrem Popcorneimer raschelte wie früher im Kinderzimmer der Hamster im Sägemehl. Vielleicht auch, weil Alicia jedes Mal verzückte Laute ausstieß, wenn der eingeölte Brad Pitt auf seinem Streitwagen über die Leinwand preschte.

Später saßen sie im Burger King. Sebastian fand *Troja* totalitär. »Diese Massenszenen die ganze Zeit.« Er biß in seinen Burger. »Überhaupt, die Schlachten. Immer so vom Himmel gefilmt.«

»Ich hab so was noch nie gesehen«, widersprach Alicia. »Ich fands cool.« Sie wand sich unter Sebastians Blicken und Argumenten, halb genüßlich, halb beleidigt. Erik hingegen rutschte auf dem roten Kunststoff der Sitzbank herum und tat, als könnte er beide Seiten nachvollziehen. Er zog die

ganze Zeit Pommes frites aus Alicias Tüte, obwohl er selbst welche hatte. Im Gegenzug schnappte Alicia nach den Eierscheiben auf seinem Salat. Als sie sich dabei mit Soße bespritzte, tupfte Erik ihr die Tropfen von den braunen Wangen.

»Wenn Brad Pitt mitspielt, ist mir der Rest eigentlich ziemlich egal«, kicherte Hanna und blitzte Sebastian an. Das stimmte nicht, sie fand Brad Pitts Gesicht ziemlich komisch. Trotzdem wedelte Sebastian drohend mit seinem Strohhalm und Hanna lehnte sich zufrieden zurück. Eine Frau im Kittel begann den Boden zu wischen. Es war kurz vor halb zwölf.

»Wann sollen wir mit den Deutschstunden weitermachen?« fragte Hanna.

Alicia und Erik tauschten einen Blick.

»Ich kann nicht weitermachen«, sagte Alicia langsam und warf die Lippen auf. Sie sah Hanna an, aufmerksam und ein wenig lauernd, als sei Hanna jemand, dem man die Dinge nur schonend beibringen dürfe. »Wir wollten euch das sowieso erzählen. Wir gehen wieder nach Sevilla.«

»Nach Sevilla?« wiederholte Hanna. »Ich dachte, ihr wolltet hier ... naja, der deutsche Markt und so.«

»Ja. Es läuft auch nicht schlecht.« Erik legte den Finger an die Nasenspitze. »Aber wir brauchen mehr Leute, und die könnten wir hier nicht bezahlen. Hier schaffen wir das nicht. Spanien ist billiger.«

Schweigen. Sebastian spielte erst mit seiner Plastikgabel, dann fing er an zu fragen. In seinem Juristenton, langsam und ohne eine Spur von Lächeln. Hanna kannte das. Warum es in Spanien so viel billiger sein soll, wollte er wissen. Welche Einsparungen sie sich versprechen würden. Wo die Probleme lägen.

»Das ist ganz einfach so«, sagte Erik und verschränkte die Hände auf dem Tisch. »Die Spanier wohnen bis zur Hochzeit bei ihren Eltern.«

»Und?«

»Das heißt, sie sind meistens nicht verheiratet, wenn sie anfangen zu arbeiten. Deshalb sind die Löhne für Anfänger sehr niedrig.«

»Damit wollt ihr euch behelfen?« Sebastian zog die Brauen hoch.

»Ich weiß, was ihr denkt«, sagte Erik mit schmalen Augen. »Aber so ist das eben. Wir müssen ganz schön kämpfen.« Seine Stimme klang einen Moment lang nicht mehr biegsam und metallisch, sondern nur noch blättrig und grau.

»Ist ja eure Sache.« Sebastian hob die Hände. »Schade«, sagte er noch. Alicia lächelte schief in Hannas Richtung.

»Spanien ist warm. Du weißt doch, wie mir das fehlt. Ihr müßt uns besuchen.«

Hanna verzog die Lippen. Sie nickte, aber ins Leere. Sie

fühlte sich wie abgenagt. Alicia hätte doch eine Freundin werden sollen. Doch jetzt türmte sich zwischen ihnen ein luftiges, klebriges Gebirge aus leeren Pommestüten, Burger-schalen und Serviettenknäueln. Die Frau im Kittel öffnete die Tür und kehrte die Schwelle. Die Servietten auf den Tablets zitterten im Zug der Nachtluft.

Um halb zwei steigen Hanna und Sebastian aus dem Auto. Bis auf die Nachtgrillen ist es still. Ihr müßt uns besuchen. Immer wieder zieht der Satz durch Hannas Gedanken, und jedesmal spürt sie ihn als ein Brennen wie eine Abschürfung der Haut. Zugleich schämt sie sich für das Brennen. Sie hätte es doch sehen müssen. Die Küche mit der Eckbank und der Pendeluhr. Das Haus, wie es unverändert blieb über die Wochen und Monate. Um das ö und das z hat sich Alicia auch nie wirklich bemüht.

Hanna öffnet die Wohnungstür und geht in den dunklen Flur hinein. Da ist dieser Duft. Er steigt auf aus den Jacken an der Garderobe, aus den Kissen in den Zimmern, den Teppichen, vielleicht auch aus den Möbeln und den Büchern. Es ist der Duft von Sebastian und Hanna. Sebastian macht Licht. Neben dem Haken hängt der Spiegel mit dem silberfarbenen Rahmen. Reliefs aus Käfern und Blättern sind in die unteren Ecken geschnitzt. Hanna streicht über die Kerben in den Käferflügeln. Sie und Sebastian haben diesen Spiegel einmal an einem leuchtenden Oktobertag auf dem letzten Flohmarkt des Jahres gekauft. Auch sie werden irgendwann weiterziehen müssen. Immerhin, ihre Dinge sind um sie. Erinnerungen. Ihr Leben.

© Susanne Schedel

Zwanzig Jahre Super-GAU von Tschernobyl, zwanzig Jahre Kernkraftwerk Cattenom

Ein literarisches Memento

Von Dietmar Schmitz

Vor zwanzig Jahren, Ende April 1986, flog der Reaktor von Tschernobyl in die Luft. Im gleichen Jahr ging das Kernkraftwerk Cattenom in Lothringen ans Netz. Beide Ereignisse sorgten damals für große Aufregung. Der Super-GAU von Tschernobyl konfrontierte die Welt mit den Schrecken einer Katastrophe bei der friedlichen Nutzung der Kernenergie. Cattenom bedeutete, daß die atomare Zeitbombe ab sofort auch in unserer unmittelbaren Nachbarschaft tickte.

Heute ist von der Aufregung von damals nichts mehr zu spüren. Angeblich haben wir alles im Griff. Wer trotzdem schlecht schläft, wird damit beruhigt, daß der Ausstieg aus der Atomwirtschaft ja schon geplant sei.

Vor dem Hintergrund des Erinnerns an Tschernobyl und Cattenom greift der nachfolgende literarische Text noch einmal die Frage nach der Kernenergie, ihrem wirtschaftlichen Nutzen und ihren Risiken auf. Der Text ist Teil einer größeren Erzählung, in der es um Adrian Frey und seine Erlebnisse und Erfahrungen als Angestellter in einem fiktiven Ministerium für Natur und Gesundheit geht. Aufmerksame Leser werden sich vielleicht noch an Adrian Frey erinnern. Er kam in Heft 71/72, 1994 (Der geregelte Gang der einen und die Aufgeregtheit der anderen) und in Heft 75, 1996 (Das Attentat oder weshalb auch die Kunst verdächtig ist) schon einmal zu Wort. Jetzt nimmt Adrian Frey den Erzählfaden wieder auf.

Das wird schon schiefgehen!

Adrian stand als letzter in der Reihe. Mit den Worten: Adrian Frey ist mein Name. Ich bin der Neue. Auch ich wünsche Ihnen alles Gute zum Geburtstag, schloß er den Reigen der Gratulanten ab.

Herzlichen Dank für Ihre guten Wünsche, Herr Frey, entgegnete der Minister. Er schaute Adrian intensiv an, konnte sich aber beim besten Willen nicht erinnern, wer dieser Gratulant war und was er hier oben in der Minister- etage zu suchen hatte.

Trotzdem sagte er: Es gibt bei uns eine Menge zu tun. Der Pressesprecher wird Ihnen erklären, welche Aufgaben Sie übernehmen sollen. Ich hoffe, es wird Ihnen bei uns gefallen.

Ekkehard Weinstein, der Pressesprecher, der ganz in der Nähe stand und die Worte seines Chefs mitbekommen hatte, rief hinüber, er habe mit Adrian schon alles besprochen, Adrian könne sofort loslegen.

Minister Tädlich nickte zufrieden, nahm das Sektglas, das Klara Woll, seine Sekretärin, ihm reichte und stieß mit den Umstehenden an.

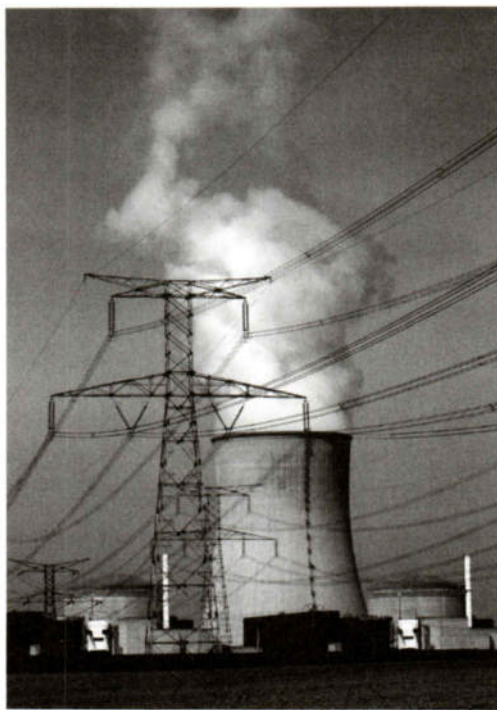
Das also ist Theodor Tädlich! Der Umweltaktivist, Atomkraftgegner, Friedenskämp-

fer und seit gut einem Jahr: der Minister für Natur und Gesundheit! Adrian hatte, obwohl er seit zwei Wochen im Ministerium arbeitete und sein Büro nur wenige Türen weiter lag, bisher noch keinen direkten Kontakt mit Minister Tädlich gehabt. Mal war Tädlich auf dem Flur in großer Eile vorbeigerauscht, mal hatte er versteinert im Aufzug gestanden, mal war er durch die Büros gestürmt auf der Suche nach einem seiner Referenten. Ansonsten hieß es immer: Er ist gerade weg! Er wird dringend erwartet! Er hat jetzt keine Zeit!

Ted, wie ihn alle nannten, gehörte zu dieser Garde zorniger junger Linker und Grüner, die in der Anti-Atomkraftbewegung ihre ersten politischen Erfahrungen gesammelt hatten. Er war in der Szene schnell zu einem Wortführer aufgestiegen und hatte sich bald auch parteipolitisch engagiert. Natürlich war so einer, der sich kompromißlos gegen die bestehenden Verhältnisse stemmte, der der rücksichtslosen Ausbeutung der Natur und der Umwelt den Kampf ansagte, der den Regierenden unangenehme Fragen stellte und der auf eine beinahe lebensgefährliche Art an das zu glauben schien, was er verkündete, den Mächtigen ein Dorn im Auge. Und nun gehörte er selbst zu den Mächtigen!

Adrian wanderte hinüber zur Fensterseite des weitläufigen Raumes. Von hier aus – das Ministerbüro lag hoch oben im elften Stock – konnte man die ganze Stadt überblicken. Eingeraht von waldreichen Hügeln und durchgezogen vom silbergrauen Band des Flusses lag das Straßen- und Häusergewirr wie Spielzeug zu seinen Füßen.

Eine unglaubliche Karriere, überlegte Adrian. Vom Straßenkämpfer dort unten bis hier herauf in die elfte Etage! Vom Demonstranten und Krawallmacher bis zum Minister! Adrian war vor ungefähr zwei Jahren zum ersten Mal auf Tädlich aufmerksam geworden. Es war bei einer großen Anti-AKW-Demonstration. Während die schweigende Mehrheit am Baggersee lag oder mit den Vorbereitungen für das abendliche Grillen beschäftigt war, hatten sich die üblichen Unruhestifter – Grüne, Rote, Alternative, christliche Gruppen, Linksliberale, Friedensbewegte und der ganze Troß der Anti-Atombewegung – an der AKW-Baustelle verabredet. Hier wurde eine der größten Nuklearzentralen der Welt, ein Monstrum von 5 200 Megawatt Leistung, hochgezogen. Es war ein brüllendheißer Augusttag. Mütter, bepackt mit ihren Säuglingen, Väter, die ihren Nachwuchs auf den Schultern trugen, Schüler, Lehrer, Studenten, Arbeiter, Arbeitslose, sie alle waren stundenlang marschiert, bis sie endlich das Kraftwerksgelände erreicht hatten. Die Barden hatten ihre Lieder gesungen, die Aktivistengruppen ihre Sprechchöre skandiert und die Promis ihre Reden gehalten. Theodor Tädlich war einer von ihnen! Als er an der Reihe war, kletterte er auf einen umgekippten Baucontainer, pflanzte sich breitbeinig auf diesem ungewöhnlichen Podium auf und schleuderte – hoch aufragend wie ein Leuchtturm – seine Sätze in die Menge. Er schaffte es tatsächlich, die schon abgeschlaffte Protestbohème wieder in eine brodelnde, revolutionäre Masse zu verwandeln! Adrian war beeindruckt. Dieser Mann betete nicht abgewetzte Litaneien herunter, spulte nicht die üblichen Phrasen ab, dieser Mann meinte es ernst! Wortgewaltig und zornig wie ein Savonarola ging er mit der Atommafia und der sie unterstützenden Regierung ins Gericht. Eine Kathedrale des Todes, eine tickende Zeitbombe nannte er das Kraftwerk. Adrian hatte diese Rede noch gut in Erinnerung. Vor allem zwei Sätze hatten sich ihm eingeprägt. Satz



Cattenom, Foto: © Georg Bense

eins: Wenn es zu einem GAU kommt, wird dieses Land hier für immer unbewohnbar sein. Für immer unbewohnbar! Adrian fand diesen Satz und die Aussage, die er enthielt, ungeheuerlich. Er bedeutete, daß die gesamte Bevölkerung das Land für immer verlassen mußte! Er selbst inbegriffen! Auch er wohnte ja in dieser Todeszone. Auch der zweite Satz hatte es in sich. Tädlich sagte: Es wird während der Laufzeit des Kraftwerks mindestens einmal zu einem Bruch des Kühlkreislaufs des Reaktors kommen. Die Konsequenzen dieses Satzes, der sich zunächst ja noch recht unspektakulär anhörte, waren ebenfalls niederschmetternd. Den Technikern, so erläuterte Tädlich damals, blieben bei einem solchen Unfall genau dreißig Sekunden, um das Notkühlsystem in Gang zu setzen. Gelingt das nicht, steige die »Nachwärme« des Reaktors so sehr an, daß der Reaktorkern schmelze und der GAU, der größte anzunehmende Unfall, eintrete. Dreißig Sekunden! Das ist ja weniger als nichts! Wenn da das Geringste schiefläuft, dann gute Nacht! Weder damals noch heute konnte Adrian begreifen, wieso man ein so hohes Risiko eingehen konnte, nur um an – vermeintlich – billigen Strom zu kommen.

Adrian verließ seinen Fensterplatz und spazierte zum kalten Büfett. Es gab belegte Bröt-

chen, Saft, Sekt, Wein und Bier. Klara füllte gerade die Gläser nach. Auf ihr Zeichen hin tranken alle noch einmal auf das Wohl des Ministers.

Seit dieser Rede auf dem umgekippten Baucontainer hatte Theodor Tädlich einen neuen Spitznamen. Er hieß jetzt »Container-Ted.« Erst hatten ihn seine Freunde und Mitstreiter sogenannten – voller Anerkennung wegen seines entschlossenen und unkonventionellen Auftretens damals – dann hatten die Medien diesen Namen aufgegriffen, und schließlich hatten auch seine Gegner ihn übernommen – auch wenn sie ihn eher abfällig verwendeten.

Eigentlich eine uralte Geschichte, die Geschichte Tädlichs, dachte Adrian. Es ist die Geschichte des Rebellen, der gegen die ungerechte Regierung kämpft, des Agitators, der das Volk gegen die Obrigkeit aufwiegelt, des politischen Habenichtss, der so lange gegen die Mächtigen Krawall macht, bis er selbst an der Macht ist. Natürlich ist es auch die Geschichte des Moralisten und Eiferers, der von einer besseren Welt träumt, der umherzieht wie ein Wanderprediger und den Leuten ins Gewissen redet. Und schließlich ist es die Geschichte des armen Schneiderleins, das eines Tages aufwacht und verblüfft feststellt, daß es in Purpur gehüllt ist und in einem Palast wohnt.

Da steht also unser armes Schneiderlein, spottete Adrian im Stillen, trägt feinen Zwirn und Krawatte, sieht aus wie ein Juniorchef oder wie ein smarter Börsenmanager, wird mit »Herr Minister« angesprochen und plaudert mit seinen Mitarbeitern, als sei das die selbstverständlichste Sache von der Welt! Dauerlächeln inklusive! Ausgerechnet der Scharfmacher und Feuerkopf Tädlich! Ausgerechnet der Aufrührer und Unruhestifter, der jahrelang wie ein oberschwäbischer Bauernführer mit seinen Demonstrantenhaufen durch die Lande gezogen war und Angst und Schrecken verbreitet hatte! Der die Festungen der Macht und des Geldes wie kein zweiter belagert und bestürmt hatte! Ausgerechnet dieser Buntschuh-Räuberhauptmann, dieser Grünen-Zorro, dieser Öko-Jakobiner!

Aber irgendwie ist es natürlich auch die Geschichte des Opportunisten und Wendehalses, überlegte Adrian. Er erinnerte sich noch gut an die bitterbösen Streitereien, die damals in aller Öffentlichkeit ausgetragen worden waren: Ein Teil seiner Anhänger hatte Tädlich vorgeworfen, er habe mit dem Wechsel ins

Ministerium die gemeinsamen Ideale verraten und seine Mitstreiter schmähsch im Stich gelassen. Um Minister zu werden, sei er, mir nichts, dir nichts, auf die andere Seite der Barrikaden gewechselt, habe sich taufen und bekehren lassen und sei ein Anhänger der Reaktion geworden. In den Augen seiner enttäuschten Freunde Hochverrat!

Tädlich, alias Container-Ted, zeigte sich von derlei Anfeindungen unbeeindruckt. Während die Szene noch darüber stritt, ob sein Verhalten Verrat oder vielleicht doch eine besonders raffinierte Taktik sei, verkündete der frisch gebackene Minister: Freunde, unsere Strategie hat sich geändert, unsere Ziele aber nicht! Wir kämpfen jetzt nicht mehr außerhalb der Festung, wir sind ins Innere der Festung vorgerückt!

Seit Montag war an Adrians Telefon die Hölle los.

Morgens, wenn er in den Flur zu seinem Büro einbog, klingelte schon sein Telefon. Den ganzen Tag über klingelte sein Telefon. Abends, wenn er nach getaner Arbeit Richtung Aufzug schlich, klingelte sein Telefon. Es klingelte ohne Unterlaß.

Mütter, Väter, Landwirte, Hausfrauen, Geschäftsleute, Rentner, Urlauber, Freizeitsportler, alle wählten Adrians Nummer, alle wollten von Adrian wissen, was los sei und wie sie sich verhalten sollten. Von Adrians Rat hing es ab, ob der Junior zum Fußballspielen durfte. Adrian mußte bestimmen, ob die Kindergarten-Kinder weiter im Sandkasten spielen durften. Adrian war dafür verantwortlich, ob der Hund wie bisher Gassi gehen durfte. Adrian mußte entscheiden, ob man duschen sollte, wenn man von der Straße in die Wohnung zurückkam, ob Salat und Radieschen vom Wochenmarkt noch gegessen werden durften, ob die Kleider, mit denen man im Regen war, weiter benutzt werden durften oder ob sie – weil kontaminiert – als Sondermüll zu behandeln waren. Adrian sprach mit Rentnern, die sich in ihren Wohnungen verbarrikadiert hatten und sich weigerten, auch nur einen Fuß auf die Straße zu setzen. Adrian diskutierte mit Vätern, die überlegten, Frau und Kinder auf der Stelle ins nächste Flugzeug zu setzen und in ein noch unverseuchtes Land ausfliegen zu lassen. Von Adrians Entscheidung hing es ab, ob die Urlaubsreise nach Ungarn wegen der hohen Strahlenbelastung in Südosteuropa



Geisterstadt Tschernobyl, Foto: www.elenafilatova.com

abgesagt werden mußte. Und auch darüber mußte sich Adrian den Kopf zerbrechen: Eine Anruferin berichtete ihm ganz entsetzt, daß die Vögel aufgehört hätten zu singen. Sonst hätten jeden Morgen in aller Herrgottsfrühe die Vögel gesungen. Heute früh sei es totenstill gewesen.

Wieder und wieder erklärte Adrian die Begriffe Becquerel, Curie, Sievers, Cäsium 137, Millirem, Radionuklid. Wieder und wieder erläuterte er, was man unter Ganzkörperdosis, Halbwertszeiten, Gammastrahlen und Super-GAU zu verstehen habe, wieder und wieder sprach er über Restrisiko, statistische Wahrscheinlichkeit, Mortalitätsraten und den Zusammenhang von Krebsrisiko und atomarer Strahlung.

Was war passiert?

Eines von den vielen Atomkraftwerken, die in den letzten zehn, zwanzig Jahren im Namen von Wohlstand und Fortschritt in ganz Europa errichtet worden waren, war außer Kontrolle geraten und explodiert. Einfach so. In der Nacht zum 26. April.

Erst war die Kühlung ausgefallen, dann hatte sich der Reaktorkern überhitzt, schließlich war er in Brand geraten und explodiert und hatte riesige Mengen radioaktiver Strahlung freigesetzt. Die zuständigen Stellen vor Ort leugneten und verharmlosten nach guter alter Tradition erst einmal alles. Als nach Tagen dann doch die ersten Meldungen in den Zeitungen erschienen und nach weiteren Tagen feststand – inzwischen war Anfang Mai – daß dieser »Unfall« nicht mehr zu beschönigen und schon gar nicht zu vertuschen war,

bekam es Europa mit der Angst zu tun. Obwohl der Unglücksreaktor gut tausend Kilometer von den europäischen Zentren entfernt lag, ergaben die Messungen, daß große Mengen radioaktiver Strahlung Richtung Mitteleuropa unterwegs waren.

Auch Adrians Ministerium war umgehend in Alarmbereitschaft versetzt worden und auf Anweisung des Ministers war Adrians Umweltberatungs-Telefon in ein Auskunftstelefon für die Reaktorkatastrophe umfunktioniert worden. Die Nummer hatte in allen Zeitungen gestanden und war stündlich im Rundfunk bekanntgegeben worden. Wer Fragen im Zusammenhang mit dem Reaktorunfall habe, so die Radiodurchsage, solle sich mit der Hotline des Ministeriums in Verbindung setzen. Hier erhalte jeder Bürger schnell und unmittelbar alle notwendigen Auskünfte.

Der Ansturm besorgter Bürger ließ jedoch auf sich warten. Einige Anrufe zusätzlich, ja, insgesamt war das Interesse an Adrians Telefon zunächst aber erstaunlich gering. Und besonders beunruhigt oder verzweifelt über den sogenannten »Störfall« schienen die meisten, die anriefen, auch nicht zu sein! Eher ungläubig und ein Stück weit ohne eine rechte Vorstellung, was da eigentlich vor sich ging. Es schien, als hätten die Leute überhaupt noch nicht begriffen, was passiert war. Wie die berühmte Ausflugsgesellschaft auf dem Vergnügungsdampfer, die auf dem Promenadendeck tanzt und scherzt, während es unten im Maschinenraum schon lichterloh brennt. Vielleicht, überlegte Adrian, weigerten sich die Menschen ja einfach, der Realität ins Auge zu

blicken, nach dem Motto »was nicht sein darf, das nicht sein kann.« Oder aber – auch dieser Gedanke kam Adrian – die Meldungen über das Unglück hatten sie so sehr erschreckt, daß es ihnen erst einmal die Sprache verschlagen hatte, daß sie abgetaucht waren und sich verkrochen hatten.



Die Überreste menschlichen Lebens in der Todeszone, Foto: www.elenafilatova.com

Doch die unwirkliche, fast schon gespenstische Ruhe hielt nicht lange an. Ein, zwei Tage vielleicht. Dann hatten die Leute sich vom ersten Schreck erholt und kamen wieder aus ihren Verstecken hervor. Sie stellten fest, daß sie ja noch gar nicht tot oder so gut wie tot waren, und begannen – erst langsam, dann immer aufgeregter – hin und her zu laufen und ein gewaltiges Gezeter anzustimmen. In der Presse, im Rundfunk, im Fernsehen, in den Büros, in den Wohnungen, auf den Straßen und Plätzen, das Geschrei war beängstigend.

Hatte es jetzt die gute, alte Erde erwischt? In den ersten Tagen des Mai, bei strahlendem Sonnenschein und leichtem Ostwind? Erfüllten sich jetzt die Prophezeiungen all derer, die immer schon gesagt hatten, das mit den Atomkraftwerken könne auf Dauer nicht gutgehen? Bekamen jetzt die Miesmacher, Kulturpessimisten und Zivilisationskritiker Recht, die immer schon behauptet hatten, der Mensch werde keine Ruhe geben, bis er die Erde, die Natur und auch sich selbst zu Grunde gerichtet habe? Die gesagt hatten, wo der Mensch seine Finger im Spiel habe, würden Fehler passieren und deshalb würde ihm eines Tages auch der ganze Atomwahnsinn um die Ohren fliegen? Waren wir jetzt an dem

Punkt angelangt? War das der Anfang vom Ende? Der Auftakt zur Apokalypse? Fielen jetzt die Vögel vom Himmel? Verfinsterte sich die Sonne? Erfüllten sich die Weissagungen des Nostradamus? Hatte man sich so das Ende der Welt vorzustellen?

Ab sofort stand auch Adrians Telefon nicht mehr still. Ab sofort reihte sich Telefonanruf an Telefonanruf. Ab sofort wurde aus Adrian Frey, dem Anfänger, dem Job-Neuling, dem Aushilfs-Angestellten ein Strahlenschutzfachmann, Notstandsexperte, Lebensberater und Gesprächstherapeut. So schnell konnte das gehen! Dabei war er kein Jota klüger als diejenigen, die bei ihm Rat suchten. Dabei war er genau so überrascht und geschockt über das, was über das Land hereingebrochen war, wie seine Anrufer. Und natürlich wußte auch er nicht, was richtig und was falsch war, wozu er raten und wovon er abraten sollte. Und wo das alles enden würde.

Aber wer wußte das in diesen Tagen schon?

Auf die sogenannten Experten, die Atomphysiker, Strahlenfachleute, Nuklearbiologen – soviel war klar – konnte man sich jedenfalls nicht verlassen. Wann war ein Atomkraftwerk sicher? Gab es das überhaupt, ein sicheres AKW? Oder die Grenzwerte-Diskussion: Wann war Atomstrahlung unbedenklich? Ab wann wurde sie gefährlich? War sie nicht immer gefährlich? Zu jedem Argument gab es mindestens ein halbes Dutzend Gegenargumente, zu jedem Experten mindestens fünf Gegenexperten. Jahrelang hatten diese Experten der Bevölkerung eingeredet, daß ein solcher Unfall praktisch ausgeschlossen sei. Er komme nach der statistischen Wahrscheinlichkeit höchstens alle zehntausend Jahre einmal vor, sei mithin »eine statistische Größe ohne praktische Bedeutung.« Und was war passiert? Nur wenige Jahre, nachdem die ersten Kernkraftwerke in Betrieb gegangen waren, war diese »statistische Größe ohne praktische Bedeutung« Realität geworden! War es zum Super-GAU, zum größten anzunehmenden Unfall, gekommen.

Genau so unglaublich und widersprüchlich wie in der Wissenschaft ging es in der Politik und in den Verwaltungen zu. Was heute den Stempel »amtlich« trug, war morgen schon nicht mehr das Papier wert, auf dem es geschrieben war. Die Richtlinien und Empfehlungen der Bundesregierung widersprachen

den Richtlinien und Empfehlungen, die die Länderregierungen verkündeten. Was in Frankreich – die Grenze war nur wenige Kilometer entfernt – erlaubt war, war in Deutschland, wo die Grenzwerte um ein vielfaches strenger waren als in Frankreich, verboten. Was in Belgien gegessen werden durfte, mußte in Nordrhein-Westfalen auf Sondermüll-Deponien und Sammelstellen für radioaktive Abfälle geschafft werden.

Auch die ministeriumseigenen Fachleute – immerhin gab es eine Abteilung Strahlenschutz in Adrians Ministerium – waren alles andere als eine glaubwürdige Informationsquelle. Eine Krisensitzung jagte zwar hier die nächste, oft auch im Beisein des Ministers. Aber der Grundwiderspruch blieb: Mit ihrer »amtlichen« Meinung verurteilten die Fachleute des Hauses pflichtschuldig Kernenergie und Kernkraftwerke. Fragte man sie aber nach ihrer persönlichen Meinung, so befürworteten die meisten von ihnen – sie waren ja fast alle noch von der atomfreundlichen Vorgängerregierung eingestellt worden – die Kernenergie und ihre wirtschaftliche Nutzung. Adrian jedenfalls hatte kein Zutrauen in ihre Weisheiten.

Chaos und Verwirrung also, wohin man schaute.

Die Salatköpfe auf den Wochenmärkten waren vergiftet und verstrahlt, das laue Mai-lüftchen, daß normalerweise Frühlingsgefühle herbeiwehte, führte radioaktive Wolken heran, der Regen, der auf Wiesen und Felder niederging, verseuchte das Land. War es da ein Wunder, daß die Leute sich nicht mehr zu recht fanden? Daß sie nicht mehr wußten, was sie tun und was sie lassen sollten?

War es ein Wunder, daß die Leute in Panik gerieten?

Dennoch: Während draußen der Sturm tobte und alles wegzureißen drohte, während die Menschen drauf und dran waren, die Erde und das Leben auf ihr zugrunde zu richten, während sie zumindest schon einmal probten, wie das Zugrunderichten funktionieren könnte, saß Adrian in seinem kleinen Büro hinter seinem Telefon und stemmte sich mit aller Macht dem Untergang entgegen. Er beruhigte die Ängstlichen, widersprach den Verharmlosern und informierte die Unwissenden. Er spürte, wie nach den Jahren des Ausgeschlossenenseins und des Nichtstuns die Wärme des Lebens in ihn zurückströmte und genoß

es, zu arbeiten und gebraucht zu werden. Mit Befriedigung registrierte er, daß seine Zunge abends so schwer war, daß er kaum noch sprechen konnte. Zu seiner Freundin sagte er: Ich hätte nicht gedacht, daß mir der Weltuntergang so gut bekommen würde.

Aber alles war ja noch viel schlimmer! Die Gefahr kam nicht nur von dem Reaktor, der irgendwo am Rande Europas explodiert war, sie hatte sich schon bis in die unmittelbare Nachbarschaft vorgearbeitet. Ganz in der Nähe stand dieses verdammte neue Kernkraftwerk! Alle Proteste, alle Einsprüche, alle Klagen hatten den Bau dieser »Kathedrale des Todes«, wie Minister Tädlich sie genannt hatte, nicht verhindern können. Demnächst würde sie ans Netz gehen. Ausgerechnet jetzt!

Es sieht überhaupt nicht gut aus! Mit diesen Worten stürmte Weinstein, Tädlichs Presse-referent, eines Morgens in Adrians Büro.



Autoscooter in der Geisterstadt
Foto: www.elenafilatova.com

Eigentlich war er gekommen, um mit Adrian über die neueste Entwicklung bei der Reaktorkatastrophe zu reden, über die hohen Meßwerte der letzten Tage, darüber, wie Adrian die Position der Regierung gegenüber der Bevölkerung darstellen sollte, über bestimmte Sprachregelungen, die er beachten sollte. Eigentlich hatte er ihm sagen wollen, daß der Minister wünsche, daß er an seiner Hotline unbedingt beruhigend auf die Leute einwirken sollte, daß er natürlich nichts beschönigen sollte, aber auch keinesfalls die Dinge dramatisieren dürfe, die Leute seien schon genug in Aufregung. Aber dann redete er nur über das neue Kraftwerk.

Als hätten wir nicht schon genug Ärger am Hals! Die Atomschleuder, die diese Atomfuzzies uns da vor die Nase gesetzt haben, ist eine einzige Katastrophe! Wenn da was passiert, dann ist hier absolut Feierabend! Die Bombe geht dann nicht in tausend Kilometern Entfernung hoch, sondern gleich um die Ecke! Und glaub' bloß nicht dem Gesülze des Betreibers, das Kraftwerk sei sicher, die Technik sei ausgereift. Nichts ist ausgereift! Was schiefgehen kann, geht schief! Das war schon immer so! Wieso soll das bei dem Ding anders sein? Der Betreiber sagt ja selbst, daß es mindestens einmal während der Laufzeit zu einem schweren Unfall kommt. Zwar weiß er noch nicht genau, wann das passiert, aber daß es passiert und auch in welchem Bereich des Kraftwerks es passiert, das weiß er schon! Es passiert im Kühlsystem! Das bricht – so die Angaben des Betreibers – mindestens einmal während der Laufzeit des Kraftwerks zusammen!

Ja, ich weiß, entgegnete Adrian. In dreißig Sekunden muß dann das Notkühlsystem eingeschaltet werden, sonst ist der Reaktor außer Kontrolle. Aber ehe er dazu kam, mit seinem neu erworbenen Wissen über Kraftwerkstechnik und Kraftwerkssicherheit bei Weinstein ein paar Extra-Punkte zu machen, hatte der das Gespräch schon wieder an sich gezogen.

Richtig! Dann haben wir den GAU. Und der Wind bringt uns die Scheiße direkt hierher! Wir liegen ja in der Westdrift dieser Atomschleuder. Und wir haben fast immer Westwind! Alles geht dann so schnell, daß nicht mal Zeit bleibt, die Leute zu warnen.

Adrian: Dann heißt es nur noch, rette sich, wer kann.

Weinstein: Aber auch wenn die Technik funktioniert und die Norkühlung rechtzeitig eingeschaltet werden kann, ist diese Atomschleuder alles andere als sicher.

Adrian: Woran denkst du?

Weinstein: Da draußen laufen jede Menge Verrückte, Fanatiker und Wirrköpfe herum. Was ist, wenn einer von denen auf die Idee kommt, einen Terroranschlag auf den Reaktor zu verüben? So ein richtig schöner Sabotageakt, exakt geplant und nach allen Regeln der Kunst ausgeführt.

Adrian: Warum sollte jemand so etwas tun?

Weinstein: Keine Ahnung. Aber es gibt genug Spinner, denen ich so etwas zutraue. Diese Typen organisieren Massenselbstmorde

im Urwald, vergiften Tausende von Menschen in der U-Bahn oder jagen ganze Bürogebäude-Komplexe in die Luft. Das hat es doch alles schon gegeben! Warum sollte nicht einer von denen auf die Idee kommen, daß man auch mit einem AKW viel Schaden anrichten kann? Du kennst doch meinen Grundsatz: Was passieren kann, passiert auch.

Wird das Kraftwerk denn nicht bewacht?

Natürlich wird es bewacht! Aber so ein verschnarchter Werkschutz läßt sich leicht überumpeln. Der schiebt Dienst nach Vorschrift und hat im Ernstfall einem gut trainierten Terrorkommando wenig entgegenzusetzen.

Adrian: Das sind ja tolle Aussichten.

Weinstein: Das kannst du laut sagen. Ich träume schon davon. Ich habe richtige Albträume! In ihnen wird dieses verdammte Kraftwerk angegriffen, gesprengt, bombardiert. In ihnen schießen und bomben sich Sprengstoffkommandos, schwerbewaffnete Stoßtrupps den Weg zum Reaktor frei, während ich wie gelähmt dastehe und zuschauen. Manchmal greifen sie auch aus der Luft an. Flugzeuge stürzen sich dann wie Kamikaze-Flieger auf das Kraftwerk oder donnern als fliegende Bomben in die Kühltürme. Und daß das Kraftwerk den Einschlag großer Flugzeuge nicht übersteht, sagen die Atomfuzzies ja selbst. Natürlich denke ich, wenn ich – schweißgebadet – aufwache, ich spinne, das gibt es doch gar nicht. Aber spinne ich wirklich? Ist das alles völlig unwahrscheinlich?

Adrian: Aber glaubst du wirklich, daß irgendwelche Fanatiker einen solchen Absturz vorsätzlich herbeiführen können? Daß sich irgendwelche Typen einen Passagierjet oder ein Frachtflugzeug schnappen und sich damit auf unser Kraftwerk stürzen können?

Weinstein: Ich weiß es nicht. – Aber in meinen Albträumen passiert es.

Bevor Weinstein noch eingehender über seine Albträume und Schreckensvisionen reden konnte, erschien Klara, Tädlichs Sekretärin. Sie forderte den Pressesprecher auf, sofort zum Minister zu kommen. Es sei dringend.

Die beiden rannten zum Ministerbüro hinüber.

Soviel wie heute hat der ja noch nie mit mir geredet, wunderte sich der zurückbleibende Adrian.

Dann nahm er seine Telefonberatung wieder auf.

Kopfgeschichten

Alfred Gulden, *Frau am Fenster und andere Geschichten*, Gollenstein Verlag, Blieskastel 2005, 187 Seiten

Wenn man den schmalen Band lesend durchblättert, durchblättern und liest (übrigens: gut in der Hand zu halten und angenehm gedruckt auf gutem Papier), wenn der Leser sich also auf diese Geschichten einläßt, weiß er bald Bescheid über Lebens- und Werkstationen des Alfred Gulden. Dazu gehören München und Saarlouis; in München ausgerechnet die Saarlouiser Straße, auch Schwabing und Nymphenburg, dann das Saarland zwischen St. Ingbert (als Treffpunkt Weisgerbers Biergarten) und der Umkreis von Saarlouis. Von der Lothringerstraße in München ist es nicht weit über die Grenze zu Claude Lorrain und wieder zurück zum Weißbier in Harlachingen. Man erfährt Familiäres, auch Reminiszenzen an eine verflossene Liebe tauchen auf (Guldens Roman *Greyhound* läßt grüßen).

Nach der Maxime »Wer seinen Winkel nicht sieht, sieht auch in der Welt nichts«, nehmen wir an Erfahrungen teil, an Erinnerungen, an flüchtigen Gedanken wie von Spots beleuchtet. Begegnungen werden oder waren wichtig; und so begegnen wir in diesen kürzeren oder längeren Texten den Lieben und Freunden wie Diter Rot. Eine starke Heimatverbundenheit, eine Anhänglichkeit an den heimischen Dialekt, in dem sich's so schön singen läßt. Daraus ist eine Sammlung entstanden, die nach einer Ordnung sucht als

Knopf-Geschichten, Bahn-Geschichten, Nest-im-Kopf-Geschichten. Was sich im Lauf der Jahre so angesammelt hat, was in Erinnerung geblieben ist wie ein Wort, wie Bruchstücke von Melodien, als Vergewisserung. Gulden ist in vielen Medien erfahren; er kennt dieses »wie schön sich Bild an Bildchen reiht«. Um im Bild zu bleiben: er benutzt gern den Selbstauslöser.

Daß man Dialektausdrücke wie »Hondsärsch« nicht überall versteht, ist eine nicht ungewöhnliche Erfahrung; daß Geschichten, die sich im Winkel oder im Kopf und in der Erinnerung des Autors abspielen, nicht immer »notwendige Geschichten« sind, muß man oft schmerzlich erfahren.

Wenn die (titelgebende) Frau am Fenster ihren Gedanken- und Erinnerungsfluß, ihren Film, punktlos (und ohne Schnitt) vor uns abspult, so hören wir hier auch die Stimme des Autors, den Rhythmus seiner Stimme, dieses Weiterspinnen der Sätze wie eine Etüde zu einem inneren Monolog, wie eine Rolle (für einen Sprecher?). Alfred Gulden hat seinen Œuvre-Katalog bereichert. »Wählt aus, nehmt euch«, läßt er Diter Rot sagen, als er mit seiner Partnerin den Künstler besucht und er im Abstand von Jahren zu sich sagt: »Diesen Tag Revue passieren lassen«.

Hans Emmerling

Geburtstag einer saarländischen Ikone

Zu einem Buch (Werkschau) zum 80. Geburtstag von Roland Stigulinszky

Roland Stigulinszky, *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung. Eine Werkauswahl aus 60 Jahren*, Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 2006, 463 Seiten

Unglaublich, da wird einer achtzig, am Vorabend des Geburtstages wird zum Erscheinen seines Buches mit einer Werkschau aus 60 Jahren eingeladen, und an der Tür steht einer,

weit entfernt von der Zahl seiner Lebensjahre, voll von Witz, Spott, Freundlichkeit und Vitalität. Eigenschaften, die auch immer seine Arbeit auszeichneten, wie gesagt, über 60 Jahre

hinweg. Wen alles Roland Stigulinszky kennt, wer ihn alles schätzt, bewundert, wer seine Freunde sind, an diesem Abend wird es deutlich. Stigulinszky, »Stig«, wie er allgemein genannt wird, gehört zum Land wie der Fluß zur Stadt, in der er geboren wurde. Ein echter Saarbrücker. Kein Zugereister, kein »Häargeloffner«, ein Einheimischer ist er, und die Geschichte des kleinen Bundeslandes hat er über Jahrzehnte hinweg miterlebt, akribisch verfolgt und kritisch kommentiert. Kongenial mit Zeichenfeder und Worten. Das alles wissen seine Freunde, die an diesem Abend gekommen sind. Doch so manches geriet über Wenden und Zeiten hinweg in Vergessenheit. Frühe und auch späte Karikaturen. Seine skurrilen Geschichten, oft geprägt vom Leben in einem Land an der Grenze. Aber auch immer wieder der Blick über den Nestrand der Provinz hinaus in die Welt, in der er gerne umherreist. Das alles kann man in einem interessanten Buch nachlesen, das an diesem Vorgeburtstagsabend unter dem leider nicht sehr attraktiven Titel

Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung auf den Markt gebracht wird. Erschienen im Röhrig Universitätsverlag St. Ingbert, als Band 7 in der Sammlung Bücherturm, einer Reihe, die bedeutende literarische Werke aus dem deutsch-französisch-luxemburgischen Dreiländereck einem breiten Publikum zugänglich machen will. In einem Nachwort schreibt Günther Scholl, zusammen mit Hermann Gärje Herausgeber der Reihe Bücherturm: »Um so wichtiger scheint mir, auch in dieser Reihe zuweilen einen ästhetischen Kontrapunkt zu setzen und am konkreten Beispiel



Roland Stigulinszky
Selbstporträt

das Menschenrecht auf Spaß einzufordern. Ohnehin zeigt sich in Stigulinszkys Fall, dass Scherz mit Ernst, Komik mit Niveau viel natürlicher verbunden sind, als dies häufig gehäht oder zugestanden wird.« Scherz, Ernst, Komik, Stigulinszkys Werkschau bietet auf rund 420 Seiten Pointen, Nachdenkliches, Kämpferisches und Hintergründiges. Da findet der Leser Betrachtungen zur Kultur bis

zum Abwinken, Überlegungen zu Weltgeschichte und deutschen Affären, und die Beschäftigung mit sich und dem eigenen Metier: Vom Lesen, Schreiben und Zeichnen. Und

nicht zuletzt, »Saarländisches«. Da räkelt sich Stigulinszky dann wohl in seinem Nest. Der »Saarländer als Solcher« ist immer wieder

sein Thema. Oft nur in Andeutungen, in Nebensätzen. Immer wieder taucht »Stig«, die Signatur in der saarländischen Plakatwelt auf. Werbung und Politik gehören zu seinen Arbeitsfeldern. Karikaturen in Zeitungen, Zeitschriften,

vor den Kameras des aufkommenden Fernsehens und im *Tintenfisch*, der satirischen Zeitschrift, dem »Humoristischen Blatt des Saarlandes«, das er selbst als

Simplizissimus-Verschnitt, das die JoHo-Ära ablehnend, bissig und witzelnd begleitete«, beschrieben hat. So wurde Stigulinszky über die Jahre hinweg, und auch das dokumentiert seine Werkschau, zum Zeitzeugen saarländischer Geschichte. »Ach, die Zeitzeugen«, schrieb er 1990, »sie sind wie Unfallzeugen. Jeder hat was anderes gesehen. Jeder stellt was anderes dar, in des Ausdrucks beiderlei Bedeutung. Aus Stimmigkeit wird Vielstimmigkeit, und schon kann der Streit weitergehen.« Er wird weitergehen.

Georg Bense

Von der Kunstkritik in der Küche

Gleich drei Gourmetführer, volkstümlich auch »Freßführer« genannt, sind im Saarland im Angebot. Zur Qual der Wahl im Restaurant, der Kneipe oder im Bistro haben Feinschmecker und solche, die es werden wollen, nun auch noch den Streß, sich durch die Ratschläge der Experten und Tester kämpfen zu müssen. Der Autor Sven Rech, ein Liebhaber guter Küche, hat sich die drei »Guides« mit Adressen im Saarland, Elsaß, Lothringen und Luxemburg näher angeschaut: Seine Eindrücke und Gedanken zum Angebot kulinarischer Möglichkeiten hat er in einem Beitrag für die *Saarbrücker Hefte* zusammengefaßt.

In der schönen Welt der Literatur ist es in den letzten Jahren und Jahrzehnten zu einer gewissen Wanderbewegung gekommen, der großen Völkerwanderung nicht unähnlich. So hat sich beispielsweise die Lyrik aus dem Reich der Poesie weitgehend verabschiedet und neue Bleibe in der Gebrauchsliteratur gesucht, dort vor allem in den blumigen Wiesen der Speisekarte.

Meerbrasse.

Auf Schaum von Fenchel.

Und Tomate.

Hat man je ein so traumhaft schönes Haiku gelesen? Welch meditative Versenkung war nötig, um das Bild vom Fisch zu beschwören, der leicht auf hellgrünem Fenchelschaum dahingleitet, perfekt ausbalanciert vom Rot und Rund einer leuchtenden Tomate? Wie plump und träge kommt dagegen Christian Friedrich Daniel Schubarts »launische Forelle« daher (»in einem Bächlein helle«) – daran haben heute nur noch Psychoanalytiker Freude (»so zuckte seine Rute... Und ich mit regem Blute...« usw.). Nein, wirklich große Lyrik findet man nur noch im Restaurant.

Wo die Kunst sich niederläßt, da ist die Kritik nicht weit. Und so ist im Zuge der Ästhetisierung des Essens der schöne Beruf des Restaurantkritikers entstanden. Oder – um im Bild der Völkerwanderung zu bleiben – nach den stolzen Kimbern und Teutonen sind nun auch die Vandalen eingefallen ins Land der Gebrauchsanleitung. Auch aus unserer Region sind wieder Fälle von Vandalismus zu vermelden: für das Saarland, das Elsaß, Lothringen und Luxemburg sind soeben drei neue Restaurantführer erschienen.

Wie jeder Kritiker ist auch der Restaurantkritiker eigentlich ein verhinderter Künstler. Er beherrscht das Handwerkliche der kritisierten Kunst, er verfügt über ein geschultes Sensorium, das die Hervorbringungen der Kunst in den feinsten Nuancen zu unterscheiden vermag, und vor allem: er verfügt über ungefähr hundert bis hundertfünfzig Kompetenzvokabeln, die ihn als Fachmann kenntlich machen. Worüber er nicht verfügt, ist der Mut des Künstlers zum Scheitern.

Der Restaurantkritiker tritt darum gerne zu zweit, zu dritt oder in noch größeren Rudeln auf. Jedenfalls schreibt er stets: »Wir« haben das Lammcarré probiert, »uns« hat der Flammkuchen geschmeckt, »unser« Eindruck war... Oder spricht hier ein Pluralis majesta-

tis, eine Autorität, die so allumfassend ist, daß sie singulär nicht ausreichend wahrgenommen würde?

Denn gerne verbreitet sich der Restaurantkritiker über Zubereitungsarten komplizierter Desserts, deutet Insider-Wissen Herkunft und Werdegang der Küchenmeister an, doziert über Rebsorten und die »Philosophie« einzelner Winzer, und erklärt natürlich nicht, was »Sedanini« oder »Zensai-Delikatessen« sind. Denn der Restaurantkritiker hat schon an allen Tafeln dieser Welt gegessen, und Langoustinos an Physalis-Chutney ißt so einer täglich zum Frühstück.

Die Leser des Restaurantkritikers sollen staunend zuschauen, wie er »herzlich« vom Küchenchef persönlich empfangen wird, wie er dann virtuos die Speise- mit der Weinkarte kombiniert, wie er scherzhaft-vertraut die Suppe zum »Süppchen« verkleinert, wie er immer neue Adjektive für Entenbrüste und Rehmedaillons erfindet, wie ihm der »Port etwas zu kräftig« erscheint, das Schneckenragout jedoch »als guter Griff«. Stolz prahlt der Restaurantkritiker mit seinem vollen Mund und würzt seine Rede mit Worten wie »selbstredend«, »sehr erfreulich«, und »Salute!« Bier nennt der Restaurantkritiker nach alter Väter Sitte stets »Gerstensaft« (und man hört den Herrn Gesangverein in ihm schon rülpsen), Weine dagegen besingt er mit hoher Stimme als »Gewächse«, und Desserts arten prinzipiell in »Feuerwerke« aus.

Da duckt sich die Meerbrasse auf ihrem Fenchelschaum, und die Tomate erblaßt. Die Vandalen haben sie mit Adjektiven überschüttet, in schiefen Bildern und den leuchtendsten Fehlfarben übergroß an die Wand gemalt – nicht zur Ehre der gelungenen Komposition, sondern zur Feier des Restaurantkritikers. Aber das Echo der Kunst ist nun mal leider – Kitsch.

Sven Rech

Wohl einer der ältesten Gourmetführer im Saarland ist der französisch-deutsche *regio Guide* von Rolf Klöckner. Erschienen im Verlag Selection, verspricht er »Genuß grenzenlos«. Die Ausgabe 2006 kostet 18 Euro. Eine der über 400 Empfehlungen gilt dem Restaurant Schloßgarten in Saarbrücken:

»Claudia und Ernst Halbritter haben sich in den 30 Jahren zwischen Landtag und Saarbrücker Schloss ein treues Stammpublikum erarbeitet. Die Vermählung der großen mit der regionalen Küche findet bei Ernst Halbritters Kreationen täglich statt. So gehört neben einem Lammrücken mit Olivenjus auch ein Boudin mit Pilzsauce und Kartoffelpüree zu den festen Größen der Karte.«

Nur wenig größer als ein Taschenbuch präsentiert sich der *Guide Orange* von Holger Gettmann, Gerhard Hoff, Dieter Leismann und Dominique Paul mit dem Untertitel: *Einkaufen und essen mit Genuss im Saarland, Elsass, und Lothringen*. Erschienen im Verlag Guide Orange, enthält er rund 500 Adressen von Restaurants und Geschäften. Die Ausgabe 2006 kostet 19,80 Euro. Eine Empfehlung von rund 120 ausgewählten Restaurants gilt Baldes Braustüb'l in Saarbrücken:

»Liebvolle Betreuung auf Saarländisch. Ja, wir wollen was essen. Es gibt auch ein Menü: Kartoffel-

suppe, Rinderrouladen mit Rotkraut und Salzkartoffeln und hausgemachter Apfelkuchen mit Vanilleeis. Was darf das kosten? Sind 14,50 Euro zu viel? Bei der Qualität gewiss nicht.«

Und last not least, der Restaurantführer *Saarland*, herausgegeben von Klaus Bierle. Erschienen ist er im Meininger Verlag GmbH in Neustadt/Weinsteige. Die Ausgabe 2006/2007 kostet 16,80 Euro. Unter den 152 Empfehlungen aus der Saar-Lor-Lux-Region ist auch das gutbürgerliche Gasthaus Zum Stiefel in Saarbrücken, eines der ältesten der Stadt:

»Das Vorurteil von der wenig variantenreichen, gutbürgerlichen Küche verflog sehr schnell, als wir eine raffinierte Kombination aus exquisitem Zanderfilet und sahnigem Sauerkraut mit knusprigen Kartoffelpuffern auf unserem Teller vorfanden. Nicht anders erging es denen, die den köstlichen Lammrücken genießen durften. Und das nach zartem Lachstartar oder einem leckeren Biersüppchen mit Leberklößchen zum Auftakt.«



Wer zu lesen versteht, besitzt
den Schlüssel zu großen Taten.
ALDOUS HUXLEY

Buchhandlung Hofstätter

Johannisstraße 3
66111 Saarbrücken
Telefon (0681) 33825

Öffnungszeiten:

Montag bis Mittwoch 10.00 – 18.30 Uhr
Donnerstag & Freitag 10.00 – 19.30 Uhr
Samstag 10.00 – 16.00 Uhr

Autorinnen und Autoren

Georg Bense, geb. in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, seit 1963 Fernsehjournalist, Autor, Regisseur und Kameramann zahlreicher Filme für ARD, ZDF und arte.

Wilfried Busemann, Historiker, im Ruhrgebiet aufgewachsen, Veröffentlichungen zur Geschichte rheinischer und saarländischer Arbeiterbewegungen, zur Alltagsgeschichte und zur Entschädigung saarländischer NS-Opfer.

Bernhard Dahm, geb. 1953, Rechtsanwalt mit Schwerpunkt Asyl- und Ausländerrecht.

Hans Emmerling, freier Mitarbeiter von SR und NDR, TV-Porträts u.a. von Raymond Aron, Joseph Beuys, Gisèle Freund, Artur Rubinstein, Dokumentarfilme über Futurismus, die *Tour de France*, über europäische Länder sowie Marokko und Israel, mehrfacher Grimme-Preisträger.

Johannes Großmann, geb. 1981, studiert Historisch orientierte Kulturwissenschaften mit den Hauptfächern Zeitgeschichte, Kulturgeographie, Kultur- und Mediengeschichte an der Universität des Saarlandes.

Judith Hüser, Historikerin, schließt eine Dissertation zu *Kirche, Politik und Gesellschaft in der Ära Hoffmann, 1945–1955* ab.

Hans Peter Klauck, geb. 1949 in Saarbrücken, Studium an der Pädagogischen Hochschule für Lehramt an Grund- und Hauptschulen, seit 1998 Schulleiter der Gesamtschule Gutberg Saarwellingen. Zahlreiche Publikationen zur Genealogie und Ortsgeschichte des Saarlandes, Schwerpunkt Familien- und Sozialgeschichte nichtseßhafter Randgruppen im Saar-Hunsrück-Raum und Geschichte der Eisenindustrie.

Michelle Klöckner, geb. 1979, studiert Historisch Orientierte Kulturwissenschaften (Zeitgeschichte, Mittelalterliche Geschichte, Kulturgeographie und Kirchengeschichte) an der Universität des Saarlandes.

Michael Kunkel, geb. 1969 in Winz-Niederwienigern (Ruhr), lebt seit 1998 in Basel. Er ist

Chefredakteur der Schweizer Musikzeitschrift *Dissonanz/Dissonance*.

Nina Loos, Schülerin am Gymnasium am Rotenbühl, Saarbrücken.

Ivica Maksimovic, geb. 1953 in Zrenjanin (ehem. Jugoslawien), lebt seit 1962 in Deutschland. 1976–77 Grundlehre bei Oskar Holweck, Fachhochschule des Saarlandes, 1977–80 Studium Kommunikationsdesign bei Peter von Kornatzki, Fachhochschule Darmstadt, 1980–85 Art Director bei den Werbeagenturen GKG; Lürzer, Conrad & Leo Burnett; Young & Rubicam, 1985–89 Creative Director und Mitglied der Geschäftsleitung bei der Werbeagentur RSCG, Butter, Rang GmbH. Seit 1989 Professor an der HBKsaar, seit 2004 Rektor, Inhaber der Werbeagentur Maksimovic & Partners. Zahlreiche internationale Preise und Auszeichnungen.

Eva Mendgen, Dr., Promotion in Kunstgeschichte in Bonn; Ausstellungen und Kataloge u. a. für Van Gogh Museum Amsterdam, Museum Villa Stuck München; Leitung verschiedener Forschungsprojekte, u. a. für das Center of the Advanced Studies in the Visual Arts an der National Gallery of Art, Washington D.C.; freie Mitarbeit u. a. an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart, wiss. Mitarbeit Bauhaus Universität Weimar.

Sven Rech, geb. 1965, Studium der Literaturwissenschaft in Saarbrücken, seit 1991 als Hörfunk- und Fernsehjournalist beim Saarländischen Rundfunk tätig, Förderstipendium der Landeshauptstadt Saarbrücken für Literatur 2002.

Josef Reindl, Soziologe.

Herbert Temmes, geb. 1969, Studium der Geschichte und Germanistik, Geschäftsführer der Deutschen Multiple Sklerose Gesellschaft LV Saarland e.V.; MBA Gesundheitsökonomie.

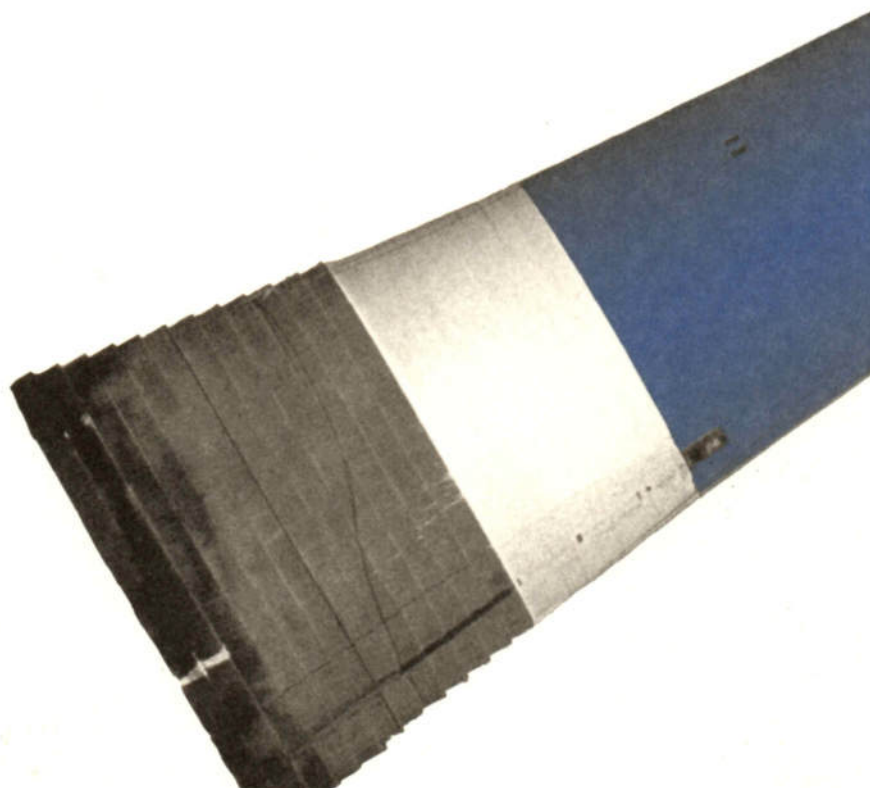
Anke Schaefer, geb. 1970, Studium Diplomstudiengang Kulturwirt, Sprachen-, Wirtschafts- und Kulturraumstudien in Passau, Volontariat beim Bayerischen Rundfunk, seit 1998 Rundfunkjournalistin.

Dietmar Schmitz, Dr., Studium der Politikwissenschaft und Germanistik u. a. in Bern, Wien und Berlin. Tätig als Gymnasiallehrer, im saarländischen Umweltministerium, in der kommunalen Kultur- und Umweltverwaltung und in der Privatwirtschaft. Journalistische Tätigkeiten.

Christoph Schreiner, geb. 1964, Feuilletonredakteur der *Saarbrücker Zeitung*.

Ach, was ist schon gerecht auf dieser Welt.

(Kurt Josef Schildknecht im *stern* Nr. 28 vom 6. Juli 2006)



ISSN 0036-2115
ISBN 3-89727-338-1